Fr. W. Robertson.

Sein Lebensbild in Briefen.

Verlag von Fr. A. Perthes Gotha.

Vielleicht mehr als irgendwo, ist jener Umgang der Seele mit der Seele, wenn beide himmelwärts schauen. Denn spricht die Seele eigentlich zu der Seele, dann nur im Himmelwärtsschauen, man nehme es, in welchem Sinne man wolle – nicht im Erdwärtsschauen kann das, was wir heilige wechselseitige Liebe und Gesellschaft nennen, überhaupt möglich werden.

Carlyle.

Meiner lieben Freundin.

von ihrer Doris

Weihnachten 1891.



Sincerely & gratefully yours
Fred W. Robertson

LICHTDRUCK V. RÖMMLER U. JONAS, DRESDEN.

[illegible] Robertson.



Sincerely & gratefully yours
Fred W Robertson

RÖMMLER U. JONAS

Friedrich Wilhelm Robertson.

Sein Lebensbild in Briefen.

Nach Stopford A. Brooke und Fr. Arnold

nebst einem Anhang

Religiöser Reden.

Mit einem Vorwort von Dr. Emil Frommel.

Mit Porträt.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1888.

An den Leser zur Verständigung.

„Ich halte fest an dem Menschen, von dem ich überzeugt bin, sein Herz sei gesund, und er meinte es anders, als es den Anschein hat. Ich halte mich an das Herz, an Mannhaftigkeit, an edle Gesinnung und nicht an korrekte Ausdrucksweise. Ich suche Worte und Handlungen nach dem Menschen zu beurteilen und nicht den Menschen nach seinen Worten und Handlungen. Zu einem Menschen stehen heißt nicht, seine Ansichten sich aneignen, sofern sie nicht die unseren sind, wohl aber Duldung derselben.“ Mit diesem Worte, das der edle Mann, dem die nachfolgenden Blätter gelten, über Kingsley einst geschrieben, sei auch von vornherein der Standpunkt bezeichnet, von welchem aus ich dem Buche das Geleitswort geben konnte, um welches ich gebeten bin. Es wird mich von vornherein der Mühe überheben, meine abweichenden Ansichten darzulegen und Einsichtigen gegenüber — und diese haben ja überhaupt nur ein Recht, gehört zu werden — mich wegen des Geleitswortes zu rechtfertigen. Hätte ich nicht den lebendigen Eindruck, ähnlich wie bei Kingsley, daß dies kaum siebenunddreißigjährige Leben wert war, gelebt zu werden, und daß es auch nach dem Tode noch als ein in die Erde gelegtes Samenkorn fruchtbringend sein werde, so würde ich dem Wunsche nicht willfahrt haben.

Aber dem ist in der That so. Bilder bilden, und das gilt

auch von Lebensbildern bedeutender Männer. Aus ihnen lernt sich, im Folgen und Meiden, aus einer einzigen vielleicht mehr für Herz und Amt als aus Folianten mit grauen Theorieen gefüllt. Ein echter Mensch und Christ wird immer von allen Menschen und Christen etwas an sich haben, nach irgendeiner Seite hin wird in seinem Lebensgang und -kampf der unsere uns verständlich. Bei einem Accorde schlägt leise, kaum hörbar, die höhere Oktave noch mit an; so klingt auch die Saite unseres eigenen Lebens beim Anschlagen des fremden mit. In gewissem Sinne müssen daher Biographieen, um recht verstanden zu werden, miterlebt werden. Neben dem Beschämenden haben solche Lebensbilder auch etwas Befreiendes und Erquickendes. An der fremden Individualität erfaßt sich und erstarkt die eigene; sie wird vertieft, geläutert und getröstet in dem Maße, als wir im fremden Leben in Tiefen und Abgründe des Menschenherzens, in Geisteskämpfe und durchweinte Nächte blicken, denen schließlich doch ein lichtes Morgenrot nach dem Ringen angebrochen ist, eine Erhörung auf das Wort: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Vielleicht haben wir selbst solche dunkle Stunden erlebt oder durchleben sie mit anderen oder lernen wenigstens durch solch' einen Lebensgang in teilnehmender Liebe ihre Schmerzen ahnen, demütig Gott dankend, daß wir nicht in solch' tiefes Thal geführt wurden.

Durch die nachfolgende Biographie werden in dem sinnenden Leser eine Fülle von Tönen angeschlagen werden. Fertigen Menschen, die freilich nur zu oft in einem anderen Sinne „fertig" sind, wird dies Buch wenig oder nichts bieten; sie werden es, mitleidig den „überwundenen Standpunkt" belächelnd, weglegen. Aber nach Wahrheit ringenden, ideal gerichteten, sittlich lauteren Menschen, die vielleicht noch zögernd auf der Schwelle des Heiligtums stehen und aus Gewissenhaftigkeit und Scheu nicht einzutreten wagen, wird dies Buch einen Samariterdienst thun. Sie werden bei manchen Stellen aufatmen, wenn sie in herrlicher Rede oder Brief in gedrängter, bezeichnendster Kürze und glän-

zendstem Farbenreichtum, zugleich in durchdringend klarster Weise Gedanken ausgesprochen sehen, die in dunkler Tiefe ihres eigenen Gemütes chaotisch sich gehoben und gesenkt haben. Man soll Menschen so wenig mit einander vergleichen als Gegenden, sondern sie in ihrer Art begreifen und würdigen; aber man darf sie wohl neben einander stellen. Robertsons Leben ist nicht so lang, wie das ebenfalls kurze Kingsleys; nicht so stürmisch nach außen, nicht so befriedigt nach innen, nicht so vielseitig sprühend; aber dafür gesammelter, die Glut unter der Asche bergend, mehr noch ethischen als dogmatischen Problemen nachgehend, sich mehr nach innen als nach außen verzehrend. Hat Edmont de Pressensé in einem trefflichen Essay Robertson einen „christlichen Byron“ genannt, dann möchte ich, ihn biblisch bezeichnend, Johannes des Täufers Gestalt in gewissem Sinne in ihm aufleben sehen. Beim Lesen seiner Predigten und seines Lebens mußte ich der Worte des Magus aus dem Norden gedenken: „Stelle mir den Jüngling, dem rachgierige Kamele ihre Haare zum Kleide gaben, der seinen Kiel in wilden Honig tunkte, daß seine Augen wacker wurden, dessen Beweise den Heuschrecken ähnlicher sind als den Blindschleichen am Wege; der die Mode der Proselytentaufe dem levitischen Heerdienst vorzieht, der eine Wahrheit teurer bezahlte, als der beste Landesvater seine Balletmeisterinnen; der wie Elias seine Lenden gürtete, da er vor Ahab hinlief, bis er kam gen Jesreel — da stund ein Bild auf: eine Stille und eine Stimme, die Stimme eines Predigers, dem das Publikum eine Wüste ist, in der mehr Herden wohnen als Menschen.“ Robertsons Beredsamkeit geht wie des Täufers Rede nicht in ausgefahrenen Gleisen schriftgelehrter Homiletik, sie ist neu und überraschend; sie faßt den Hörer und läßt ihn nicht mehr los, sie verfolgt ihn bis in den letzten Winkel seines Herzens und Gewissens und schneidet ihm alle Ausreden und Endschuldigungen ab. Furchtlos und männlich, aber maßvoll, greift sie den König wie das Volk, den Zöllner wie den Schriftgelehrten und Pharisäer an. Das „Es ist nicht recht“

klingt aus Robertsons bebenden Lippen ebenso gut in den Arbeiterversammlungen als in der Kirche, dem Rathaus und den Salons, in die die vornehme Welt Brightons sich drängte. Es fehlt seinem Leben auch nicht die dunkle Johannesstunde verzehrendsten Adventszweifels; einsam und allein kämpft er ihn durch. Er wird ihm gelöst nicht durch Gegenbeweise in Worten, sondern durch Thatsachen, er „sieht und hört"; er läßt die Spekulation fahren, und die Intuition tritt an ihre Stelle. Er „erschaut" die göttliche Wahrheit, weil er den Mut hatte, die Form, in welcher sie ihm bisher entgegen getreten, zu unterscheiden von ihr selbst. Ob er die göttliche Wahrheit voll und ganz, überall gleichmäßig erfaßt und erkannt, das wird der Leser aus diesen Blättern zu beurteilen haben. Nur das Eine möchte ich sagen: Mit siebenunddreißig Jahren ist ein Mannesleben noch nicht abgeschlossen; verheißen ist uns aber, daß wir in das Bild des Herrn verklärt werden sollen von einer Klarheit in die andere, und das, was wir im Bruchstück empfangen haben, von Angesicht zu Angesicht schauen werden. Aber gesucht hat er die Wahrheit mit dem lautersten Herzen, und hingegeben hat er sich an sie als ein lebendiges Brandopfer. In seinen Briefen hat sich seine Seele vielleicht noch rückhaltloser ergossen, als in seinen Predigten; sie waren ihm weniger Arbeit als jene. In Summa: „Er war ein brennend und scheinend Licht", anderen leuchtend, sich selbst verzehrend; brennend in der Liebe zu Jesu, der sein Alles war, brennend in der Liebe zu den Brüdern, denen er um seinetwillen alles gab.

Die von der Übersetzerin zusammengestellte Biographie Robertsons ist die erste in deutscher Sprache; sie ist dem großen Werke Brookes entnommen, das für englische Leser bestimmt ist. Die Übersetzerin hat darum alles, was bloß Engländer interessierte, weggelassen und wesentlich gekürzt, freilich nicht ohne Schmerz, so viel Bedeutsames streichen zu müssen. Mehr der Materie, als der Zeitfolge nach sind die einzelnen Briefe eingereiht; das amtliche Leben tritt mehr in den Vordergrund als das häusliche.

Daß die Auswahl der Briefe und Predigten ein subjektives Gepräge tragen mußte, begreift sich; ebenso gut, daß nur treue Mithilfe einer Freundin es ermöglicht hat, sprachliche Schwierigkeiten zu überwinden. Das Bild Robertsons zu entdecken und zu übermitteln, gelang den Bemühungen eines Hamburger Verehrers. Die vortrefflich übersetzten Predigten geben dem Buche besondern Wert.

Wer das Leben Kingsleys kennt, wird auch in dem Robertsons ähnliche kirchliche, politische und soziale Zustände antreffen; Zustände, wie sie uns zum Teil fremd, zum Teil auch verwandt sind. Ob wir in Deutschland jene Phasen schon durchlaufen haben, in die die beiden englischen Männer kämpfend und streitend nach allen Seiten hin eintraten, oder ob sie uns noch bevorstehen, will ich nicht entscheiden, genug: starrer Byzantinismus, ungesunder Pietismus, wohlfeiler Liberalismus, frecher Radikalismus, schwärmerischer Ultramontanismus und roter Sozialismus werden in neuer Gestalt immer das alte Gesicht zeigen, ebenso wie das Geschlecht der Pharisäer und Sadducäer, der Stoiker und Epikuräer der alten Welt unter uns nicht ausgestorben ist. Wer mit seinem Herzblut für die Wahrheit eintritt, wird sein Kreuz selbst zur Schädelstätte tragen müssen; wer aber am Kreuze hängt, dem besorgt ein Pilatus die Überschrift. Aber der Spott des gegenwärtigen Geschlechts verwandelt sich in einen Hymnus des folgenden.

Immerhin sind manche Kämpfe in diesem Lebensbilde, das schon im Jahre 1852 endet, wie vorausgeahnt und vorausgekämpft. Manche christologische Frage, ist wenn auch nicht gelöst, so doch angeregt und diskutiert. Was die Lehre von der Versöhnung betrifft, so werden die Theologen an Menken und Hofmann erinnert werden. Die brennende soziale Frage trifft in Robertson einen ebenso kühnen, als maßvollen Vertreter. Es würde schwer sein, Robertsons Anschauungen in ein System zu bringen und ihn unter irgendwelche theologische oder kirchliche Partei zu klassifizieren. Er gehört allen und keinen an. Er hat etwas Einsames und auch Vereinsamtes, und doch auch wieder

mit jeder etwas Gemeinsames. Es kann leicht sein, daß jemand von seinen Ansichten ebenso angezogen als abgestoßen sich fühlt; darin liegt eben das Eigenartige. Vergessen wir nicht, daß er Engländer ist. England ist das Land der Traditionen, der historischen Wollsäcke, auf denen die Peers sitzen, der Allongenperrücken, in welchen seine Richter Gericht halten und zugleich das Land, in welchem aufs heftigste gegen Traditionen protestiert wird. Man trägt die traditionellen Fesseln, aber man hört sie auch klirren und schütteln — England ist auch das Land des Hochkirchentums und der Dissenters. — Aber England und Deutschland haben doch eine tiefe Stammesverwandtschaft, und sie wird oft auch zu einer Wahlverwandtschaft. Der große Friedrich, Schiller und Goethe sind in England wenn nicht besser, so doch ebenso gut verstanden worden wie in Deutschland; und umgekehrt hat Shakespeare in Deutschland seine besten Kommentatoren gefunden. Händel und Haydn sind in England bewundert und verstanden worden, und der erstere schläft in Westminsters Abtei neben den Großen der englischen Nation. So denke ich, daß auch Robertsons Leben, Predigten und Briefe in Deutschland gerechtes Verständnis finden werden; sein Leben wird anregen, ich hoffe noch mehr — es wird beschämen. Wenige sind unter allerlei Christenvolk in unseren Tagen, wenige auch unter Hirten und Lehrern der Gemeinde, mögen sie einer Partei angehören, welcher sie wollen, die, was sittliche Lauterkeit, brennende Liebe zu Jesu und seinen Brüdern, Wahrhaftigkeit und Edelsinn, Hoheit und Männlichkeit der Gesinnung, wert sind, Robertson die Schuhriemen aufzulösen; vielleicht die am allerwenigsten, die, nachdem sie kampf- und mühelos in den Besitz der „Wahrheit", zu Amt, Ehren und Brot gekommen, für einen Mann wie Robertson nur ein Wort des Bedauerns haben. Viele verzehren in behäbiger Ruhe das I h r e, aber nicht s i c h s e l b s t im Dienste der Wahrheit und ihres himmlischen Königs. — Wie gerne hätte ich zur völligen Klarstellung der Bedeutung Robertsons wenigstens etwas aus jenem Essay Pressensés mitgeteilt, auf daß die Sache auf

zweier Zeugen Mund stehe und nicht bloß der Deutsche, sondern auch der Franzose über den Engländer gehört werde; aber ich muß es mir versagen.

Ich schließe. Das Grabgeleite, das ein Mensch empfängt, entscheidet noch nicht an sich über seine Bedeutung. Es hängt von zu vielen Zufälligkeiten ab. Bei etlichen Menschen aber trifft es zu und hat eine tiefere Bedeutung, wer am Grabe steht und weinend die Schollen Erde auf den Sarg wirft. Max Müller schreibt von Kingsleys Grabe kommend: „Wer vermöchte das Begräbnis und die zahlreiche Trauerversammlung zu vergessen, welche sein Grab umstand? Da war der Repräsentant des Prinzen von Wales, und dicht daneben standen die Zigeuner der Gemeindewiese, welche ihn ihren ‚Patrico-rai‘, ihren Priesterkönig genannt hatten. Da war der Gutsherr des Dorfs und die Tagelöhner jung und alt, denen er ein Freund und Vater gewesen war. Da standen die Statthalter ferner Kolonieen, Offiziere des Heers und der Marine neben dem Bischof seiner Diöcese und dem Dechanten seiner Abtei; die hervorragendsten Nonconformisten der Nachbarschaft, seine eigenen anhänglichen Hilfsprediger, Pairs und Mitglieder des Hauses der Gemeinen, Schriftsteller und Verleger und in roter Jacke die Jäger. Denn obgleich Charles Kingsley ein so treuer Pastor gewesen wie nur einer, war er auch ein tüchtiger Jagdfreund und hatte in seinem Leben ebenso keck über manche Hecke hinweggesetzt, wie er das letzte Hindernis sonder Furcht und Zittern überwunden. Alle, die er lieb gehabt, und alle, die ihn geliebt, waren da, und wenige Augen blieben trocken, als er in sein eigenes Kiesgrab gebettet ward, während die alten Bäume, die er gepflanzt und gepflegt, ihm einen letzten Gruß zuwehten und der graue, sonnige Himmel in stillem Mitleid auf das verödete Pfarrhaus, auf die kurzen Freuden und noch kürzeren Leiden der Sterblichen herniedersah. Alle gingen mit dem Gefühl nachhause, daß das Leben ärmer geworden, und jeder empfand, daß er einen verloren, der in gewissem Sinne sein besondrer Freund gewesen.“ — Das gilt auch von Robert-

sons Grabe. Auch an ihm standen in gemeinsamer Liebe und Schmerz verbunden die Glieder der Hochkirche und Dissenter, Katholiken, Unitarier und Juden; die Mitglieder der litterarischen Gesellschaft, die Armen, die Arbeiter, die Kaufmannschaft, die Reichen und Vornehmen Brightons. — Alle hatten an ihm etwas Besonderes besessen, alle in ihm etwas Besonderes verloren. Allen war er alles gewesen, um ihrer etliche für Christum zu gewinnen. In Robertson starb ein Prediger nicht bloß, auch ein Priester, der sein eigen Leben zum Opfer brachte für den, den er geliebt; ein wahrer Pontifex, d. h. ein Brückenschlager für viele, um sie über den Strom der Zeit ans Ufer der Ewigkeit, über die Abgründe des Zweifels und der Verzweiflung zum Hort und Fels der Wahrheit zu führen. — Solch' ein Mann hat nicht umsonst gelebt. Auch über dem Lebensdenkmale, das ihm die nachfolgenden Blätter setzen, leuchte das Wort, das auf seinem Grabstein steht:

„Ehre dem Erlöser, der sein Alles war!“

Druckfehler.

Seite 2 Zeile 20 von oben lies: „begriff“ statt „ergriff“.
„ 14 „ 14 von oben enden die Anführungsstriche Zeile 16 und nicht erst Zeile 33.
„ 15 „ 16 von oben lies: „sagt er“ statt „sagter“.
„ 51 „ 16 von oben lies: „trakterianische“ statt „trakteranische“.
„ 55 „ 3 von unten lies: „ihn“ statt „hn“.
„ 58 „ 1 von oben lies: „eine“ statt „eine“.
„ 61 „ 8 von oben lies: „bedürften“ statt „bedurften“.
„ 68 „ 11 von unten lies: „muß sich rechtfertigen lassen von“ statt „wird gerechtfertigt bei“.
„ 113 „ 1 von unten lies: „Prediger“ statt „Prgdiger“.
„ 139 „ 9 von oben lies: „je“ statt „so“.
„ 142 „ 19 von oben lies „Christi“ statt „Christo.
„ 143 „ 5 von oben lies: „Christi, fühlen wie statt „Christi fühlen, wie“.
„ 143 „ 7 von unten lies: „erst ihre Verwirklichung“ statt „Verwirklichung“.
„ 151 „ 4 von oben lies: „hier“ statt „gar“.
„ 151 „ 16 von oben lies: „verbitterndes“ statt „verbittertes“.
„ 161 „ 17 von oben lies: „hinsichtlich“ statt „in Hinsicht“.
„ 163 „ 7 von oben lies: „schauriges“ statt „schaueriges“.
„ 164 „ 6 und Zeile 9 von unten lies: „londoner“ statt „Londoner“.
„ 166 „ 5 von unten lies: kein Komma zwischen unerhört geheimnisvoll.
„ 184 „ 12 von unten lies: „Thränen“ statt „thränenvollen Nächten“.
„ 198 „ 6 von oben lies: „danach“ statt „darnach“.
„ 203 „ 9 von oben lies: „nicht“ statt „nichts“.
„ 208 „ 19 von oben lies: „kritisch“ statt „ritisch“.
„ 210 „ 4 von unten lies: „Urteil“ statt „Anteil“.

Seite 211	Zeile	6	von unten lies: „Unaufrichtiges“ statt „Unannehmbares“.
„ 224	„	18	von oben lies: „Dame“ statt „Damen“.
„ 249	„	14	von oben lies: „Prinzip. Fawnes“ statt „Prinzip Fawnes“.
„ 252	„	18	von oben lies: „sich in“ statt „sich“.
„ 261	„	5	von unten lies: „danach“ statt „darnach“.
„ 267	„	7	von unten lies: „aus den“ statt „aus“.
„ 271	„	2	von oben lies: „säule“ statt „äule“.
„ 271	„	5	von oben lies: „in“ statt „sn“.
„ 282	„	5	von unten lies: „erlangen könne“ statt „erlangenkönnte“.
„ 291	„	2	von oben lies: „nicht Salomo der“ statt „nicht der“.
„ 294	„	11	von oben lies: „Weisung — die Parallele“ statt „Weisung die — Parallele“.
„ 304	„	12	von oben lies: „dich in“ statt „dich selbst in“.
„ 304	„	7	von unten lies: „erfahren“ statt „erfuhren“.
„ 306	„	6	von unten lies: „sein“ statt „ihr“.
„ 310	„	9	von oben lies: „hier“ statt „in ihnen“.
„ 316	„	15	von oben lies: „wiederhallen“ statt „wiederkehren“.
„ 322	„	2	von oben lies: „entrinnen —“ statt „entrinnen“.
„ 329	„	8	von unten lies: „oder“ statt „und“.
„ 359	„	7	von unten lies: „der Glaube“ statt „Glaube“.
„ 362	„	14	von unten lies: „jeder“ statt „aller“.
„ 365	„	8	von unten lies: „gebahnt“ statt „bahnten“.
„ 384	„	10	von unten lies: „der“ statt „des“.
„ 391	„	17	von oben lies: „ist“ statt „st“.
„ 396	„	6	von unten lies: „Nicht so daß“ statt „Nicht, daß“.
„ 401	„	15	von unten lies: „darin“ statt „dahin“.
„ 415	„	10	von unten lies: „wir da sagen“ statt „wir sagen“.
„ 418	„	4	von unten lies: „schreckt;“ statt „chreckt“.

Inhaltsverzeichnis.

			Seite
Kapitel	I.	[Kindheit 1. Schule 2. Geistige Entwickelung 3. Universität 3. Religiöse Strömung in Oxford 9. Ordination 18. Erstes Amtsjahr in Winchester 19. Krankheit 20. Reise auf den Kontinent 21. Heirat 22.]	1—23
"	II.	[Amtsführung in Cheltenham 24. Persönlicher Einfluß 29. Sein Äußeres 30. Sein Wesen 31. Freundschaften 34. Studium der Philosophie 34. Zweifel und Dunkelheiten 36. Niederlegen des Amtes 38. Reise auf den Kontinent 38. Briefe aus Tirol und Heidelberg 38. Amtsführung in Oxford 46. Berufung nach Brighton 47.]	24—47
"	III.	[Wirksamkeit in Brighton 48. Religiöse und theologische Anschauungen aus Briefen zusammengetragen 49. Lösung dogmatischer Schwierigkeiten 54. Die ihn leitenden Gesichtspunkte 55. Ansichten über Fegefeuer, Teufel u. a. m. 57. Auffassung der Sakramente 59. Über Inspiration 81. Über Behandlung des alten Testaments 86. Über die Rechtfertigungslehre 88. Die Sabbatfrage 98. Gedankensünden 105. Gebet 107. Deutsche Neologie 110.] . . .	48—112
"	IV.	[Charakteristik seiner Predigtweise 113. Gegner und Widerspruch 117. Wahrung seines Standpunkts 120. Angriffe frommer Damen 125. Briefe an ein Gemeindeglied über Zweifel 129. Seine Isolierung 135.]	113—137

			Seite
Kapitel	V.	[Robertson voller Interesse an den politischen Ereignissen von 1848 138. Wird des Sozialismus beschuldigt 139. Verteidigt sich dagegen 142. Verhältnis zu dem Arbeiterverein 145. Rede im Rathause 149. Einfluß auf die Arbeiter 152. Äußerung ihrer Dankbarkeit 155. Unterschied von Robertsons und Kingsleys sozialen Ansichten 158. Trost bei Mißerfolg 165. Robertsons Wirken unter den Armen 165. Sein nachhaltiger Einfluß auf Jünglinge 168. Dankbarkeitsadresse derselben 169. Seine Stellung zu den Wahlen 170. Zur Politik von der Kanzel 171. Seine Vaterlandsliebe 172. Seine Ansicht vom wahren Fortschritt 173.]	138—174
"	VI.	[Seine persönlichen Beziehungen in Brighton 175. Seine Freunde 176. Lady Byron 177. Mitteilungen über sein persönliches Auftreten 180.]	175—181
"	VII.	[Robertsons Briefschreiben 182. Kontrast zwischen Predigten und Briefen 183. Briefe über die Frage von der höchsten Vorsehung 185. Über die wahre Bedeutung von Schmerz und Leid 187. Über persönliche Neigungen 193. Trennungen 196. Seine Gedanken über das Weib und seinen Beruf 199. Robertsons Menschenkenntnis 204. Eingehen auf andere 207. Interesse für Menschen 209. Psychologische Probleme 210.] . .	182—212
"	VIII.	[Robertson als Seelsorger 213. Briefe über sittliche Fragen 214. Über eine bloße Gefühlsreligion 219. Über die Notwendigkeit, selbständig zu werden 224. Über Pflichterfüllung 225. Über die Frage, weshalb der Mensch Gutes wirken solle. 227. Vom kategeorischen Imperativ 229. Über Verschiedenes 230. Gegen den Morphiumgebrauch 231.]	213—232
	IX.	Einfluß der Natur auf Robertson 233. Seine Erholung auf der Jagd und beim Reiten 236. Einfluß der Kunst 238. Der Poesie 240. Briefe über Lieblingsdichter 241. Über Shakespeare 243. Über die Kunst recht zu lesen 249. Über Benvenuto Cellinis Selbstbiographie 250. Über	233—254

Seite

Walter Scott und über moderne englische Romane 252. Über französische Litteratur 253.]

Kapitel X. Robertsons beginnendes letztes Leiden 255. Zunahme der Krankheit 256. Religiöse Grundstimmung gegen Ende seines Lebens 259. Leiden 261. Schmerzen 263. Letzte Briefe 270. Sein Tod 273. Sein Begräbnis 273.] . . . 255—275

Anhang.

Religiöse Reden.

1. **Das Gebet**, über Matth. 26, 39 (gehalten 1848?) . . . 279—290

2. **Salomos Ende**, über Nehemia 13, 26 (gehalten am 24. Juni 1849) . . . . 291—305

3. **Das Mitleiden Christi**, über Hebr. 5, 15. 16 (gehalten am 4. November 1849) . . . . 306—322

4. **Die Zunge**, über Jakob. 3, 5. 6 (gehalten am 28. April 1850) . . . . 323—335

5. **Die Absolution**, über Lukas 5, 21 (gehalten am 2. Juni 1850) . . . . 336—351

6. **Geistliche Niedergeschlagenheit**, über Psalm 42, 1—3 (gehalten am 30. März 1851) . . . . 352—358

7. **Der Glaube des Hauptmanns von Kapernaum**, über Matth. 8, 10 (gehalten am 6. April 1851) . . . . . 359—367

8. **Der Kirche Botschaft an die besitzende Klasse**, über 1 Samuel. 25, 10. 11 (gehalten am 15. Juni 1851) . 368—384

9. **Des menschlichen Lebens Hinfälligkeit**, über Psalm 90, 12 (gehalten am 28. Dezember 1851) . . . . 385—395

Seite

10. **Die Selbstheiligung Christi**, über Johannes 17, 19 (gehalten am 16. Januar 1853) . . . . 396—410

11. **Die Herrlichkeit des göttlichen Sohnes**, über Johannes 2, 11 (gehalten am 30. Januar 1853) . . . . 411—427

12. **Die Versuchung Abrahams**. Gedanken aus einer Betrachtung über Genesis 22 (gehalten 1849) . . . . . 428—434

Kapitel I.

[Kindheit — Schule — Geistige Entwickelung — Universität — Religiöse Strömung in Oxford — Eigenart des Jünglings — Ordination — Erstes Amtsjahr — Ascetismus — Krankheit — Reise auf den Kontinent — Heirat.]

Friedrich Wilhelm Robertson stammt aus einer alten, schottischen Soldatenfamilie. Sein Großvater sowohl wie der Vater und sämtliche Brüder gehörten der englischen Armee an. Er ist am 3. Februar 1816 in London, im Hause seines Großvaters, als ältestes von sieben Kindern geboren. Sein Vater war Artillerieoffizier in Leithfort, und Robertson nennt als erste Erinnerungen den stets mit Lust gehörten Kanonendonner, sowie des Vaters Ordonnanz und den Artilleristen, der ihn an der Hand spazieren führte. Später erfreuten ihn seine Kaninchen, sein Pony, sein Kricket, des Vaters Jagdhunde und die Tage, wo er stolz dessen Jagdtasche trug. Mit Vergnügen denkt er auch der kalten Abende, an denen er mit dem alten Jäger nach Hause ritt, wie er denn ein ungewöhnlich kräftiger, frühzeitig abgehärteter Knabe war.

Der Vater nahm früh den Abschied und zog aufs Land, um sich ganz der Erziehung seiner Kinder zu widmen.

Friedrich genoß einer sehr fröhlichen Kindheit und zeichnete sich frühe aus bei allen körperlichen Übungen und Knabenspielen. Selbstverständlich war er der Anführer seiner Kameraden bei waghalsigen Streichen. Dabei besaß er einen feinen Sinn für Natur und für Beobachtung der Tiere; namentlich hatte er eine Vorliebe

für Vögel, deren Lebensweise er sorgsam erlauschte und deren freien Flügelschlag er mitempfand wie ein eigenes Glück. Ebenso konnte er sich mit ganzer Seele in die Welt der Bücher versenken. Mit dem sehr regen, praktischen Sinn vereinte sich bei ihm ein seltsam träumerisches Wesen. Ja, die Gebilde der Einbildungskraft ließen ihn die Wirklichkeit oft ganz vergessen. Schon früh mag der Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und der idealen Welt, wie sie ihm vorschwebte, ihn schmerzlich beschäftigt und jenes erregbare Empfindungsleben seinen Anfang genommen haben, das fast zur Qual seines späteren Lebens ward, ihm aber freilich auch in seltenem Grade die Gabe des lebhaften Mitleidens und Mitfühlens für andere verlieh.

Im Knabenalter äußerte sich diese Eigentümlichkeit als Schüchternheit und Trotz, als ständig gewordenes Mißtrauen in die eigenen Fähigkeiten und Leistungen. Er nennt später selbst „Mangel an Hoffnungsfähigkeit" seinen Hauptfehler. Strenges Pflichtgefühl und energische Willenskraft hielten diesem aber das Gleichgewicht. Er lernte schnell und beherrschte das Gelernte vollkommen. Alles Gelesene behielt er auswendig, ließ sich aber an dem leichten Erfassen nicht genügen, sondern ergriff früh die Notwendigkeit der Ausdauer und gründlicher Aneignung. Jeder stilistische oder metrische Fehler machte ihn unglücklich, und diese Feinfühligkeit übertrug sich auch auf das moralische Gebiet. Die kleinste Abweichung von der Wahrheit war ihm ein Greuel. Seine Mutter sagte von ihm, daß sie nie eine Lüge aus seinem Munde vernommen. Lieber hätte er nie einen Preis erhalten, als ihn fremder Hilfe, oder anderen gebräuchlichen Hilfsmitteln zu verdanken. Früh haben seine Eltern Frömmigkeit in die junge Seele gepflanzt, ihn vor schlechten Einflüssen gehütet und ihm gute zugeführt. Die Heimat war ihm die liebste Stätte.

Als er dem väterlichen Unterricht entwachsen war, kam er auf die lateinische Schule in Beverly in Yorkshire und ging dann mit seinen Eltern nach Tours, wo er das französische Gymnasium besuchte. 1830 beim Ausbruch der französischen Revolution kehrten

sie nach England zurück, und Friedrich kam auf die neue Akademie nach Edinburgh.

Der Leiter derselben erkannte bald des Knaben Eigentümlichkeit und ließ ihm die Ermutigungen und die Teilnahme zukommen, deren die fast weiblich zarten Gemütsseiten dieser Natur bedurften, obwohl er männlich seine Pflicht that, auch wenn er sich vereinsamt fühlte. Eine großartige Selbstlosigkeit und ein Mut, der sowohl Vorsicht als Enthusiasmus besaß, entwickelten sich früh in ihm. So will er, als die Cholera in Edinburgh ausbricht, nicht nach Hause reisen, um die Seinen nicht der Gefahr einer Ansteckung auszusetzen.

Man kann von Robertson sagen wie von Schleiermacher, daß er in besonderem Maße religiös veranlagt gewesen. Die Impulse seiner Knabenspiele und das Sehnen seines Jünglingsalters stammen aus dem tief religiösen Bedürfnis seiner Seele und äußern sich schon vor jedem christlich entwickelten Bewußtsein in dem jungen Gemüt, als Haß und Widerstand gegen das Böse und als begeistertes Streben nach Reinheit. Er sagt später selber von sich:

„Es ist eine gewisse Streitbarkeit in mir, deren ganze Kraft nur einem Gegner gegenüber erwacht, wenn es gilt eine Falschheit niederzuschlagen, ein Unrecht zu rächen. Wenn ich es gekonnt, hätte ich mir gewählt im Mittelalter zu leben, um, etwa wie Cid, ein Rächer des Unrechts zu sein." Diese Seite seiner natürlichen Religiosität, die Ritterlichkeit machte ihn in der Schule zum Beschützer der Unterdrückten, zum furchtlosen Ankläger aller Unwahrheit, zum Verteidiger des Rechts. In seiner Kindheit war ein abergläubischer Zug damit verbunden — von jeher die Schwäche und Stärke aller religiösen Ritterlichkeit. Er schreibt: „Ich erinnere mich, daß ich als sehr, sehr kleiner Junge mit meinem Vater auf die Jagd ging, und so oft die Hunde standen, betete, daß er den Vogel treffen möge. Da dies nicht immer eintraf und er oft Fehlschüsse that, wurde ich innerlich verwirrt und empfand Zweifel an dem Erfolg der Gebetserhörungen, manchmal auch an der Berechtigung des Jagens. Einmal als ich auf der Schule

mit neun anderen Jungen zusammen ungerecht bestraft werden sollte, betete ich um Abwendung der Schande. Der Lehrer, der vorläufig die anderen prügelte, sagte mir zum großen Erstaunen der ganzen Klasse: ‚Kleiner, dir verzeihe ich aus besonderen Gründen‘, und faktisch wurde ich während der drei Jahre dortiger Schulzeit nie geschlagen. Das beruhigte mich für lange Zeit; ich weiß nur nicht, ob es mir gut war, denn das Gebet wurde mir zu einer Zaubermacht. Ich hielt mich für den Liebling des Unsichtbaren. Ich hegte ohne Wissen der andern einen Talisman, der mich vor allem Schaden bewahrte. Nicht, daß ich dadurch besser wurde, ich gewann nur eine Sicherheit, etwa wie der Israelit, der sich als Nachkomme Abrahams fühlte und unter dem Schutz der Bundeslade in die Schlacht zog, ohne deshalb weniger zu sündigen."

Für die andere Seite seiner knabenhaften Religion, die Anbetung des Reinen, fand er sein Symbol in der Frau. In ihr verehrte er mit der Unbeirrtheit des Knabenherzens sein Ideal, und nach Knabenart übertrug er die ganze Herrlichkeit der Idee auf die Erscheinung. Er schreibt später einmal darüber:

„Die Wesen, die vor mir herschwebten, in zartere Gewänder gekleidet als die meinen waren, grüßten mich als Wesen anderer Ordnung. Der Gedanke, eine von ihnen könnte mein werden, war mir nicht wonnig, sondern schmerzlich . . . Von jeher war mir das Weib ein heiliger Traum, von dem ich nicht sprach. Heirat schien Entweihung. Ich erinnere mich aus meiner Jünglingszeit, daß ich ganz böse wurde, als ich von einer lieblichen Schwedin — dem holdesten Geschöpf das ich je gesehn — hörte, sie werde sich wahrscheinlich verheiraten. Ich besaß von ihr eine Haarlocke, Zeilen von ihrer Hand und Bücher, und ich betete sie an wie einen wandelnden Regenbogen, ohne andere Gefühle oder Wünsche, und doch war ich damals schon achtzehnjährig. Sie war für mich noch jahrelang wie einer ihrer heimischen Fjorde, der in ruhiger, klarer ungetrübter Schöne, tief, tief unten den Himmel widerspiegelt, aber so tief, daß ich nie an den Versuch dachte, diesen Himmel zu erreichen. So war ich. Ich kann in Wahrheit sagen,

mein Herz war wie die Rhone beim Austritt aus dem Genfer See."

Robertson sprach es später öffentlich als seine eigene Erfahrung aus, daß solche ideale Anschauung, die man immerhin romantisch nennen möge, gar wohl imstande sei, auch noch ehe ein höherer Glaube ins Leben gerufen, einen Mann durch die ganze Jugend hindurch vor aller Gemeinheit und Lasterhaftigkeit zu bewahren. Und diese jugendliche Keuschheit der Seele wurde nie im späteren Leben befleckt. Die Grundzüge seiner natürlichen Religion bleiben auch die charakteristischen Merkmale seiner geistlichen Anschauungen. Er sieht sie verwirklicht in Christus dem vollkommenen Menschen. Seine Schriften glühen von begeisterten Schilderungen Christi als dem Vergelter des Unrechts, von Christus im Kampf mit der Welt, der Unterdrückung, der Heuchelei. Auf ihn, als die fleckenlose Reinheit, überträgt er den Glauben seiner Jugend an die vollkommene Reinheit der Frau.

Sein inneres Leben war während der Übergangsjahre vom Knaben zum Jüngling ein sehr bewegtes. Die zarten Gefühlswandlungen, die durch seine Seele fluteten, ließen sich in Prosa nicht aussprechen. Er lebte und webte in der Poesie und begann selbst zu dichten; doch sind diese Versuche ohne jede Gestaltungskraft und zeugen nicht von Talent.

Robertson verließ die Akademie in Edinburg im Jahr 1832, hörte noch verschiedene Vorlesungen an der dortigen Universität, und kehrte, achtzehn Jahre alt, reich an Kenntnissen, namentlich auf naturwissenschaftlichem Gebiet, nach Cheltenham in das Haus seiner Eltern zurück.

Aber sein Interesse an der Wissenschaft war gering im Vergleich zu der Leidenschaft für den Soldatenstand.

Die Familientraditionen hatten diese Vorliebe genährt. Im elterlichen Hause lieferten Geschichten von Schlachten und Bivouacs vorzugsweise den Gesprächsstoff, und namentlich wurden die Erinnerungen an Sir Charles Napier, den persönlichen Freund des Vaters

gepflegt, dessen Bild, das in des Jünglings Zimmer hing, von ihm wie ein Hausgott verehrt wurde. Soldat zu werden, stand fest bei ihm. Sein Vater, der den tiefen, religiösen Sinn des Sohnes erkannte, trat diesem Entschluß entgegen und suchte ihn zu überzeugen, daß er vielmehr berufen sei, sich in den Dienst der Kirche zu stellen. Indes will der Jüngling davon vorläufig noch nichts hören. In der militärischen Disziplin sieht er sein Ideal verwirklicht: die Schönheit von Pflicht und Ordnung zum Ausdruck gebracht. Alle Impulse seiner Natur zur Selbstopferuug, Ritterlichkeit, zu Wagnissen und romantischen Unternehmungen, zum Kampf für die Unterdrückten, den Wunsch, ein ganzes, volles Leben zu leben, glaubt er nur als Soldat befriedigen zu können. Körperliche Anstrengungen und Gefahren sollen, so meint er, die ihm angeborene Nervosität überwinden. Die Versuchungen des Soldatenstandes wurden ihm vorgestellt, um ihn zu überzeugen, wie ungeeignet gerade seine Natur für diesen Stand sei. Er sah darin aber kein Hindernis. Es verlangte ihn danach, das Böse in äußerer Gestalt zu bekämpfen. Er möchte das Beispiel eines reinen, christlichen Wandels geben, möchte — als ein Cornelius seines Regiments — Zeugnis für Gott ablegen. In den Predigten finden sich vielfach Anklänge an diese ideale Auffassung des Soldatenstandes; so in der hier im Anhang beigegebenen über den „Glauben des Hauptmanns von Kapernaum."

Dem Vater zu Liebe gab er indes den Wunsch seines Lebens daran und wurde Jurist. Die sitzende Lebensweise in dem Bureau eines Rechtsanwalts, wo er sich zunächst auf die juristische Laufbahn vorbereiten sollte — erwies sich jedoch für seine Gesundheit so nachteilig, daß er sie nach Jahresfrist aufgab, und sein Vater that jetzt doch die einleitenden Schritte für seine Aufnahme in die Armee. Nun ist der Jüngling glücklich. Er lebt in der Zukunft und in der Vorbereitung dafür. Sobald eine Stelle frei wird, soll er in ein indisches Dragonerregiment treten.

Er bildet sich zu einem gewandten Schützen und Reiter aus, betreibt ebenso eifrig das Studium der Geographie, Geschichte und

Mythologie Indiens und wendet ebenso der dies Land betreffenden Missionsgeschichte eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu.

Nachdem er zwei Jahre vergeblich auf seine Einberufung gewartet, glaubte der Vater, man habe ihn vergessen und suchte ihn mit vermehrter Dringlichkeit zu bewegen, er möge doch Geistlicher werden. Wieder und wieder weist der Sohn den Gedanken energisch zurück. Doch von verschiedenen Seiten hört er dieselbe Ansicht aussprechen, daß er wie geschaffen sei zu dem geistlichen Beruf, und bei dem angeborenen Mißtrauen in das eigene Urteil, macht ihn dies alles allmählich stutzig. Das mächtigste Prinzip seines inneren Lebens, der Trieb zur Selbstaufopferung, giebt endlich den Ausschlag. Er ordnet sich der Entscheidung des Vaters unter und geht nach Oxford um Theologie zu studieren. Fünf Tage darauf kommt die offizielle Aufforderung, in das erwähnte Regiment einzutreten. Aber er ist schon imatrikuliert; der Vater sieht darin eine göttliche Fügung, der Sohn unterwirft sich — Robertson bleibt Theologe. Völlig hat er den Schmerz, den ihn dieses Opfer kostete, nie verwunden.

Im Jahr 1850 kann er noch Empfindungen darüber äußern wie die folgenden:

„Als ich in meinem Dragonermantel nachhause ging, überkam mich der Gedanke, daß ich eigentlich zur selben Stunde darin eingehüllt still in Moodkee hätte liegen müssen, wo die dritten Dragoner so tapfer gekämpft haben, und wo nur frischeres Grün die Stätten kündet, da das sterbliche Teil jener Helden wieder zu Staube wird. Aber hierin, wie in allem anderen muß der Mensch ernten, was er gesät hat. Ich glaube, daß der Geist übertriebener Selbsthingabe, als romantischer Instinkt, nur Thorheit ist. Ihr Lohn ist — — die gewonnene Einsicht, daß sie alles verloren und nichts gewonnen noch geleistet hat. Als Dank erntet sie Vorwürfe und Tadel und die zu späte Erkenntnis, daß Weisheit und Vorsicht allein auch die Selbstaufopferung aus dem wertlosen Zustand des blinden Instinkts erlösen müssen. Des einen angeborner Trieb geht dahin, sein Leben zu erhalten; des andern es zu verlieren, des einen es los

zu werden, des andern sein zu pflegen, des einen zu verprassen, des andern aufzusparen. Das sind lediglich Naturtriebe, an sich weder gut noch böse, wenn sie nicht durch Gedanken geleitet und als Werkzeug des Geistes veredelt werden."

Robertson kam im Oktober 1837 nach Oxford, als die Bewegung, durch den berühmten Tract Newmans ins Leben gerufen — alle Gemüter nicht nur in Oxford, wo Newman lehrte, sondern über ganz England hin — in Aufregung versetzt hatte.

Robertson war aufgewachsen in der Frömmigkeit und Zucht des „Evangelismus", und blieb zunächst den Lehren dieser Richtung zugethan, mit entschiedener Hinneigung zu gemäßigtem Calvinismus.

Diese Richtung, die in und nach den langen napoleonischen Kriegen das erstorbene religiöse Leben der englischen Kirche wieder erweckte — und ähnlich wie auch in Deutschland an die politische Erhebung von 1813 anknüpfte — hatte Männer wie Thomas Scott, Wilberforce und Venn hervorgebracht, welche als die ersten wieder auf persönliches, lebendiges Christentum drangen, unter nachdrücklicher Betonung der Rechtfertigungslehre. Sie gründeten ihre Forderungen auf das Evangelium und wurden danach benannt. Der „Evangelismus" hatte eine ähnliche Aufgabe in der englischen Kirche wie der Pietismus in Deutschland. Er verlangte nicht nur innere Aneignung der Heilsthatsachen, sondern auch kräftige Bethätigung der gläubigen Gesinnung durch den ganzen äußeren Wandel.

Die englische Kirche war zu Anfang dieses Jahrhunderts wie erstarrt. Nur außerhalb ihrer Gemeinschaft bei Methodisten und Dissentern war Leben. Der Evangelismus galt daher vielfach für Dissentertum, da er nicht nur bloß in der Zugehörigkeit zur Kirche das Heil erblickte. Seine Anforderungen waren den Anhängern der älteren Schule unbequem, namentlich war ihr puritanisches Gepräge ihnen zuwider. Die Geistlichen, häufig jüngere Söhne vornehmer Familien, betrachteten ihre Pfründen

vornehmlich als anständigen Lebensunterhalt, der ihnen gestattete, den sogenannten noblen Passionen nachzugehen, und ließen ihr Amt meist durch einen schlecht besoldeten Kuraten verwalten. Jetzt, da die Gemüter einmal aufgerüttelt waren, stellte man freilich vielfach höhere Ansprüche an sie. In seiner weiteren Entwickelung aber näherte sich der Evangelismus mehr und mehr dem Methodismus. Er hielt fest an der Unfehlbarkeit der Bibel auf allen, auch den naturwissenschaftlichen Gebieten, sowie an der Forderung, jeden Zweifel zu ersticken; er verlangte die Unterdrückung aller theologischen Streitfragen, hielt es für Pflicht, sich streng in den alten Geleisen zu bewegen, schloß gewohnheitsmäßig Schwierigkeiten gegenüber die Augen und begegnete den Widersachern ohne das erforderliche Wissen; er verneinte die Entwickelungsfähigkeit der Lehren und des religiösen Fortschritts und betrachtete kritisches Forschen als ein Übel, das vermieden werden müsse.

Man wird am besten aus Robertsons Briefen ersehen, bis zu welcher Engherzigkeit und Unduldsamkeit sich diese Richtung zuspitzte und in welchen Gegensatz sie sich zu allen Kulturbewegungen stellte.

In Oxford wehte eine andre Luft. Dort beharrte die hochkirchliche Richtung innerhalb der englischen Kirche dem Leben des Evangelismus gegenüber nicht länger in ihrem toten Wesen.

Sie besann sich auf ihren Ursprung und ging nun ganz auf diesen zurück, um unter Hervorkehrung der alten Formen und Gebräuche, die ehemals Träger des Lebens gewesen, dies Leben selbst wieder zu erwecken. Nicht nur der Gottesdienst wurde in seinen Äußerlichkeiten dem der römischen Kirche möglichst annähernd ausgestaltet, auch die protestantischen Grundprinzipien gab man auf, indem man die Reformation als ein Übel betrachtete, das die Einheit der Kirche störte, und setzte die Lehren der römischen Kirche, mehr oder minder erkennbar, an ihre Stelle. Man versuchte die Messe, die Ohrenbeichte einzuführen, man fastete, man trat für den Cölibat der Geistlichen ein. Viele ließen sich an dieser Hinneigung zur römischen Kirche nicht genügen; große

Massen kehrten in den Schoß der „allein seligmachenden“ Mutterkirche zurück. So Newman, der Urheber dieser Bewegung, später selbst. Nach seinem Trakt benannt, bilden die Trakterianer den Hauptbestandteil der High Church (Hochkirche) im Gegensatz zu den Evangelikalen, welche die Low Church (Unterkirche) bilden.

Robertson kam nun in vielfache Berührungen mit den Trakterianern, zu denen die damals hervorragendsten Männer der Universität gehörten. Es fehlte nicht an Versuchen, ihn hinüberzuziehen. Von der tiefen religiösen Wärme und Aufrichtigkeit dieser Schule fühlt er sich mächtig angezogen, von ihren Lehren dagegen instinktiv abgestoßen.

Er ringt nach Klarheit, unterwirft zunächst die Apostelgeschichte kritischem Studium, liest Colliers Geschichte, Calvins Castitutionen und Rankes Geschichte der Päpste. Ruhiger geworden prüft er jetzt mit Ernst Newmans Ansichten und lehnt sie für immer ab. Aber wie sehr er innerlich dabei beteiligt gewesen, davon erzählt ein späterer Brief an seinen Vater, worin er von der verführerischen oxforder Ketzerei und ihrem lähmenden Einfluß schreibt:

„Um das zu wissen, muß man hier leben und es mit ansehen, wie vielversprechende, feurige Naturen, eine nach der andern, in tödliche Erstarrung geraten, in Selbstbetrachten versinken, tot für den Erlöser und unbrauchbar für die Kirche werden, durch den giftigen Hauch dieses verfluchten Upa Baumes. Ich sage verflucht, weil ich überzeugt bin, Paulus würde über Oxford dieselbe Sprache führen wie über die galatische Kirche (Gal. 5, 10). Verflucht, weil ich glaube, Gottes Verdammnis wird sie ereilen. Er hat sie über die päpstliche Ketzerei verhängt und sieht nicht die Person an, straft nur den Namen und nicht die Sache. Möge er mir vergeben, wenn ich irre, und mich in alle Wahrheit leiten. Aber ich spreche nicht als einer, der niemals in Gefahr gewesen, kann daher nicht ruhig darüber reden. Es ist merkwürdig, welche Schößlinge die Ablehnung der außer uns gesetzten Rechtfertigung treibt; wir wollen sie alsdann innerlich hervorbringen, sei es durch Selbstkasteiung oder Werke des Gehorsams, oder

Sakramente; und das gerade dann, wenn wir des Herrn Werk am meisten zu verherrlichen meinen. Paulus hatte kaum Korinth erreicht, als die Galater wieder unter das ‚knechtische Joch‘ gefangen wurden.“

Im späteren Leben, als Robertsons Anschauungen sich geklärt hatten, dachte er ruhiger über die hochkirchliche Bewegung. Bis zu seinem Tode las er Newmans Predigten mit lebhafter Bewunderung und nie ohne Gewinn. Kein Buch stellte er höher als Kebles „Christliches Jahr“, Dichtungen, die ihm ihrem geistlichen Gehalt nach beinahe inspiriert erschienen. Er findet, daß man den Trakterianern, neben ihrer aufopfernden Arbeit unter den Armen und in verwahrlosten Gemeinden, das Verdienst zugestehen muß, als Körperschaft die von dem Evangelismus vernachlässigte Lehre einer geistlichen Auferstehung wieder zur Geltung gebracht zu haben. Er würdigt ihre Wertschätzung der Formen, glaubt aber nicht, daß Formen Leben geben können, sondern erkennt sie nur an als die notwendigen Träger des Lebens.

Zwanzig Jahre nach der Universitätszeit entwirft einer von Robertsons damaligen Genossen folgendes Bild von dem jungen Studenten, das schon alle Züge des späteren Mannes enthält und den Schlüssel giebt zu seinen später ausgeprägteren Eigentümlichkeiten:

„Feuriges Temperament, lebhafte Einbildungskraft, hoher sittlicher Ernst und Reinheit des Herzens, sowie ein unermüdliches Streben nach allem was ‚wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet‘ — kurz sein heißer Durst nach sittlicher und intellektueller Vervollkommnung machten ihn zu einem höchst interessanten Gefährten.

„Sein Geist war nicht von der gewöhnlichen Art, und dem tiefen Gehalt seiner Denkweise, sowie seiner mit Vorliebe der Ideeenwelt zugewandten Seele war der gesellige, heitere Kreis Oxforder Genossenschaft wenig zusagend und ungeeignet für seine zarte, feine, vielleicht zu sensitive Natur. Er suchte seine Freunde

unter den Denkern, den Gelehrten, den frommen und geistig bedeutenden Männern seiner Tage. Leichte, triviale und thörichte Konversation war ihm außerordentlich zuwider. Seine Vorstellung von geselliger Erholung und sein Bestreben dabei ging immer auf intellektuellen Gewinn oder Förderung des inneren Menschen. Er war unbefriedigt, ja unglücklich, wenn er nicht fühlte, daß er im Zusammensein mit Freunden irgend ein geistiges Gut von bleibendem Wert gewonnen oder mitgeteilt hatte. Fortschreiten lautete seine Parole, Vervollkommnung war sein Ziel.

„Leeres Geschwätz und inhaltloses Amüsement war ihm Zeitverschwendung, und vollends der Jugendübermut der von der Freiheit trunkenen, eben der Schulbank entronnenen Knaben fand bei ihm keinen Widerhall .... Diese Richtung seines Geistes, führte ihn zu einer fast hochmütigen Abneigung gegen alles, was ihm wie ‚Hefe, Schaum und Eitelkeit‘ erschien.

„Von dem Studentenleben hatte sich seine Phantasie ein so hohes Ideal entworfen, daß eine Reaktion den Erfahrungen der Wirklichkeit gegenüber kaum ausbleiben konnte. Er hatte einen viel höheren Standpunkt der Sitten und Moral zu finden erwartet.

„Seiner vorgefaßten Meinung nach sollte jede Vorlesung von Wissen strotzen, jeder Lehrer ein Ausbund von Vortrefflichkeit sein; jede Gesellschaft und jeder Kreis sprühend an Witz, mächtig in logischen Beweisführungen, reich an wissenschaftlichen und philosophischen Gesprächen .... So konnten Enttäuschungen aller Art nicht ausbleiben.

„Dieselbe Richtung seines Geistes war auch in anderer Beziehung ein Hindernis, daß er auf der Universität nicht größere wissenschaftliche Erfolge errang. Er konnte sich nicht entschließen, sich so in die feinen Genauigkeiten der Grammatik und Philologie zu versenken, wie es zu gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung notwendig ist. Kostbare Stunden auf verhältnismäßige Geringfügigkeiten zu verwenden, schien ihm Verlust an Zeit und geistiger Kraft. Er hatte nicht gedacht, daß die Examina von solchen

Kleinigkeiten beeinflußt werden sollten, statt auf umfassendes Urteil, originelle Ideen und hohe Gefühle Wert zu legen.

„Er zog es daher vor, statt, wie er es nannte, seinem Geist Fesseln anzulegen, und in den Geleisen zu wandeln, welche die Universität zur Erlangung von Ehrengraden vorgeschrieben, sich seinen eigenen Weg über Felsen zu suchen. So kam es, daß viel weniger Begabte als er ihm in akademischen Auszeichnungen den Vorrang abliefen.

„In späteren Jahren dachte er völlig anders über diese Dinge und hat es nachhaltig als Mangel empfunden, seine Kraft nicht an vorgeschriebenen, systematischen Preisaufgaben geschult zu haben.

„Damals aber entsprachen weder die akademischen Ehren noch die oxforder Gesellschaft seiner Vorstellung. So wandte er sich denn ungeteilt der Vorbereitung für die hohe Aufgabe des geistlichen Amtes zu. Hochgespannte Erwartungen über dasselbe, ließen ihn voll Eifer den kommenden geistigen Segnungen und Freuden entgegenblicken. Aber obwohl ihm viel davon zu teil geworden, mußte er doch auch hier erfahren, daß ‚Hoffnung immer schmeichelt‘.

„In Oxford war er ein aufmerksamer und fleißiger Zuhörer von Lehrern und Predigern, die in Ansichten und Empfindungen erheblich von einander abwichen. Er hatte sich noch keine bestimmte Linie religiösen Denkens gezogen, aber die ernste, bange Frage seiner Seele war: ‚Was ist Wahrheit?‘ Vieles erschien ihm bei Trakterianern wie bei Evangelikern vortrefflich und wünschenswert. Noch deutlicher fühlte er aber beider Mängel. Er hätte gewünscht, was er als gut und schriftgemäß in dem einen System erkannte, mit dem verschmelzen zu können, was er in Form und Disziplin des andern besser geordnet und der Andacht würdiger fand. Aber seiner Neigung und Erziehung entsprechend, fühlte er sich mehr auf die einfachen Ansichten und Lehren der Reformation zurückgeführt. Seine Wonne war das Studium der Schrift, namentlich des griechischen Testaments, zu

dessen gemeinsamer Erforschung er sich zuweilen in Pastor Churtons Wohnung mit andern vereinte. Diese Stunden gewährten seinem bangen und ruhelosen Geist die liebste Erquickung, denn sie erfrischten seine Seele an dem Urquell der Weisheit und des Trostes selbst.

„Die Unterweisungen des Pastors und Hauptleiters seines College, Professor Churton, gereichten ihm zu großem Gewinn. Von ihm empfing er namentlich auch freundschaftliche Warnungen in Beziehung auf die Gefahren und irrtümlichen Tendenzen der Trakterianer, wie sie sich allmählich entwickelten und ausgestalteten. In seinen Räumen traf er oft auch mit verwandten Geistern, jungen Dozenten und andern zusammen, die Churtons freundliche Gastlichkeit in zwangloser Weise um sich vereinte.

„Er war diesem würdigen Professor tief verpflichtet für die Anschauungen und Triebfedern, die er aus Oxford für seinen künftigen Beruf hinweg nahm.

„Frühe schon hatte sich ihm die Notwendigkeit genauer und kritischer Bibelkenntnis aufgedrängt; er lernte morgens beim Ankleiden das Neue Testament auswendig, und sein großartiges Kombinationstalent befähigte ihn, bei jedem Dogma und jeder Lehre die bezüglichen Stellen sofort heranzuziehen. Daneben vertiefte er sich in Plato, der bei den Trakterianern hoch in Ehren stand, dessen Idealismus mit der ihm inne wohnenden Poesie, zugleich mit seiner Beherrschung der Sprache, ihn besonders fesselten. An Aristoteles studierte er die Logik der Gedanken, und sein Einfluß läßt sich in den feinen Folgerungen seiner Predigten nachweisen. Plato nennt er noch gegen sein Lebensende als einen ‚der Dichter, die ihm, — wenn sein Hirn geklopft, sein Geist unfähig einen Gedanken zu fassen und sein Leib erschöpft gewesen vor Anstrengung, allmählich die Spannung der Nerven gelöst, das drückende Dunkel gelichtet, die innere Verstimmung harmonisch ausgeglichen und selbst die körperliche Erschöpfung in ein Gefühl von Kraft verwandelt habe‘.“

Von englischen Dichtern zogen ihn zunächst Schelley und

Coleridge an; später dominierte Wordsworth, für den seine Verehrung sich stetig vertiefte. Aber er ließ keinen außer Acht, und schreibt später darüber:

„Die Anfangsstrophe eines Gesangbuchs senkt oft tiefere Wurzeln in unser Dasein und trägt vielleicht mehr Frucht als alle formale Erziehung. Mit der Sicherheit eines Indianers auf der Fährte können wir vielfach die verschiedenen Spuren des Einflusses der Dichter in unserem Leben verfolgen. Die von Byron bewirkte Erregung über ungerechte Schicksale; das Verführerische von Moores Sinnlichkeit; die gesunde, stählende Kraft Walter Scotts; die sänftigende Macht Wordsworths; die männliche Energie Drydens. Erst in späteren Jahren erlangen wir wahres Verständnis für die höchste Poesie."

Charakteristisch für seine Denkweise sind Erlebnisse dieser Jünglingsperiode inbezug auf Arnold und Wordsworth:

„Es wird auch allen noch erinnerlich sein — sagter später in einem Vortrag — wie Arnold aus Rugby in seinem früheren Leben beargwöhnt und verleumdet wurde, wie man ihn der Freigeisterei und ich weiß nicht wie vieler Ketzereien beschuldigte. Aber die öffentliche Meinung schlug um. Er kam nach Oxford, um Vorlesungen über Neure Geschichte zu halten. Solche Vorgänge wie die folgenden hatte Oxford nie erlebt. Der Hörsaal war zu klein; man zog in das Theater, und alles, was auf geistige Bedeutung Anspruch machte, versammelte sich daselbst. Er trat auf die Rednerbühne ruhigen Schrittes und mit männlicher Würde. Die ihn geliebt, während die ganze Welt ihn verachtete, fühlten die Stunde ihres Triumphes gekommen. Aber sie erlebten tieferes als persönliche Genugthuung. Die ihn damals gesehen, werden die Lektion nicht sobald vergessen, die in seiner Ruhe, Würde und einfachen Haltung lag — eine Lektion darüber, wie wenig die Frage der Popularität oder Unpopularität bei Beurteilung des Wertes eines Menschen in Betracht komme.

„Ein anderes mal war es Wordsworth, der in dasselbe Theater kam, um zum Ehrendoktor ernannt zu werden. Kaum

war sein Name genannt, als aus dreitausend Kehlen ein nicht endenwollender Beifallssturm losbrach, der, kaum verhallt, wieder und wieder sich erhob und das zu dreien Malen. Da gingen Jünglingen die Augen über in einer Bewegung, deren sie sich nicht zu schämen brauchten; da schlugen Herzen im stolzen Bewußtsein des Triumphes, daß endlich die Welt das Verdienst des Mannes anerkannte, den sie schon so lange geliebt und als Lehrer hochgehalten hatten. — Und doch, als der Lärm verstummt, erlitt ihr Fühlen einen Umschlag: nicht dies alles war wahrer Lohn und Vergeltung dessen, was Wordsworth für England gethan. Es war, als würdige der Lärm den Dichter herab. Weit lieber dachte man ihn sich fern, in seinen einfachen Bergen, als Hoherpriester der Natur, in ehrenvoller Armut, der Freiheit und Wahrheit seine Lieder weihend, als ihn hier zu sehen, gekleidet in ein Scharlachgewand und von dem Beifall der Menge umrauscht, ja, so zu sagen befleckt."

An Robertsons Abneigung gegen öffentliche Ehren war dieser Vorgang wohl nicht ohne Anteil.

Durch seine ganze Studienzeit geht ein tief ernster Zug. Doch finden sich Briefe an die Brüder und Freunde, die einen fröhlich heiteren Ton atmen.

Seinem Vater schreibt er kurz vor Beendigung seiner Studien:

„Nach einer Periode anhaltenden, völligen und unsäglichen, wohl durch mein ‚Irdischgesinntsein' verschuldeten Dunkels, das nicht besonders gelichtet wurde durch Erforschen der Traktansichten — habe ich Friedenswochen genossen, wie ich sie kaum mehr zu hoffen gewagt, und wie damals, als ich zuerst die Freiheit des Evangeliums erkannte, den Wunsch aufs neue empfunden, mich ganz dem Ruhme meines Meisters zu weihen. Hiermit gewinne ich zugleich das Gefühl eines gewiesenen Weges, vielleicht nur in der Einbildung; aber doch sind Wünsche gewiß auch Mittel, wodurch Gott uns unsre Sphäre anzeigt. Als ich die Armee aufgab, verließ mich doch nie das Gefühl der Zugehörigkeit zu ihr,

sodaß der Schritt, wenn er aus eigner Initiative hervorgegangen wäre, fast einer Desertion geglichen hätte. Selbst unter den gegebenen Umständen fühle ich mich immer nicht ganz frei. Irgendwie meine ich noch immer, der Königin Abzeichen zu tragen, und den Menschen, denen ich in meiner Vermessenheit im bunten Rock zum Segen werden wollte, möchte ich nun auf Grund einer besseren Hoffnung in dem ernsten Gewande eines beglaubigten Gesandten Christi dienen. Um es kurz zu sagen: wenn es sich machen ließe, wäre mein größter Wunsch, Militärkaplan zu werden."

Dieser Wunsch erfüllte sich nicht.

Der tiefe Ernst, mit dem der junge Student seinem künftigen Amt entgegensah, geht aus folgendem Brief an seine Mutter hervor:

„Ich halte den Beruf eines beliebten Pastoren für einen der versuchungsvollsten auf Erden; gewöhnlich denkt er nicht darüber nach, wie viel oder vielmehr wie wenig er geleistet, sobald er großen Eindruck macht, und er erwägt nicht, welch ungeheurer Unterschied es ist, die Gefühle lebhaft zu erregen und das Herz dauernd umzugestalten. Der Pastor, der großes Aufsehen und Aufregungen hervorruft, ist nicht notwendig der, welcher den ‚Lohn empfangen wird, dereinst zu leuchten wie die Sterne, weil er viele zur Gerechtigkeit gewiesen'. — Elend ist auch eine Versuchung, macht aber die Welt reizlos; Verfolgung macht abgeneigt, sich auf irdische Freunde zu verlassen und drängt hin zu dem einen, den der Mensch vielleicht nie erwählte, wenn er andere gehabt hätte; Glück fesselt an die Erde; Beliebtheit steigert das Selbstgefühl und führt zur Nachgiebigkeit gegen die Welt. Es ist die alte Geschichte: ein Winter in Capua bringt zuwege, was nicht der Schnee der Alpen, nicht die Sonne Italiens, nicht der Verrat der Gallier, noch die Tapferkeit der Römer vermochten — — er richtet Hannibal zugrunde."

Robertson verließ die Universität mit einem fast feierlichen Vorausempfinden der nun auf ihn wartenden Verantwortlichkeit, Allmählich nur war sein Glaube, von jeher mehr intuitiv als von

Beweisen abhängig, die bewußte Kraft seines Lebens geworden. Verschiedene Umstände hatten dazu beigetragen.

In der Kindheit schon stimmte ihn eine wunderbare Bewahrung vor plötzlichem Tode zu heißem Dank gegen Gott. Der freudige, friedevolle Tod einer Schwester bald danach hatte ihn tief ergriffen, und das zurückgezogene Leben in ländlicher Abgeschlossenheit ihn in das eigene Innere gewiesen. In Paris, wo er nach dem Aufgeben des juristischen Studiums einige Monate zubrachte, stärkte ihm die erfahrene eigene Bewahrung vor der „groben Befleckung" jener Stadt — eine Bewahrung, die er fast unbegreiflich nennt — den Glauben an die persönliche Leitung und Vaterliebe Gottes.

Am Sonntag, den 12. Juli 1840 wurde Robertson von dem Bischof zu Winchester ordiniert. Dieser Moment drückte das unverbrüchliche Siegel auf die Opferung seines Lebenswunsches und ergriff ihn tief. Ein Freund erzählt:

„Ich war bei der Ordination nicht zugegen, hörte aber von anderen, daß seine Aufregung dabei überwältigend gewesen. Tags darauf sah er aus, als habe er eine schwere Krankheit durchgemacht."

Der Rektor von Winchester, Herr Nicholson, gab Robertson eine Hilfspredigerstelle an der Kirche der dortigen drei Gemeinden, die zu einer Parochie vereinigt, aus 3—4000 Seelen bestand. Sie war in sehr verwahrlostem Zustande, als Nicholson sie übernahm; sein Vorgänger hatte wegen Trunksucht abgesetzt werden müssen. Keine hundert Leute besuchten die Kirche. Mit Nicholson kam aber ein neuer Geist in die Gemeinden.

Es war ein großes Glück, daß der junge Hilfsprediger an ihm einen treuen Berater nnd Freund gewann, dem er sich mit Begeisterung hingab und unterordnete.

Die Hauptkirche hatte bereits vergrößert werden müssen, aber vieles blieb zu thun. Die Bevölkerung war arm und verkommen, Betrug und unmoralisches Wesen an der Tagesordnung. Der Erbauung einer neuen Kirche wurde auf das heftigste opponiert; eben-

so der Errichtung von Gemeindeschulen, und zwar nicht nur von sogenannteu kleinen Leuten, die unwissend und vorurteilsvoll dreinschauten, sondern auch von dem alten, hochkirchlichen Adel, der in der Errichtung von Schulen eine gefährliche Neuerung sah.

Unter diesen erschwerenden Umständen trat der junge Pfarrer sein Amt an; sie wurden ihm aber nur ein Sporn. Er war mit dem Herzen bei der Arbeit und unter der Arbeiterbevölkerung so ernstlich und herzgewinnend beflissen, zu helfen, daß er in vielen Punkten ihre Vorurteile gegen die Kirche überwand.

Diese ganze Periode seines Wirkens in Winchester trägt noch durchaus den Charakter gesetzlichen Strebens und steht im direkten Gegensatz zu der inneren Richtung seines späteren Lebens in Brighton. Von der ihm anerzogenen, sehr engen, religiösen Anschauungsweise und Sinnesart kann er sich nicht befreien, ehe er bis in ihre Tiefen durchgedrungen. In diesem Punkt seiner Entwickelungsgeschichte liegt wieder eine Ähnlichkeit mit Schleiermacher. Wie dieser die Innerlichkeit und Tiefe des christlichen Gefühls aus seiner Herrenhuter Erziehung unverlierbar mit sich hinübernahm in sein späteres Leben und sie mit seiner freieren Denkweise verschmolz, so auch Robertson. Seine Briefe aus dieser Zeit sind ganz unpersönlich und ermangeln allen Interesses. Die Predigten, überladen von dogmatischen Analysen und konventioneller Universitätstheologie, sind zwar der Lehren voll, die er später zum Teil bekämpfte, aber schon durchzogen von tiefempfundenen Schilderungen der Liebe Gottes und Mahnungen an die Gewissen.

In seinem persönlichen Leben ließ ihm die Reizbarkeit seines Gewissens jeden Fehler als Sünde erscheinen, die ihn von Gott trennen müsse. Er brachte es weit in Selbstzergliederung und Selbstquälerei. Sein Tagebuch zu lesen, berührt peinlich; er teilt das ganze innere Leben in Rubriken, numeriert Sünden und Irrungen, findet Selbstsucht in allen Anstrengungen und Entschlüssen und fertigt Listen der Gnaden und Gaben an, deren er sich besonders bedürftig erachtet. Versuchungen, die zum Teil aus der Eigentümlichkeit seines Temperaments hervorgingen, suchte er durch

Selbstkasteiung zu überwinden. Seine persönlichen Bedürfnisse beschränkt er auf das Notwendigste, alles übrige giebt er an Arme, z. B. genießt er ein Jahr lang kein Fleisch, geht nicht in Gesellschaften u. s. w. Seine Selbstverleugnung äußerte sich in selbsterwählten Übungen, während sie in Brighton einfach der natürliche, ungesuchte Ausfluß des ganzen Seins war. Doch sagt er später selbst, im Rückblick auf diese Periode mönchischer Weltflucht: „Ich bin mir bewußt, in Winchester Geist und Charakter wahrer und getreuer entwickelt zu haben, als irgendwo sonst. Beim Rückblick meine ich, den Grund dafür wahrzunehmen. Erstens ging ich wenig aus und konnte daher das Begonnene vollenden, ehe das frische Interesse daran durch neue Impulse aufgehoben wurde, z. B. las ich Edwards (einen pantheistischen Philosophen) vollständig und bemeisterte ihn; mit frischem Impuls kam ich bis ans Ziel." Doch las er vorzugsweise Andachtsbücher, unter denen er Thomas a Kempis, Martyn und Brainard bevorzugte. Er mußte indes auch tiefgehenden, persönlichen Kummer erleben und ein ähnliches Herzeleid durchkosten, wie er schon früher in Oxford erlebt — welches seine durch ascetisches Leben und unablässige Arbeit geschwächte Gesundheit vollends herunterbrachte. Nach Jahresfrist wurde er krank, arbeitete indessen so lange weiter, bis seine Kräfte versagten. Da viele seiner Geschwister an der Schwindsucht gestorben und eben seine Lieblingsschwester ihrem Tode entgegenging, glaubte er, dasselbe Ende stehe ihm und zwar bald bevor, und der Gedanke war ihm lieb. Nur war er sich nicht im Klaren darüber, ob seine Todessehnsucht nicht vielmehr Lebensüberdruß wäre, als Verlangen, bei Christus zu sein. Der Arzt, in dessen Behandlung er sich endlich gab, drang auf vollständige Ausspannung, und Robertson reiste in die Schweiz.

Er schreibt seinem Rektor kurz vor der Abreise, er nehme nichts mit aus diesem Jahr der Amtsführung, als das tiefe Gefühl der Scham darüber, wie wenig der Beruf, gegen anderer Sünde anzukämpfen, von der eigenen Sünde freimache.

Mit diesem schmerzlichen Rückblick schließt er in Winchester ab.

Indes Ortswechsel und gesunde körperliche Strapazen verfehlten nicht ihre heilende Wirkung.

Er wandert zunächst den Rhein entlang, durch den Jura in die Schweiz. Aber nicht die Natur allein brachte ihm Genesung von allen trüben Anwandlungen. Er vergaß sich und alles, was auf ihm lastete, in lebendiger und warmer Teilnahme an fremden Zuständen und Verhältnissen. Alles suchte er zu verstehen und liebte es, mit Leuten jeder Art in Berührung zu kommen. Er besaß die eigentümliche Gabe, durch ein gewisses Maß der Offenheit ganz absichtslos und ihm selber unbewußt anderer Vertrauen zu gewinnen. Was er sagte und wie er es sagte, entsprang unwillkürlich aus dem Eindruck, den jemand auf ihn machte. Sein sicheres Taktgefühl lehrte ihn stets das rechte Maß zu treffen. Es war die wunderbare Unmittelbarkeit dessen, was er sagte, und das seltene Maß an Selbstlosigkeit, das sein ganzes Auftreten so unwiderstehlich machte. Alte Leute frugen ihn, den fast noch an der Grenze des Jünglingsalters stehenden, um Rat. Fremde ließen ihn ohne Scheu in ihre geistlichen Kämpfe und inneren Konflikte blicken. Mit Andersdenkenden ging er in der Diskussion aber häufig zu weit. Die weise Duldsamkeit späterer Jahre mangelte ihm noch. Auch hielt er leicht eigensinnig und einseitig an seinen Meinungen fest und gab die Berechtigung anderer Ansichten nicht zu.

In Genf hatte er Empfehlungen an Malan, dessen Bekanntschaft zu machen ihm bedeutsam war. Er schreibt:

„Ich komme eben von einer langen Unterredung mit Malan zurück — leider in Gegenwart anderer, wo es immer schwer hält, die Ruhe in der Diskussion zu bewahren. Man denkt an den eigenen Sieg und nicht an den der Wahrheit. Ich parierte jedoch nur und ließ mich willig kreuz und quer von ihm befragen. Er thut dies in der liebevollsten und ernstesten Weise; ich konnte aber nicht nachgeben, weil ich überzeugt bin, daß meine Ansichten sich auf Gottes Wahrheit gründen. Er sagte zu mir: Mon très-cher

frère, vous aurez une triste vie et un triste ministère. — Möge es denn so sein! . . . .“ —

In Genf lernte der damals erst dreiundzwanzigjährige Robertson Helen, die dritte Tochter von Sir Geocge William Denys, Baron von Easton Eston aus Northamptonshire kennen und nach nur kurzer Bekanntschaft vermählte er sich mit ihr, um sie sodann seinen Eltern zuzuführen, die seit mehreren Jahren in Cheltenham, einer kleinen englischen Stadt, ihren Wohnsitz genommen hatten.

Es wurden ihm im Verlauf seiner Ehe drei Kinder geboren. Das älteste war der mehrfach von ihm erwähnte kleine Charly, sein besonderer Liebling; er ist jetzt im auswärtigen Amt angestellt. Das zweite, eine Tochter, nun längst erwachsen, überlebte den Vater ebenfalls. Das dritte, auch ein Töchterchen, starb schon bei der Geburt, was ihm sehr nahe ging. Er schreibt einem Freund:

„Ich komme eben daher, wo ich mein kleines Schönes selbst in das Grab gelegt habe, nach einem letzten Blick auf ihr friedliches, sanftes Gesichtchen im Sarge. Es war Sternenschein und nur der Totengräber bei mir. Aber es war mir lieber so, als sie unter dem Geleit einer Menschenmenge zu begraben, im grellen Tageslicht, bei einer über ihr hergeplapperten Liturgie. In der dunkeln, unendlichen Weite war mir der Himmel und Gott und die tiefe, stille Ruhe näher, die tiefer noch ist als der Tod — von welcher der Tod nur ein Schatten — nach der wir alle verlangen und in deren Unendlichkeit wir bald eingehen werden.“

Cheltenham war ein damals sehr besuchter Badeort, der jetzt wieder aufs neue in Aufnahme kommt. Die Lage der Stadt ist wunderschön. Robertson schreibt darüber:

„Die Cheltenham umgebenden Berge bieten dem Auge große Abwechslung durch ihre schöne Formation sowohl und den Reichtum an Wald, als durch ihre wunderbar schöne Färbung. Zwischen den Bergen ziehen sich die lieblichsten Thäler hin. Man baut in Cheltenham in einem viel besseren Stil als in Brighton; beinah alle Villen, die weit verstreut in Gärten liegen, sind in gutem Ge-

schmack aufgeführt, einige im italienischen, andere im Königin Elisabeth-Stil. Über dem Ganzen liegt ein Hauch von Leichtigkeit und Grazie, der doch nichts Verweichlichendes hat. Dies wird sehr durch eine Fülle prächtiger Bäume unterstützt, an denen die Stadt reich ist; viele Straßen ziehen sich wie Boulevards hin und bilden lange, vornehme Alleen von alten Ulmen."

Aus Gesundheitsrücksichten durfte Robertson noch während mehrerer Monate kein Amt versehen. Schon jetzt zieht er indes Resultate aus der kurzen Amtserfahrung, die den Übergang seiner Ansichten andeuten, obwohl ihm noch furchtbare Zweifelsnächte bevorstanden. Er schreibt im Januar 1842 aus Cheltenham:

„Ich habe hier mehrmals (stellvertretend) gepredigt und werde von den einen als Trakterianer bezeichnet, von den anderen als Ultracalvinist. Ich hoffe, beide Anschuldigungen heben einander auf; sie sind ja ganz unvereinbar. Wenn man wirklich entschlossen ist, das Papsttum zu meiden — einerlei, ob das römische oder das einer Partei — und praktisch die protestantische Lehre von der Suprematie der Schrift aufrecht erhält, muß man sich dabei beruhigen, mit konventioneller Phraseologie und verschiedenen feststehenden Ansichten in Kollision zu kommen. Doch dünkt es mich zuweilen hart, dem Verdacht solcher, die im Grunde Gottes Kinder sind, ohne Ausweichen stillehalten zu sollen, und es wäre ein Leichtes das ihnen nicht Zusagende einfach außer Sicht zu halten, wozu ich mich auf der Kanzel sowohl als im Gespräch oft stark versucht fühle."

Kapitel II.

[Robertsons Amtsführung in Cheltenham — Persönlicher Einfluß — Sein Äußeres — Sein Wesen — Freundschaften — Studium der Philosophie — Zweifel und Dunkelheiten — Niederlegen des Amtes — Reise auf den Kontinent — Briefe aus Tirol und Heidelberg — Amtsführung in Oxford — Berufung nach Brighton.]

Im Januar 1842 bewarb Robertson sich mit Erfolg um die Hilfspredigerstelle an der Christuskirche zu Cheltenham und wurde im Sommer in das neue Amt eingeführt, welches er dann beinahe fünf Jahre lang inne hatte.

Die Christuskirche krönt eine mäßige Anhöhe, von welcher man einen Blick auf den wundervollen, langen Höhenzug der Malverner Berge genießt. Sie war bis vor kurzem die schönste Kirche der Stadt, und ihr hoher, schlanker Turm beherrscht weithin die Landschaft.

Robertson hatte die Nachmittagspredigt zu halten und übte bald eine große Anziehungskraft auf seine Gemeinde aus. Nicht nur durch den Zauber des äußeren Auftretens und seines Organs, sondern vornehmlich durch den tiefen Ernst, der alle seine Geisteskräfte, zu heiliger Glut entfacht, in den Dienst des Wortes stellte. Dennoch befürchtete er immer, nicht verstanden zu werden. So schreibt er einmal:

„Ich verberge nicht, wie es mich erfreute, von Ihnen zu hören, daß, was ich am Sonntag gesagt, empfunden und nicht etwa bewundert worden ist. Gott weiß, daß mir letzteres keine

Freude wäre. Suchte ich hiernach, so müßte ich sehr anders schreiben und handeln, als ich es thue. Aber es ist, wie wenn ein flüchtiger Sonnenstrahl auf dicht verschlungene Pfade fällt, wenn ich merke, daß es Saiten giebt, die auch unter einer ungelenken Hand je zuweilen in Harmonie erklingen; solche unverhofften Erfahrungen durchschauern mich wie die geheimnisvolle Melodie, die der erste, überraschende Sonnenstrahl einst der Memnonsstatue wundersam entlockte — denn die Wahrheit zu sagen, fällt es mir oft schwer aufs Herz, was in den Worten liegt:

„Kein Echo hab' ich noch gefunden,
Ich leb' und sterbe ungehört
Und senk' den tonlos hallenden Gedanken
Stumm in die Scheide wie ein Schwert."

Es giebt ja in jeder Gemeinde solche, die den Hilfsprediger dem Hauptpastoren gegenüber herabsetzen, und andere, die sich in originelle Anschauungen nicht finden können und durch jede vom Hergebrachten abweichende Auslegung beirrt werden. Aber Robertson litt seiner Eigentümlichkeit nach auf ungewöhnliche Weise darunter. Ein Freund erzählt davon:

„Er hatte eines Sonntags mit seiner ganzen Beredsamkeit darthun wollen, daß diese Welt ohne Religion ein Rätsel bleibe, und daß nur die christliche Religion den Schlüssel zu seiner Lösung biete. Den folgenden Tag erhielt er einen anonymen Brief von einer der Zuhörerinnen, die er wohl scherzweise seine Bischöfe im Frauengewand nannte, in welchem er belehrt wurde, daß das Christentum alle von ihm erwähnten Schwierigkeiten aufhebe. — Das also — sagt er — sind die guten Früchte meines Predigens.

„Bis an sein Lebensende ging dies so fort. Den Mangel geistiger Befähigung bei andern, ja ihre wirkliche Beschränktheit empfand er stets wie eigene Verschuldung. Daß er nicht so unverständlich war wie er es sich einbildete, selbst wo er einfache, ungebildete Leute vor sich hatte, erhellt daraus, daß, als er während einer seiner Vakanzen eine ländliche Gemeinde übernommen hatte,

die erst fast leere Kirche bald von schlichten Landleuten voll wurde, die dasselbe atemlose Interesse an seinen Predigten bekundeten, wie später die gebildeten Zuhörer in Brighton . . . . Zu wem er auch reden mochte, die Sympathie die er ihnen entgegenbrachte. machte ihn allerlei Leuten verständlich."

Das fortgesetzte Studium Carlyle's, dessen Anschauungs- und Ausdrucksweise er sich in vielem aneignete, bezeichnet für die Jahre in Cheltenham den Standpunkt seiner geistigen Entwickelung. Mit Vorliebe betreibt er geschichtliche Studien und bereitet sich aus Niebuhrs römischer Geschichte und Guizots Werk über Zivilisation zu seiner Auslegung der Bücher Samuelis vor. Täglich liest er Tennyson und Dante und kann 1845 den ganzen Inferno auswendig.

Schon auf der Universität hatte ihm die Beschäftigung mit Geologie und Chemie Zerstreuung gewährt, und sein Interesse an naturwissenschaftlichen Problemen blieb fortwährend lebendig. Die gründlichen Kenntnisse auf diesen Gebieten machten es ihm geläufig, später die Übereinstimmung sittlicher und religiöser Gesetze mit den Naturgesetzen darzuthun und auf diesen Gebieten nicht Gegensätze und Hindernisse für den Glauben zu erblicken, sondern im Gegenteil Zeugnisse für die Einheit und enge Zusammengehörigkeit der Schöpfung und Weltregierung Gottes.

Auch die Tagesfragen ließ er nicht außer Acht und studierte staatswissenschaftliche Werke, um sich in Dingen der Politik ein selbständiges Urteil zu bilden.

Sein inneres Leben ist ein rastloses Ringen nach Klarheit. In seinem Tagebuch finden sich aus den Jahren 1843—45 u. a. folgende Stellen:

„Es gilt die Liebe, die mir fehlt, zu erbitten als freie Gabe, denn dazu zwingen kann ich mich nicht (1 Joh. 4, 8). Gemeinschaft mit Gott läßt sich nicht erlangen durch Abstraktion und Askese,

sondern nur durch Entwickelung christlicher Bruderliebe (1 Joh. 4, 12). Ferner verzeichnet er als Vorsätze:

„Von jedermann zu lernen.

„Versuchen, die eigene Bedeutungslosigkeit zu fühlen.

„An mich zu glauben und an die mir anvertrauten Pfunde.

„Versuchen, die Unterhaltung der Menschen ergiebiger zu machen, und zu dem Zweck meinen Geist mit Kenntnissen bereichern; aber auf der Hut sein, nicht glänzen zu wollen.

„Versuchen, das heutige Prinzip zu verachten, nach welchem jedermann das eigene Lob verkündet, und es vielmehr als eine Erniedrigung empfinden, vom eigenen Thun zu reden wie ein armseliger Prahlhans.

„Bestrebt sein, das beliebte Zeichenfordern des ehebrecherischen Geschlechts unserer Tage zu vermeiden. Ich verlange eine laute Stimme vom Himmel darüber, ob ein Ding unrecht sei; während eine geringe Prüfung seiner Folgen genügt, um mir zu zeigen, daß Gott sich dagegen erklärt. — Zeichen und Wunder fordern, stimmt nicht überein mit den ewigen Weltgesetzen.

„Weniger von mir sprechen und weniger an mich denken.

„Nach Gedankenkonzentration streben.

„Versuchen das Luftschlösserbauen zu lassen.

„Systematisch Besuche machen und die Fächer zu bemeistern suchen, die den Zustand der Armen betreffen.

„Dem Gewissen folgen, und nicht dem Verstande, wie Pilatus that.

„Die Aufmerksamkeit auf Christum selbst richten, statt auf die Lehren von seiner Person.

„Der zunehmenden Gewohnheit unchristlichen Verurteilens gegenüber wachsam sein."

Folgende Stellen aus Briefen sind ein weiterer Ausdruck seiner religiösen Denkweise dieser Zeit:

„Ein Gefühl muß alles in uns beherrschen: daß wir mit ganzer Entschlossenheit das Kreuz als unser Teil erwählten,

und es uns nicht wundern darf, wenn von seinem Blut etwas auf uns spritzt. Das Kreuz muß uns teuer sein, es komme wie und wann es wolle."

„Eines und nur eines giebt es auf Erden, das des Lebens wert ist, nämlich: Gottes Werk zu treiben und nach und nach hineinzuwachsen in die Gleichheit seines Ebenbildes, durch Selbstverleugnung und Gebet. Wenn solches sich vollendete — je eher wir alsdann diesen Schauplatz mühseligen Kämpfens verlassen, um so besser so weit dies uns selber betrifft. Bis dahin willkommen Kampf! Ringen! Sieg!"

„Ach könnten wir nur die schwere Lektion lernen: ‚Dein Wille geschehe!' Dies sagen zu können bei jedem Verhängnis, sei es was es wolle, ist Inhalt und Summa der Religion."

„Es ist ein großes Ding ein Christ zu sein! Welch wundervolle Hoffnung, daß wir dereinst teilhaben sollen an der göttlichen Natur!"

Der folgende Brief läßt in die Kämpfe blicken, die er durchmachte, und zeigt wie dieselben ihn reiften und befähigten, anderer Leid zu verstehen:

. . . . „Ach wie wenig wissen wir einer von des andern Kümmernissen — wie wenig ahnen wir die Stunden einsamer, heißer Kämpfe, durch die jedes ernste, liebevolle Gemüt in dieser so ganz unbegreiflichen Welt hindurch muß. Manchmal scheint es ein Wunder, daß man je wieder lächelt — so oft scheint das Leben in völligen Ruin, ja in ein Nichts zusammenzufallen.

„Ich glaube, ich kann Ihre Prüfung verstehen und etwas ahnen von dem bittersten Zuge derselben — diesem unaussprechlichen Alleinsein! Mit unserer Umgebung in zwei verschiedenen Empfindungswelten leben ist zehnfach unerträglicher, als da zu sein, wo den ganzen Tag eine fremde Sprache gesprochen wird, von der wir nicht ein Wort verstehen.

„‚Das Herz allein ermißt sein bittres Weh und ein Fremder hat nichts zu schaffen mit seiner Freude*).‘ Diese Worte stellen mich immer an den Uferrand unerschöpfter und unermeßlicher Empfindungstiefen.

„Ich wünschte von ganzem Herzen, daß ich so für Sie fühlte wie ich möchte, oder daß ich meine Empfindungen so ausdrücken könnte . . . Aber ich fühle auch, daß menschliche Sympathie beinahe Hohn ist. Keiner kann es empfinden, und sicher niemand ihm Linderung bringen als nur der Mensch Christus Jesus, dessen Herz voll unergründlicher Liebesfülle einen Widerhall hat für jeden Pulsschlag des Ihrigen . . . .“

Robertsons Einfluß im geselligen Verkehr war groß, ja — weil ungeahnt — vielleicht selbst größer als die Wirkung seiner durch den ihm innewohnenden Geist geheiligten und von Natur großartigen Kanzelberedsamkeit.

Sein liebenswürdiges Wesen war nicht nur ein Ausdruck natürlicher Herzensgüte, sondern auch eines zarten, christlichen Pflichtgefühls. In Gesellschaft z. B. widmete er sich mit Vorliebe den Verlassenen, Zurückgesetzten, mit denen vielleicht niemand sprach, und suchte auf diese Weise in ein dunkles Leben Freude zu bringen. Wie war er so empfänglich für Eindrücke aller Art, und für den Austausch der Empfindungen! Ein Gespräch, sogar mit geistig untergeordneten Personen, war für ihn immer fruchtbringend. Ihre Ideeen, die sie selbst kaum als solche erkannten, nahm er als der Entdecker in Beschlag und wandte sie in neuer Weise an. Er war rezeptiv in schöpferischer Weise. Wie mußte solchem Manne gesellige Gemeinschaft unentbehrlich sein! Er bedurfte der Impulse des Austausches, ihm war wohl inmitten des Aufeinanderplatzens der Meinungen. Er sprach, schrieb und handelte stets am besten, wenn er durch die Dinge, die das Herz der Menschheit bewegen, zu Bewunderung

---

*) Von Luther in einem andern Sinn übersetzt. Spr. Sal., 14, 10.

oder Kampfeslust entflammt war. Er sprach alsdann mit hinreißender Beredsamkeit. Seine Rede besaß alle Eigentümlichkeiten eines großen Stroms: schnell, überstürzend, leidenschaftlich, wenn sein Zorn gegen das Böse geweckt war; ruhig dahinfließend im Gespräch über Kunst, Poesie und Wissenschaft oder die kleinen Tagesereignisse. Immer mit der Macht inne zu halten und sich in stillerem Gewässer zu sammeln, aber daherbrausend, ohne nur eine verkehrte Biegung einzuschlagen, wenn er zwischen die Klippen einer Streitfrage geriet. Tausend Bilder stiegen beständig aus der Tiefe empor und tanzten auf der Oberfläche, nach allen Seiten ihre Schlaglichter werfend.

Am liebsten unterhielt er sich in frischer Luft, während des Reitens oder Gehens, denn in der freien Natur diente ihm alles, was er sah und hörte, zu Belegen und Bildern seiner Ideeen. Wenn er in der lieblichen Umgegend von Cheltenham zu Pferde dahin stürmte und über breite Gräben setzte, glich er freilich eher einem jugendlichen Ritter des Mittelalters, als dem Prediger des neunzehnten Jahrhunderts. Es wird schon früh von ihm gerühmt, wie frei er gewesen von allem verlegenen und linkischen Wesen, und wie er in Betragen und Erscheinung stets den Eindruck des vollendeten Gentleman gemacht habe. Jedes Porträt würde nur einen ungenügenden Eindruck seiner persönlichen Erscheinung geben. Die hohe und bedeutende Stirn war stark ausgeprägt, und ließ auf schöpferische Naturanlage schließen; die blauen, tiefliegenden Augen, voll eines schönen, reinen Lichtes, flammten oft auf in klarem, leidenschaftlichem Feuer der Erregung oder des Fragens und erzählten von den seltsam gemischten Eigenschaften die er in sich vereinigte — starker Willenskraft, seltener Feinfühligkeit und unbeugsamem Mut. Im Vergleich zu der oberen Partie des Antlitzes schien nur das Kinn nicht stark genug entwickelt. Die instinktive Heiterkeit und Eindrucksfähigkeit seines Temperaments kam in dem strahlenden Lächeln seines Mundes zum Ausdruck, dessen feine Linien jeden Wechsel der Empfindung verrieten. Das Anziehendste war der Ausdruck seiner Züge, da

sich in ihnen jede innere Erregung augenblicklich und getreulich widerspiegelte. Dieselbe Beweglichkeit, Heiterkeit und Anmut seiner Persönlichkeit drückten sich in seiner schlanken, elastischen Gestalt aus, die großer Thatkraft und Ausdauer fähig war und immer wie durchleuchtet erschien von dem Feuer des Gedankens, der ihn im Augenblick erfüllte. — Manche seiner besten und tiefsten Gedanken haben sich im Verkehr mit seinen Freunden entzündet. Eigentlich nur im engeren Freundeskreise offenbarte sich der ganze Zauber seiner Persönlichkeit. Das Bedürfnis nach Freundschaft war schon sehr früh in ihm lebendig. Er schildert seine Knabenfreundschaften als „aus plötzlichen Impulsen geborene, ungestüme, leidenschaftliche Zuneigungen, voll Beteuerungen, Beständigkeitsgelübden und Überfülle an Versprechungen.“ Den Freundschaftsgehalt seiner männlichen Jahre charakterisiert er nicht nur als „Vertrauensaustausch“, sondern als „besondere, persönliche Achtung, als Gefühl der Gegenseitigkeit, das auf der Gemeinschaft von gleich und gleich, oder der Anziehungskraft von ungleich und ungleich beruhe“. Er sagt in einer ungedruckten Predigt:

„Gott schließt die Herzen zusammen. Der Freund, auf dessen Treue du trauen darfst bei dessen Erfolg im Leben deine Wange in aufrichtiger Mitfreude erglüht, bei dessen Siegeslaufbahn, die du im Geist verfolgtest und von der du lasest, dein Herz schlug wie ein selbständig lebendes Wesen — für dessen Ehre du eintreten würdest wie für die eigene: solch ein Freund, ohne dein Zuthun dir geworden, ist eine Gabe Gottes.“

Seine edle, ritterliche Sinnesweise ließ ihn immer das Beste von denen glauben, die er liebte. Wie sehr er sich die Freunde idealisierte, geht aus folgendem Brief hervor; und man begreift wie furchtbar, beinah herzbrechend der Rückschlag bei ihm sein mußte, wenn er sich in einem Freunde getäuscht sah. „Oft — schreibt er — thut man am besten, die Augen zu schließen gegenüber so manchen Charakterseiten des Freundes, um ihn zu nehmen wie er eben ist. Und dankbar erkenne ich dagegen, daß die völlige Durchsichtigkeit in H's Charakter nur um so zarter

die Fasern hervortreten läßt, die keine Verunstaltungen, sondern Schönheiten in der Zeichnung des Bergkristalls sind. Ich war auf viele Fehler gefaßt, aber darauf nicht, daß bei ihm selbst die Fehler und das, was sonst enttäuscht, das Vergrößerungsglas vertragen und nur vermehrte Einsicht gewähren in einen Charakter, der vollständig überrascht durch seine auserlesene Zartheit. Ich glaube in der That, seine Unvollkommenheiten sind gleich den Perlen der Meermuschel: Abirrungen von der normalen Natur, aber zarter und in noch himmlischere Regenbogenfarben getaucht, als die Muschel selbst.

„Manche Fehler sind so köstlich, daß sie Achtung abnötigen und tief rühren, wie man die schöne blaue Pilzbildung, welche sich zuweilen auf Eingemachtem findet, sorgsam entfernt, und erst bei genauerer Prüfung entdeckt, wie wunderbar und schön sie ist. Ich kann diesem Charakter trauen.

„Auch bei den schönsten und edelsten Naturen fand ich bisher noch nie annähernd, was mir sonst nur wie ein Traum vorschwebte: ein Wesen, — nicht korrekt nach konventionellen Grundsätzen handelnd, nicht steif eingeschnürt in einen kleinen Vorrat von Schicklichkeitsregeln, sondern kühn in ganz neuen Welten sich bewegend, in Regionen und Sphären, die andere verwirren und ohne Karte uud Kompaß lassen würden. Seine Natur aber steuert unentwegt, durch eine Art höheren Instinkts geleitet, wie der Zugvogel auf seinem ersten hohen Fluge, durch Lufträume, in denen noch nie ein Flügelschlag vernommen wurde. Je mehr Einblicke ich thue in dies wundervolle Gemüt, desto mehr wächst meine Verehrung, und ich fühle, es überragt jede Erwartung und ist im Unendlichen daheim in einem Maße, ohne welches alles Irdische, auch das Beste, der Wandlung unterworfen bleibt. Es quillt in ihm ein unerschöpfliches Leben, voll echter Ursprünglichkeit, das sich so wenig nach dem gewöhnlichen Maßstab bemessen läßt, wie man den Lauf und die Abweichungen eines Kometen nach der von einem unserer Planeten beschriebenen gewöhnlichen Ellipse berechnen kann.

Niemand kann voraus sagen, was er unter gegebenen Umständen sagen oder thun wird. Aber hernach steht alles mit dem Übrigen in schönstem Einklang, und die Entdeckung solch unerwarteter Züge in seinem Wesen ist für den Freund eine Quelle fortwährender Überraschungen und immer neuer Freuden. An solchen Mann muß man glauben, auch wo man ihn nicht versteht, weil man gewiß sein darf, daß ihn nicht Laune, sondern Gesetze höherer Art bei seinem Thun bestimmen. Nur auf Glauben kann sich Freundschaft mit ihm gründen. Nichts hat mich mehr ergriffen, als seine feinen Bemerkungen über eine nicht mehr bestehende Freundschaft. Es ist sehr selten und sehr schön, wenn man Empfindungen, die einst wahr gewesen, noch richtig gewürdigt sieht, nachdem sie in Wahrheit nicht mehr bestehen. Es zeugt von ebenso viel Kraft wie Zartgefühl, wenn man auch einer gebrochenen Freundschaft noch Achtung bewahrt, und in der Erinnerung an sie gerecht bleibt."

Bei seiner großen Rezeptivität war die Einwirkung seiner Freunde für Robertson von der entscheidendsten Bedeutung. Obwohl nie ein bloß passives Instrument in den Händen anderer, weckten doch die Saiten, die sie anschlugen, vieles in seinem Innern erst zum deutlichen Bewußtsein auf und steigerten durch die sympathische Berührung, die sein Bestes herauslockte, sein ganzes Empfinden und Denken zu einer fast übernatürlichen, funkensprühenden Lebendigkeit. Im Sonnenschein der Freundschaft und liebenden Verständnisses trat sein ganzes Wesen in Blüte. Da konnte er auch in späteren Jahren noch heiter sein wie ein Kind, fröhlich an den Spielen der Jugend teilnehmen und ganz die Bürde des Lebens von sich werfen. Fühlte er sich aber beargwöhnt und unrichtig beurteilt, so versank er in Schweigen und beinah eisige Unnahbarkeit.

Vor allem bedurfte er übereinstimmender Gesinnung. Auseinandersetzungen oder Aussprachen dagegen waren ihm böse Dinge. Er schreibt darüber in seinem Tagebuch:

„Man betrügt sich oder den andern und meist beide. (Götz von Berlichingen.) Man bewahrt besser die eigene Würde, wenn man sich nicht darauf einläßt. Ein Charakter, der sich nicht durch sich selbst verteidigt, ist keiner Verteidigung wert.“

Es hat wohl nie einen besseren Freund gegeben als Robertson, denn er that nach seinen Worten: „Freundschaft, die nicht das höchste Gute leistet und uns dazu verhilft, den mannigfachen Arten der Selbstsucht zu entgehen und mit frischem Mut unsere Pflicht zu erfüllen, verdient ihren Namen gar nicht.“

In Cheltenham verband ihn die wärmste Freundschaft mit seinem Rektor Herrn Boyd. Er verehrte und liebte ihn kindlich, und stellte ihn so hoch über sich, daß es ihn zu Unterschätzung der eigenen Gaben und Wirksamkeit verleitete. Aber diese Verehrung war für den jungen Geistlichen in hohem Grade förderlich. Sie erhielt ihn demütig und gewährte ihm einen Halt in den auf- und niedergehenden Wogen des Lebens. Boyds Einfluß machte sich namentlich inbezug auf Robertsons Predigten geltend. Dieser begnügte sich nicht länger damit, sie nur flüchtig niederzuschreiben, sondern verwandte ganz neuen Fleiß auf ihre Ausarbeitung. Der Ton derselben wurde intellektueller, ohne an religiöser Tiefe einzubüßen; die allgemeinen Schlußfolgerungen kühner, und ihr praktischer Inhalt weitherziger. Besonders lernte er in die feinern und schwierigen Zustände christlichen Lebens eingehen.

Es sind Jahre des Fortschreitens, aber jeder Schritt geht über einen überwundenen Feind. Die äußeren Einflüsse, die das meiste zu seiner Entwickelung beitragen, sind eigentümliche Amtserfahrungen und entspringen aus dem Verhältnis zu einem philosophisch ausgebildeten Freunde.

Derselbe war genau unterrichtet über den Entwickelungsgang der Theologie und Philosophie, der zu Anfang des Jahrhunderts Deutschland in Aufregung versetzt hatte. Robertson betrachtete die dahin einschlagenden Fragen aus dem Gesichtspunkt persönlicher geistlicher Erfahrung, im Gegensatz zu dem Freunde, den sie nur

als Verstandesprobleme beschäftigten. Diesen Studien verdankte Robertson zunächst, daß sein Geist und Verstand über den bisherigen engen Horizont hinausgehoben wurden.

In Cheltenham regierten zwei Strömungen: eine weltliche und eine religiöse, zuweilen unmerklich verschmolzen und dann wieder schroff sich gegenüber. Es war dort ein wahres Treibhaus religiöser Erregungen, in welchem der Bann über solche verhängt ward, die nicht das übliche orthodoxe Schema wiederholen konnten; und es hatte sich ein Wort- und Gefühlschristentum dort eingenistet, von dem sich Robertson je länger je mehr abgestoßen fühlen mußte, wie von dem damit verbundenen Verdammungsgeist. Da er stets das Beste annahm, hielt er im Anfang dafür, daß alle, die von Christo sprächen, ihm ähnlich wären. Aber er wurde grausam enttäuscht. Seine wahrhaftige Natur empörte sich zunächst instinktiv, dann bewußt gegen alle Unwahrhaftigkeit seiner Umgebung. Religiöse Gefühle in dem Munde solcher, die ein ganz äußerliches Leben führten, schmerzten ihn auf das tiefste. Er unterließ es fortan Andachtsbücher zu lesen, in der Sorge in dieselbe Gewohnheit eingelullt zu werden: religiös zu fühlen, ohne danach zu handeln! Mit Entsetzen mußte er sich abwenden von den heftigen und blinden Beschuldigungen, welche die frommen Zeitungen der äußersten Rechten (der evangelikalen Partei) unter dem Mantel des Christentums ausstreuten. Er sagte von ihnen: „Sie lügen in Gottes Namen, die anderen in des Teufels Namen, das ist der ganze Unterschied.“ Unter solcherlei Eindrücken wurde ihm die sittliche Berechtigung dieser ganzen kirchlichen Richtung und die Wahrheit ihrer Lehren überhaupt in Frage gestellt. Es kamen ihm Bedenken, deren er nicht Herr werden konnte. Sie wuchsen ihm übers Haupt. Es wurde ihm schwer zu lehren und zu predigen. Er fühlte, daß er sich auch von dem edler gesinnten Teil der Evangelikalen lossagen müsse. Durch die starke Reaktion gegen die extremen Tendenzen derselben kam sein ganzes inneres Leben für eine Zeit lang ins Schwanken. Innerhalb der alten Anschauungen konnte er fortan weder Leben noch Frieden finden.

Tief verwundend war für ihn zugleich der Bruch des Freundschaftsbandes mit seinem so hoch verehrten, ihn in seinen Zweifeln und Kämpfen wohl nicht verstehenden Rektor Boyd — eines Verhältnisses, das ihm bisher als unauflöslich, mit seinem innersten Sein verknüpft erschienen war. Dieser Schlag, von dem er sich nie völlig erholte, — beschleunigte die innere Krisis, und die Folge war eine Zeit geistiger Qualen, die nicht nur seine Gesundheit bedenklich erschütterte, sondern auch seinen Geist in eine Umnachtung versenkte, in der ihm nur eins gewiß blieb: „Es muß doch recht bleiben, recht zu thun.“

Ein Symptom für die Veranlassung dieser inneren Kampfesnöte blieb die, auch später nie überwundene Abneigung gegen den Evangelismus. Ist eine Ungerechtigkeit und Härte in ihm, so kommt sie hierbei zum Ausdruck, und seine spätere, milde weitherzige Anerkennung der verschiedenartigsten religiösen Richtungen hat hier ihre Grenze.

Die inneren Kämpfe dieser Zeit schildert er viele Jahre später in dem Vortrag vor einer Arbeiterversammlung also:

„Es ist ein schrecklicher Augenblick, wenn der Geist erkennt, daß viele der Stützen, auf denen er so lange blindlings geruht, morsch sind — und nun anfängt allen zu mißtrauen; wenn er die Nichtigkeit so mancher überlieferten Ansichten empfindet, die er mit unbedingtem Vertrauen angenommen, und in dieser fürchterlichen Unsicherheit nun anfängt zu zweifeln, ob es überhaupt etwas gebe, was zu glauben sei. Es ist das eine schreckliche Stunde — wer sie erlebt, mag sagen wie schrecklich — wenn das Leben seine Bedeutung verloren hat und zu einer Spanne zusammenschrumpft, das Grab aller Dinge Ende zu sein scheint, menschliche Tugend nur ein Wort, und der Himmel über diesem Weltganzen ein totes Gewölbe, eine schwarze Leere, aus der auch Gott verschwunden. In dieser furchtbaren Verlassenheit des Menschen, wenn die, welche ihm Freunde und Ratgeber sein sollten, nur die Stirn runzeln über sein Zagen und ihn freventlich ermahnen, Zweifel zu unter-

drücken, von denen er nicht weiß, ob sie nicht aus dem Quell der Wahrheit selbst aufsteigen; das auszulöschen als Blendwerk der Hölle, von dem er nicht weiß, ob es nicht Licht vom Himmel ist. Wenn so für ihn alles in grauenvolle Unsicherheit gehüllt ist, kenne ich nur einen Weg, auf welchem es dem Menschen gelingen mag, unbeschädigt aus dieser Todesqual hervorzugehen. Nämlich den, daß er festhält an den Dingen, die gewiß bleiben, den großen, einfachen Landmarken der Moral. In den dunkelsten Stunden, die über eine Seele kommen mögen, bleibt eins bestehen, wenn auch alles sonst in Zweifel sinkt: Gesetzt, es gäbe keinen Gott und kein zukünftiges Leben, selbst dann ist es besser großmütig zu sein als selbstsüchtig, besser keusch als ausschweifend, besser tapfer als ein Feigling. Selig, weit über alle irdische Seligkeit hinaus ist der Mensch, der in solch stürmischer Finsternis der Seele vermocht hat, an diesen ehrwürdigen Landmarken festzuhalten.

„Dreimal selig, wer sich, wenn alles von innen und von außen öde und freudlos geworden, wenn seine Lehrer ihn ängsten und die Freunde von ihm weichen, hartnäckig an das moralisch Gute klammert. Und zwar deshalb dreimal selig, weil seine Nacht übergehen wird in hellen, klaren Tag.

„Ich berufe mich auf einen jeden, der diese Stunde der Qual durchlebte und endlich auf dem Felsen stand. Die Wellen unter ihm beschwichtigt, die letzte Wolke vom Himmel verschwunden, mit einem Glauben, einer Hoffnung und einem Vertrauen, die nicht länger etwas Überkommenes, sondern sein eigen sind. Einer Zuversicht voll, die weder Erde noch Hölle erschüttern kann."

Ein Freund berichtet uns über diese Zeit:

„Er war dahin gelangt, seine Ansichten wiederholt zu prüfen. Aber das Wiederaufnehmen jeder Lebensfrage war mit unsäglichen Schmerzen verbunden. Seine Unparteilichkeit erlaubte ihm, jede Frage eine Zeit lang offen zu halten; mit großem Ernst setzte er die beste Kraft an ihre Lösung, die er auch bald fand; dann sah er

sie als abgeschlossen an und mochte nicht mehr von ihrem Schatten verfolgt werden. War er nun genötigt, einen Gegenstand von großer, religiöser Bedeutung aufs neue zu prüfen, so machte ihn dies tief unglücklich. Die Untersuchung einzelner Glaubenspunkte brachte anderes mit sich. ‚Da nun ein Platzregen fiel und kam ein Gewässer, und weheten die Winde und stießen an das Haus', mußte er notwendig herniedersteigen und sehen worauf es gegründet war. Er litt schwer während der letzten Zeit seines Aufenthalts in Cheltenham. Er sprach nicht gern darüber, konnte aber einem Freunde doch nicht verheimlichen, daß sein Fuß keine Stätte mehr fand, wo er ruhen konnte. Seine Gesundheit litt derart, daß der Freund auf die Notwendigkeit drang, sein Amt niederzulegen und ihm riet, auf den Kontinent zu gehen. Er begleitete ihn bis Lüttich und Robertson reiste allein nach Tirol."

Dies war im September 1846. Die folgenden Auszüge seiner Reisebriefe — meist an seine Frau gerichtet — gewähren uns Einblicke in die Umdüsterung seines Gemüts.

„Inmitten aller Herrlichkeit (der Natur) wogt ein seltsamer Kampf in meinem Innern, für den ich keinen Grund weiß. Die Größe der Umgebung drückt mich nieder, und ihre sanfte Schönheit macht mein Herz klopfen in einem unbeschreiblichen Gefühl des Elends. — In Retsch's Illustrationen zu Goethe's Faust lassen auf einem Blatt Engel Rosen fallen auf Dämonen, die um Fausts Seele streiten. Jede Rose tropft herab wie geschmolzenes Metall, brennt und entzündet, wo sie hinfällt. Denselben Einfluß hat die Lieblichkeit der Natur jetzt auf mich. Sie versengt mich, statt zu lindern. Als ich in Innsbruck angekommen war, wanderte ich allein den wilden, tobenden Fluß entlang. Mächtige Schatten glitten langsam und schweigend, — wie Riesengespenster, — quer durch das Thal, als die Sonne hinter die Berge sank. Die Berglinien verschwammen allmählich mit dem Horizont, und der Himmel wurde auch so schwarz wie sie, und ich blieb allein in all' der Größe und Dunkelheit. Ich fühlte, wie gewöhnlich bei solchen Anlässen, mächtig

das schnelle Verrauschen der Zeit, das alles mit sich reißt in die Unendlichkeit; und da sind wir ein ohnmächtiges Nichts, und doch mit Fähigkeiten der Qual und des Denkens ausgestattet, wie sie nur Unsterbliche haben können."

„Ein Abend steht beinah einzig da in meinem Leben. Ich werde nie einen ähnlichen erleben, so feierlich, hehr, ja beinahe heilig. Die Wildheit der Umgebung wurde durch Gewitterwolken die an den Zacken über mir hinzogen, noch wilder, und erweckte Empfindungen, wie sie einem nur einmal im Leben kommen. Es wird behauptet, man könne nur einmal lieben. Das sind schwächliche Schulmädchenphantasieen. Aber die Natur in ihrer geheimnisvollen Allgewalt wird nur einmal im Leben ganz empfunden. — Gestern waren meine Gefühle anders — nicht so lieblich und glücklich; Gefühle des laissez aller. Wolken, tiefviolett, und dunkelnde Berge, einbrechende Nacht, und ich in einer Art Gleichgültigkeit, die doch nicht Gleichgültigkeit war. Alles trieb dahin, Wolken, Leben und Zeit, und es war mir gleich, wie schnell ich mit dahintrieb." Aus denselben Tagen heißt es in einem andern Brief:

„Ich möchte eine Scene schildern, die in diesem Augenblick an meiner Seele vorüberzieht. Ich war allein in einem entlegenen Alpenthal ohne Führer und ein Gewitter im Anzug. Ich möchte erklären können, wie alles zusammenkam, um ein Gefühl hervorzurufen und in eins zu verschmelzen: das langsame, wilde Heranziehen des Nebelgekräusels an den Bergspitzen hin, ihre Gipfel verhüllend, und ihnen scheinbar die eigene Beweglichkeit leihend, bis jeder dunkle Bergriese geheimnisvoll lebendig wurde; das adlergleiche Herabstürzen des Lämmergeiers, das Aufsteigen eines Schwarms Bergkrähen, die ich bei einem Aas, an dem sie sich gütlich thun wollten, überrascht hatte — mit ihren roten Schnäbeln und Beinen und mit ihrem wilden, schrillen Geschrei, mit dem sie die Einsamkeit und Stille erschreckten, — bis zuletzt das blaue Wetterleuchten herniederströmte und der zerschmetternde Donner rollte, als sollten die Berge vergehen. Da kamen Gefühle, die der Mensch in ihrer ganzen

Stärke nur einmal im Leben empfinden kann — ein Gemisch von Schrecken, Triumph, Trotz, Wut, Stolz, Entzücken, Verachtung, von Schmerz, Demut und Ruhe; als ob all der Kampf und das Wüten der Elemente nur die Unruhe der Menschenbrust austobte, so daß in solchen Scenen ein Gefühl der Erleichterung liegt und man versucht ist auszurufen: da! da! all' das war in meinem Herzen und wird erst jetzt ausgesprochen!"

Der römische Aberglaube, der ihm in Tirol auf Schritt und Tritt entgegentrat, veranlaßte ihn zu leidenschaftlichen Äußerungen über denselben, die als Nachklang der Oxforder Erregungen darthun, wie tief ihn diese Fragen beschäftigt hatten. Er schreibt:

„Die Tiroler werden als sehr fromm bezeichnet, und wenn Kapellen, Kruzifixe, Messen und endlose Gebete das Wesen der Religion ausmachen, sind sie es auch. Mir scheint ihre Religion nur wie ein Zauber, der sie vor Gefahren schützen soll, und das nenne ich nicht Religion, sondern Feigheit. — In der Münchener Galerie hängt ein Bild, dessen Vervielfältigung man hier überall findet. Es stellt vor, wie ein das Sanktissimum tragender, von einem Chorknaben begleiteter Priester von Räubern angegriffen wird. Der Priester hält diesen die Hostie entgegen, und der Knabe läßt das Licht seiner Lampe darauf fallen. Da ducken die Räuber sich nieder und lassen ihre Opfer fahren, denn die geheimnisvollen Symbole der Religion machen sie erbeben. Das wird ‚Triumph des Glaubens' genannt und erläutert meine Auffassung der hiesigen Religiosität: Ich nenne das nicht Glauben — sondern armselige, erbärmliche, verächtliche Feigheit. Menschen, die rauben und morden würden, erzittern und geben ihr Vorhaben auf, nur weil sie sich einem Geheimnis gegenüber sehen, das sie, wie sie meinen, töten könnte. Man muß hier genau unterscheiden, weil Newman und seine Partei die so beliebte Sprache eingeführt haben, nach welcher das Wesen der Religion in Schauer und Anbetung bestünde. Je stärker diese Empfindung, desto größer wäre die Gottesfurcht. Wer aber vor einem Kruzifix kniet, vor dem Sakrament erbebt, und beugt nicht sein ganzes Herz in Anbetung dessen, was gut, heilig

und rein — der ist nicht fromm, sondern einfach abergläubisch. Und der Aberglaube hat kein religiöses Moment in sich."

Als er unterwegs einen Kardinal im Eisenbahnwagen Gebete hersagen sah, bemerkte er, wie alle Formen, auch die besten, in der unvermeidlichen Gefahr stehen, den Geist zu verlieren, der sie einst belebte: „Zweifelsohne waren diese Gebete ursprünglich der Ausdruck wahren und tiefen Gefühls. Jetzt kann selbst ein Kardinal sie nicht ohne Gähnen wiederholen."

Ein Brief aus Schaffhausen schließt:

„Eine englische Familie und ich sind allein in dem großen Hotel und doch habe ich mich nicht angeboten, ihnen am Sonntag Gottesdienst zu halten. Selbst Gebete verlesen wäre eine Anstrengung, die meine Kräfte übersteigt. Ich fühle mehr und mehr, daß ich kein Prediger bin und nie einer werden kann. Die körperliche Anstrengung hat meine Nerven nicht gestärkt, noch die Fantome zerstreut — wenn es Fantome sind, die vor mir aufsteigen. Solange ich wache, lassen sich widerwärtige Gedanken noch einigermaßen verscheuchen, aber sobald ich schlafe, habe ich alle Gewalt über sie verloren. Ich schlafe wenig, aber das ist kein Gewinn, denn die halbwachen Träume sind die schlimmsten."

Den 24. Oktober schreibt er aus Heidelberg dem philosophischen Freunde, der sich darüber beunruhigt, ob er ihm Zweifel nahegebracht:

.... „Sie haben wohl Schwierigkeiten beleuchtet, aber nie verfochten. Und wie sollten dieselben erst durch Sie in mir erweckt sein — der ich lange zuvor schon mit schmerzlichem Anteil theologische und philosophische Kontroversen studiert und verschiedentlich in der Gedankenluft eines Edwards, Plato, Lucretius, Th. Brown, Carlyle, Emerson und Fichte gelebt, dessen Seele und Denken sich in Byrons leidenschaftliches Empfinden getaucht, der schon vor Jahren mit Newman an dem Rande eines furchtbaren Abgrundes gewandelt hatte und vorzog, ruhig hinabzuschauen, um lieber das Schlimmste der dunkeln Geheimnisse zu erfahren, als mit Newman

zu der Unfehlbarkeit des Romanismus zu flüchten. Solch ein Mensch wird nicht leicht beeinflußt von ein paar zufälligen Streitfragen, von denen er tausendmal gelesen. . . . . ‚Der Mensch soll seinen Rauch selbst verschlucken, wenn er ihn nicht zu hellen Flammen entfachen kann‘! Deshalb gehe ich nur oberflächlich auf diese Fragen ein. Ich glaube, Sie haben recht in Beziehung auf das endliche Finden der Wahrheit — wenigstens ausreichender Wahrheit — und ich bin ganz gewillt, im Zwielicht weiterzuringen, bis das Licht anbricht. Ich weiß wohl, wahrhaft männlicher Kampf kann nicht mißlingen. Aber der Mensch muß sich allein durchkämpfen. Nur das selbständige Forschen nach Wahrheit, vielmehr die selbständige Art des Forschens vermag ihm Ruhe zu verschaffen. Anderer Ansichten kann er nur eine Zeit lang annehmen; so lange die eigenen noch schlummern, wird die direkte Hilfe anderer wenig nützen. Indirekte, zufällige Andeutungen thun dagegen zuweilen viel. In England habe ich mich nie so ausführlich jemand gegenüber ausgesprochen. Hier in Deutschland unterhalte ich mich oft und freimütig über schwierige Fragen. Ich habe hier Menschen gefunden, die mich verstehen, wenn sie mir auch nicht helfen können. Und in der Überzeugung, daß neben mir in der deutschen Litteratur Schätze liegen, grabe ich Tag und Nacht daran, die daraufliegende Erde hinwegzuschaffen. Ich habe mich für meine geringe Sprachkenntnis wohl zu rasch hineingestürzt. Einiger Dinge bin ich indes gewiß geworden, und das sind meine ‚Ursachen‘*); — die kann mir niemand nehmen. Ich bin bis jetzt zu dem Resultate gelangt: Sittliche Güte und sittliche Schönheit sind fundamentale Realitäten, welche allen Formen der besten religiösen Ausgestaltungen zugrunde liegen. Sie sind weder ein Traum, noch bloße Zweckmäßigkeitsprinzipien. Dieser Verdacht war einmal meine Qual, ist aber nun überwunden. Als ich da kleinliches Wesen fand, wo ich edle Gesinnung erwartete, Unreinheit wo ich Fleckenlosigkeit gewähnt, verzweifelte ich wieder und wieder an der Wirklichkeit des Guten.

---

*) Auch deutsch im Original.

Ich bin aber dafür dankbar, daß die Verwirrung, in die ich mich gestürzt sah, nie mein Thun beeinflußt hat. In dichtester Finsternis noch habe ich versucht mein Auge auf Gutes und Edles zu richten, selbst als ich auch die Tugenden nur für Strohmänner hielt. Ich setzte neulich einen epikuräischen Philosophen hier in Erstaunen durch die Heftigkeit, mit der ich dies Prinzip vertrat .... Lieber möchte ich als Stoiker im höllischen Feuer sein, denn ein Epikuräer mit seinen oder Goethes Grundsätzen, falls es Goethesche sind .... Hinsichtlich meines Amtes bin ich in äußerster Bedrängnis.

„Es aufgeben, hieße die einzige, mir noch bleibende Gelegenheit zum Gutesthun von mir werfen. Es aber weiter zu führen, während meine ganze Seele nach der Bedeutung ringt, die ich nicht verständlich machen kann, — wenn ich die Leute beständig in Erstaunen setze und zu sagen scheine, was ich nicht meine, — fortzufahren mit Lehren und Predigen, während das eigene dunkele Herz des Lichts entbehrt, das ich andern bringen soll! während ich das Gefühl habe, als sei es mein Geschick, die Wahrheit verkünden zu müssen, nicht wie Kassandra, der nur nicht geglaubt wurde — sondern um für immer meinen Mitmenschen unverständlich zu bleiben — das ist jammervoll ...."

In einem späteren Brief an denselben heißt es: „Daß das Christentum wahr ist, daß der Charakter Christi erhaben ist; das Gutes thun besser ist, als unrecht thun, sind — glaube ich — Axiome. Aber Paulus (aus Heidelberg) und selbst Strauß würden das alles zugeben, und die Socinianer noch viel mehr verlangen, ehe sie jemand als Christen anerkennten. Diese Dinge waren mir nie zweifelhaft, nur bei sehr heftigen Magenverstimmungen, in denen dem getrübten Auge alles schwarz erscheint. Aber Sie wissen, daß dies Credo alles, was wir gewöhnlich als das Wesentliche des Christentums ansehen, noch unentschieden läßt. Zum Beispiel wenn jemand fragt: ‚Wer war Christus? Was sind Wunder? Was ist unter Inspiration zu verstehen? Ist die Auferstehung Thatsache oder Mythus? Was errettet einen Mann,

die eigene oder eine andere Person? Besteht das zukünftige Leben in persönlich fortdauernder Individualität, oder nur in der Kontinuität eines beseelten Universums?' — Auf diese und zwanzig solcher Fragen würde Krause dies antworten, Neander das und Dr. Chalmers jenes. Sicherlich wären die beiden Letztgenannten nicht befriedigt durch das, worin Sie das Christentum erblicken, selbst wenn Sie noch vieles hinzufügten. Es sind Dinge, über die ein Mensch mit gesunden Sinnen nicht dreiviertel Stunden lang einen Zweifel dulden kann. Ich erwähne die genannten Fragen nicht, weil sie mich verwirren, sondern weil sie das Wesentliche berühren, was Sie außer acht setzen."

Am 11. November schreibt er seiner Frau:

„Du hast recht, es war sehr thöricht, mich so von meinen Gefühlen fortreißen zu lassen. Ein Mann, der ‚sein Herz auf der Hand trägt', darf sich nicht wundern, wenn ‚die Dohlen danach picken.' Daß ich irgend jemandem so viel mitgeteilt habe, thut mir in hohem Grade leid. Aber ich werde so weiter machen bis zum Schluß des Kapitels. Sympathie ist mir etwas zu Köstliches und Liebes, als das ich widerstehen könnte, sie zu suchen. Freilich möchte ich mir nachher vor Verdruß die Zunge abbeißen, wenn ich fühlen muß, daß ich mich in Wahrheit viel zu kindlich und offen ausgesprochen habe, um verstanden zu werden. Aber sobald der Anfall von Menschenfeindlichkeit vorüber, vertraut dies mein thörichtes Menschenherz aufs neue, und so wechselt mein Empfinden zwischen Reichtum und Bankrott. Dennoch, dennoch — ich mag sagen was ich will, wo mich auch nur der Schein einer verständnisvollen Teilnahme tröstet, kann ich nicht anders als mein ganzes Innere in Dank und Vertrauen ausströmen zu lassen.

„Eine sehr kostspielige, vielleicht edelmütige, sicherlich aber sehr klägliche Art, Unterricht in der Anatomie gratis zu geben: Vivisektion, von dem Vortragenden an sich selbst verübt.

„Herr H. meint, ich sei der Arbeit an meinen Mitmenschen müde. Gott aber weiß, daß es mein einziger Wunsch

auf Erden ist, zu wissen, wie ich ihnen dienen könnte. Ich hatte meine ganze Seele an das Werk gesetzt, als ich entdecken mußte, daß ich auf falschem Wege war, und ich kann es nicht für weise halten, Wasser in durchlöcherte Behälter zu füllen, aus denen es gleich wieder abfließt. Die Danaiden thaten es zwar, aber die waren in der Hölle. Ich werde nun meinen eigenen Weg gehen und niemand Einspruch gestatten. Mein Amt in Cheltenham habe ich aufgegeben, und es fragt sich, was nun beginnen? Ich mache verschiedene Pläne und beabsichtige zunächst, meinen Beruf nicht aufzugeben, sondern mich in einer ländlichen Gemeinde ausschließlich unter Armen zu versuchen. Für Reiche eigene ich mich weder geistig noch moralisch. Es ist etwas in meiner Art, Sprache oder Gedankenfolge, was sie nicht überwinden können, und ich habe weder genügend ruhige Nerven noch Demut genug, um dies ruhig hinzunehmen und ihrem stillen Widerstand nicht Stolz und Kälte entgegenzusetzen, dabei kann aber die Seelsorge unmöglich gedeihen. Doch ist darum noch nicht ausgemacht, daß ich auch bei den Armen nichts ausrichten könnte. Wenn mir die Arbeit allein obläge und ich selbständig handeln könnte, bliebe mir die schwache Hoffnung, doch noch freudig und vielleicht nicht erfolglos vorgehen zu können. Willst du meinen Vater bitten, sich nach einer derartigen Stelle umzuthun, damit ich in Cheltenham nur so kurz wie möglich zu bleiben brauche? Ich möchte keine Gemeinde, die mehr als höchstens tausend Seelen zählt. Ein Haus dabei wäre wünschenswert; eine arme Landbevölkerung, wo der Rektor nicht am Ort wäre, hätte ich am liebsten. — Mein Denken hat in vielem eine völlige Umwälzung erfahren."

Wie diese Umwälzung sich im einzelnen vollzogen, wird uns nicht mitgeteilt. Wir erfahren nur ihre Resultate, denen hernach ein besonderes Kapitel gewidmet werden wird.

In der Einsamkeit und Stille in Tirol hatte seine Seele ihre Tiefen erforscht und ihre Nichtigkeit dem Unendlichen gegenüber empfunden, ihren Anker aber nun in sicheren Grund ge-

worfen. Von jetzt an schwanken seine religiösen Überzeugungen nicht mehr; seine Prinzipien wurzeln „in Gott, in der menschlichen Natur und in dem Sein der Dinge“, und er findet dieselben jeder Seite der Bibel zugrunde liegend.

Was in der Zweifelsnacht sein Halt geblieben: „Es muß recht sein, recht zu thun“ wird der Ausgangspunkt seines Glaubens, Lehrens und Lebens. Der doktrinäre Glaube an diese oder jene Lehre erscheint ihm eher unheil- als segenbringend. Ihm ist der Glaube das mächtigste Prinzip der Menschenbrust, lebendig und unendlich wie ein Urquell.

Der vollkommene Mensch Jesus Christus, frei von jeder traditionellen Umkleidung, ist Mittelpunkt seines Denkens und Fühlens; die Aneignung seiner Gesinnung: Ziel jedes wahren Menschenlebens.

Robertson blieb mehrere Wochen in Heidelberg und übernahm während dieser Zeit die augenblicklich unbesetzte Stelle des Geistlichen an der dortigen englischen Gemeinde. Er fesselte seine Zuhörer derart, daß sich mit einzelnen unter ihnen langjährige Korrespondenzen anknüpften. Es wurden die ernstlichsten Versuche gemacht, ihn dort festzuhalten, aber er lehnte dies ab und kehrte nach dreimonatlicher Abwesenheit nach Cheltenham zurück. Seine Gesundheit war gekräftigt, seine innere Ruhe gewachsen und er sehnte sich mit Ungeduld nach neuer Arbeit. Der Bischof von Kalkutta bot ihm die Stelle eines Kaplans seiner Diöcese an, mit der Aussicht auf eine Stelle als Kanonikus. Aber er wollte nicht ins Ausland. Er schrieb dem Bischof von Oxford, früherem Erzdiakon von Winchester, Wilberforce, und stellte sich ihm zur Verfügung. Der Bischof bot ihm darauf die Stelle an St. Ebbe in Oxford an. Die Kirche lag in einem der schlechtesten Stadtteile und die durch Krankheit des Hauptgeistlichen lange verwahrloste Gemeinde bestand zumeist aus Proletariat der verkommensten Art. Es war eine schwierige Stellung mit kleinem Einkommen. Robertson zögerte mit der Annahme nicht wegen der Nachteile, sondern

weil seine Ansichten von denen des Bischofs abwichen. Er teilte ihm aufrichtig mit, daß er den Lehrsatz von der Wiedergeburt durch die Taufe nicht bedingungslos annehmen und lehren könne. In einer eingehenden Besprechung fand der Bischof, daß Robertson seinen Standpunkt gut zu vertreten wußte, und erklärte sich befriedigt. Robertson trat sein neues Amt an. Dem Anschein nach wurde es ihm gesegnet. Die Gemeindeglieder, arme und ungebildete Leute, wurden ihm bald sehr zugethan. Auch kamen die jungen Dozenten einer nach dem andern in seine Kirche.

Robertson empfand hier zum erstenmal, was er leisten konnte, und auch andere erkannten es. Zum erstenmal fühlte er sich vollkommen frei, ohne Opposition von außen und ohne innerlich sich regende Bedenken, seinen Überzeugungen Ausdruck zu geben. Er wurde friedevoller, der dunkle Schatten des Mißlingens wich von ihm. Aber das Leben lag nach wie vor schwer auf ihm.

Zwei Monate später wurde die Stelle an Trinity Chapel in Brighton frei; man bot sie ihm an, aber er schlug sie sofort aus, denn er hielt es dem Bischof gegenüber für ungehörig und unvereinbar mit männlicher Pflicht, Oxford so schnell wieder zu verlassen. Aber die Patrone der Stelle in Brighton drangen wiederholt in ihn und fügten einen Brief des Bischofs bei, nach welchem derselbe ihn, falls er es wünschte, von seiner Stellung entbinden würde; Robertson schrieb darauf selbst an den Bischof und frug ihn, nicht, was das Vorteilhaftere für ihn sei, sondern was derselbe für seine Pflicht halte. Der Bischof schrieb, er halte es für Robertsons Pflicht, nach Brighton zu gehen. So ging er, wenn auch ungern, denn eine so bestimmte Aussicht auf nachhaltigen, obwohl nicht glänzenden Erfolg, wie in Oxford, konnte ihm so bald nicht wieder werden. Er schreibt selbst:

„Ich gehe an einen Ort, vor dem ich Scheu habe, mit wenig Hoffnung und mancher Sorge . . . . Sollte Brighton ein anderes Cheltenham für mich werden, so kann der Weg nicht mehr lang sein. Ich werde müde . . . .“

Kapitel III.

[Wirksamkeit in Brighton — Religiöse und theologische Anschauungen aus Briefen zusammengetragen — Spezielle Prinzipien seiner Lehrweise — Lösung dogmatischer Schwierigkeiten — Ansichten über Fegefeuer, den Teufel u. a. m. — Auffassung der Sakramente — Briefe über Inspiration — Über Behandlung des alten Testaments — Über die Rechtfertigungslehre — Die Sabbatfrage — Gedankensünden — Gebet — Deutsche Neologie.]

Die Stadt, in die man ihn nun berufen, war für Robertsons Gaben der geeignete Boden. Der Unterschied zwischen Cheltenham und Oxford konnte nicht größer sein, als zwischen Oxford und Brighton. Damals hatte er den Schauplatz einer sogenannten guten Gesellschaft, mit kleinlichen Interessen und enger Gedankensphäre vertauscht gegen einen der geistigen Mittelpunkte Englands, wo alle sozialen, politischen und theologischen Fragen mit ebenso viel Eifer als Freiheit verhandelt wurden. Nun war er in eine Stadt verpflanzt, die mehr vielleicht als irgend eine andere in England dieselben scharfen Kontraste darbot, die auch London in beständiger Erregung erhalten. Robertson kommt in Brighton mit denselben extremen religiösen Tendenzen und Sekten in Berührung wie in Cheltenham, die aber womöglich noch schärfer als dort ausgeprägt und zu kühneren Konsequenzen durchgedrungen sind. Er trifft hier Leute jeden Standes, deren Meinungen sich in dem Kampf und Treiben des Londoner Lebens gebildet und erweitert haben, und wieder andere, die in ihren Vorurteilen so blind sind wie die Bewohner des kleinsten englischen Dorfes. Er findet Geistliche aller religiösen Richtungen, ausgezeichnet durch Bered=

samkeit wie durch Schriftstellerei oder durch geschickte Führung der Parteien; und endlich kommt er mit konservativen und liberalen Leuten aller Schattierungen und mit Arbeitern zusammen, unter denen sich leidenschaftliche Chartisten befinden.

In Oxford glich er dem Schwimmer, der sich zuerst in tieferes Gewässer wagt; in Brighton aber strebt er kühn in die offene See hinaus. Da kennt er kein Zaudern und keine Zurückhaltung mehr bei seinem Auftreten. Aus dem Zwerg ist ein Riese geworden. Robertson kann von keiner der einander befehdenden kirchlichen Parteien als der Ihren einer beansprucht werden. Aber alle denkenden Männer, so verschieden ihre Ansichten auch seien, finden in ihm Vereinigungspunkte. In Predigten wie Briefen, versuchte er jetzt auch die Lösung dogmatischer Schwierigkeiten. Ihm schienen es Lösungen, aber er hielt dafür, daß die Zeit kommen könne, in welcher sie nicht mehr genügten, wo sie vielleicht nur grundlegend für erschöpfendere Beweisführung würden. Es war dies auch ein Grund dafür, weshalb er keine Schule gebildet. Er wollte seine Auslegungen nicht als entgültig hinstellen. Er blickte hinaus in die Zeiten, einem Fortschritt christlicher Lehre entgegen, nicht inbezug auf neue Wahrheit, sondern weiterer, toleranterer Anschauungen der alten Wahrheiten, die in sich keinem Wechsel unterworfen sind. Ein bestimmt formulierbares, theologisches System hat Robertson nicht hinterlassen.

Es soll in diesem Kapitel der Versuch gemacht werden, aus den Briefen der sechs Jahre seiner Wirksamkeit in Brighton eine Zusammenstellung der ihm eigentümlichen religiösen Anschauungen zu geben.

Aus welchen Ursachen und weshalb er sich keiner Partei anschließen konnte, teilt uns der folgende Brief mit, der als Überschrift für die Art seiner Lehrweise überhaupt und des von ihm verfolgten Zieles angesehen werden kann:

„Der Geist ist ewig, die Form vergänglich; und wenn Menschen eine Form für die Dauer feststellen und verneinen wollen, daß in anderen, davon sehr verschiedenen Formen dieselben Wahrheiten

enthalten sein können — (wie z. B. bei Moses ein Entblößen der Füße dasselbe ist wie unser Entblößen des Haupts — ja ich wage sogar zu sagen, wie der Quäker Bedecken desselben — wenn Ehrfurcht vor Gott die Ursache davon ist) — dann fühle ich mich zurückgestoßen, handle es sich nun um eine Form des Wortes oder der Observanz.

„Die Religion des Geistes zu verkündigen, wie Christus der Samariterin — unabhängig vom Ort, von diesem oder jenem Berge — wie Stephanus der Menge, die ihn wegen Tempellästerung steinigte, — das halte ich heutzutage für die große Aufgabe eines christlichen Predigers.

„Er wird gern ein Element der Ehrfurcht vor dem Unsichtbaren in dem übertriebenen Eifer anerkennen, mit welchem gute Leute in ihrer Angst vor Rationalismus, Pantheismus, deutscher Freigeisterei und hundert anderen Dingen sich bemühen die Heiligkeit Gottes auf Kirchenritus und den Dienst des Amtes zu beschränken; aber er kann und wird sich nicht dem Bestreben, die Religion des Geistes durch diese Mittel erhalten zu wollen — anschließen, weil ihn die Geschichte lehrte, wohin das unvermeidlich führen muß. Er weiß es gar wohl, daß der Versuch, sich von der Form unabhängig zu machen, vergeblich ist bei Wesen, die in Fleisch und Blut eingeschlossen sind und in einer Welt leben, welche die gewaltige Form ist, in der sich Gott offenbart hat. Er muß aber ebensowohl erkennen, daß die besonderen kirchlichen Formen nur Wert haben als Beweis dafür, daß — für die Seele die ihn liebt — der Ewige unter allen Formen gegenwärtig ist; und er wird alle Versuche scheuen, Gottes Gnade und Gegenwart auf irgendwelche autoritative Formen zu begrenzen und zu beschränken — mögen dieselben noch so altehrwürdig sein.

„Nun — diese Empfindungen nur beispielsweise gegeben — wie könnte solcher Mann sich einer Partei anschließen? Er würde bald Dinge sagen, die ihn zum schwarzen Schaf in ihr machten, indem er von Zeit zu Zeit gegen ihre Extreme mit einer Heftigkeit protestierte, die ihn als Abtrünnigen erscheinen ließen. Was

würde er durch solche Vereinigung gewonnen haben? Nichts, weder für sich noch für andere.

„Wenn ein Mensch nicht eine Rhinoceroshaut besitzt und ein Kieselherz, so ist es keine leichte Sache, allein zu stehen bei der Arbeit; schlechte Gefühle, Stolz und Eitelkeit finden so wenig Nahrung wie die besseren — Teilnahme und Barmherzigkeit. Elias, der ernste und eherne Mann, sollte jedem gewöhnlichen Sterblichen zur Warnung dienen, daß er auch manchen Tag in Niedergeschlagenheit und dem bitteren Gefühl der Vereinsamung und vergeblichen Arbeitens unter seinem Wachholderbaum wird sitzen müssen.

„Trotzdem giebt es meiner Überzeugung nach für manche Naturen keinen andern Weg; sie müssen die Wahrheit, die ihnen geworden, furchtlos und unnachsichtlich aussprechen, ohne die Absicht, einem sterblichen Ohr wohl lauten zu wollen. Sie müssen versuchen — nicht durch Eklektizismus, sondern durch richtige (nicht trakteranische) Anwendung des Kanon — quod semper, quod ubique, quod omnibus — die eine Wahrheit herauszulösen, die unter verschiedenen, scheinbar widerstreitenden Formen verborgen ist, wie Cuvier die gleichen Typen der Organisation in so verschiedenen Dingen wie Blättern und Lungen, Schildpatt und Menschenskeletten entdeckte.

„Wenn Gott einen Mann erwecken möchte von der seltenen Größe des Herzens und der nötigen Weite des Blickes, um dies Werk zu treiben und uns zu sagen, wo in jedem einzelnen Falle, der die Menschen so hartnäckig am Irrtum festhalten läßt, die Wahrheit liegt, so könnte vielleicht das große Werk der Vereinigung gelingen, wie dies kein „Protestantenverein" und kein „Kirchenunionsverband" je zuwege bringen wird; denn was sie erreichen, ist höchstens ein Parteitriumph, und keiner von ihnen wird zu behaupten wagen, daß ihre Partei alle Vasallen der Wahrheit in sich vereinige. Ich begehre und ersehne von ganzem Herzen einen Mann oder eine Verbindung von Männern, die das vollbrächten. Und solange ein so großherziger und hochbegabter Mann noch fehlt, versuche ich in meiner geringen, mangelhaften Weise, es für die wenigen

zu thun, die Aufrichtigkeit genug besitzen, um mein Streben richtig zu deuten. Ich halte den Weg, den ich bearbeite, für den richtigen Engpaß durchs Gebirge, obgleich Gedanken und Hände des Hauptingenieurs noch fehlen, um den Weg breit und fest zu machen für das Volk und die Menge; aber das kann nicht mir zur Last gelegt werden. Gott wird sich schon seine Werkzeuge erlesen. Ich glaube zu erkennen, was geschehen müßte, habe aber weder die nötigen Eigenschaften noch Kräfte dazu; indessen kann ich aber wenigstens meiner Überzeugung und begrenzten Aufgabe treu bleiben; ich habe freudig die Kosten überschlagen und sie meistens ebenso freudig bezahlt.

„Es sollte endlich, nach achtzehnhundert Jahren, an der Zeit sein, daß wir eine bessere Überzeugung von dem erlangten, was eigentlich Christentum ist. Wenn wir nur das geoffenbarte Leben Gottes begreifen wollten — Christum in seiner irdischen Erscheinung — seine Ansicht der Dinge — sein Fühlen und Denken — was er haßte und wem er sein Erbarmen schenkte — dann besäßen wir eine Möglichkeit zur Vereinigung. Wie die Sachen aber stehen, glaube ich, daß wir fortfahren werden, uns zu beißen und zu fressen und zu denken, — o, des Hohn's! — daß wir das Reich Gottes auf Erden aufgerichtet hätten.

„In dem Verständnis des Lebens und der Gesinnung Christi scheint mir das einzige Heilmittel zu liegen, wir aber haben Lehren über Christus statt seiner selbst, und nennen die schlechte Metaphysik der Evangelikalen das ‚Evangelium' und die zeitlichen, vergänglichen Formen der Trakterianer ‚die Kirche'.

„Ihn zu kennen, die Macht seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden — das ist alles in allem; und wenn das Sterben und das Leben Jesu Christi in einem Menschen wirksam wird, so ist er unser Bruder, ob Trakterianer oder Evangelikaler, sobald wir nur diese so einfache Voraussetzung glauben können."

Dennoch spricht auch Robertson von einem „System" seiner Lehrweise und sagt darüber:

„Mein System ist ohne Frage unbestimmt. Doch bewahrt es mich vor Dogmatismus, obwohl meine Art, die Wahrheit in freier Weise darzulegen, so gut eine Form ist wie der Katholizismus, Evangelismus oder Atheismus, und gerade so bigott und eng werden kann. Nur davor glaube ich mich gesichert, je etwas anderes für wirklich halten zu können, als einzig das Unsichtbare und Ewige. Ich strebe aber nach dem Mitgefühl für alle, nicht als Freidenker, sondern insoweit alle Richtungen, selbst nach der formalen und bigotten Seite hin irgend Wahres enthalten. Auch glaube ich, daß den Menschen auf gewisser Stufe gerade die betreffende Form vielfach notwendig sein mag. Dies erhält mich demütig, denn ich fühle, wie es dem Menschengeist versagt ist, Wirklichkeit, Wesen und Wahrheit anders als in konkreter Gestaltung zu begreifen, gerade wie Sauerstoff nur gesehen werden kann in Verbindung mit Eisen, wenn sich z. B. Rost daraus bildet, oder mit Schwefel, wenn Schwefelsäure entsteht u. s. w. Menschlich gesprochen scheint es unmöglich, daß ich je Evangelikaler, Katholik oder ein Ungläubiger werden könnte, weil ihre Form der Wahrheit, materiell wie metaphysisch gefaßt, zu armselig ist; und kein Atheist, weil ich aus den Verneinungen zu bestimmt die Bejahungen herausfühle. Ich bin blind und unwissend, aber so viel sehe ich, daß die von Himmel, Wald und Meer widergestrahlten Farben nicht das Licht selbst, sondern nur Lichtbrechungen sind.“

Ein anderes Mal schreibt er:

„Die Fähigkeit, mich in andere zu versetzen, ist mein Glück oder Unglück. Ich kann mit dem Brahminen, dem Pantheisten, dem Stoiker und dem Platoniker, dem aufs Übersinnliche Gerichteten, ja vielleicht mit dem Epikuräer empfinden und fühle selbst die Seite der Nützlichkeitstheorie (Utilitarianismus), die Wahrheit scheint, obwohl sie mir antipathischer ist als alles übrige. Ich leide mit dem Traktarianer, der vor dem gähnenden Abgrund zurückbebt, wie ein geängstigtes Kind, das sich vor der Dunkelheit fürchtet und zu der Mutter zurückläuft. Ich fühle die Ängste der Glaubenslosen mit, die sich von Feigheit und falschen Resten des Aberglaubens abwenden. Viele

Menschen empfinden das eine oder das andere; die sind glücklich. Sie gehen geradeaus wie ein einäugiges Pferd, das alles deutlich nur von einer Seite sieht. Aber ich empfinde mit allen zugleich, und insofern bin ich ‚allseitig ein ganzer Mann'.*) Aber ich kann sie nicht harmonisch untereinander verbinden, nur fühlen. Solch Vermögen verlangt ein allumfassendes Herz und ein allsehendes Auge. Diese Welt und die Musik, die ihr zugrunde liegt, ist wie ein vollzähliges Orchester. Jedes Instrument für sich klingt unvollkommen, alle vereint geben erst volle Harmonie in dem mächtigen Konzert. Wer des Universums Stimme vernehmen will, muß lernen, nicht sowohl der Einzelstimme, als dem Zusammenklang des Ganzen zu lauschen.

„Mit dem Anschauen geht es ebenso. Der richtig Sehende nimmt den Eindruck mit beiden Netzhäuten gleichzeitig auf.

„Dennoch liegt Trost in dem Gedanken. Das Einzelne empfinden, ist ein Schritt vorwärts um alles harmonisch zu empfinden. Eine Stadt wie München, die an verschiedenen Ecken entsteht, berührt schmerzlich. Nach Jahrzehnten wird sie aber ein Ganzes bilden .... So will ich denn immerhin empfinden, was ich kann, und jede Art von ‚Bewußtsein' erlangen. Zuletzt wird sich alles harmonisch zusammenfügen."

Der folgende Brief kündigt an, worauf sein Bestreben hauptsächlich gerichtet:

„Ich suche den Geist höher zu stellen als den Buchstaben und bin bemüht, die Freiheit der Kinder Gottes vom Gesetz, insofern die Liebe es aufhebt, sowie den Geist des Kreuzes und die göttliche Majestät Christi zur Anschauung zu bringen. Ich habe mir das Ziel gesteckt, die tiefe Wahrheit klar zu legen, die an den Wurzeln allgemeingültiger Formeln liegt, und zu zeigen, wieviel wahrer sie sind, als die Menschen selbst es wissen. So verfuhr der Herr mit dem Gesetz, und das ist kein ganz gefahrloses Unternehmen, denn wenn die Menschen die alten Gemeinplätze, deren Bedeutung sie

*) Dies steht Deutsch da im Original.

nicht verstanden, missen, fürchten sie die Bedeutung selbst sei verloren."

Ferner schreibt er darüber:

„Ich bin beinahe fertig mit dem Begriff der Göttlichkeit — dogmatischer Göttlichkeit — mit Ausnahme des liebevollen Bestrebens, die Wahrheit aus diesem oder jenem armen Dogma hervorzuheben, die jammervoll übermalt wie Marmor, der mit Kalk beworfen ist."

Was er darzulegen erstrebte, und was die leitenden Gesichtspunkte seiner Lehrweise sind, faßt er kurz in folgende sechs Sätze zusammen:

1. Die Begründung positiver Wahrheit statt negativen Niederreißens des Irrtums.

2. Die Wahrheit wird gewonnen aus zwei entgegengesetzten Behauptungen und liegt nicht auf einer via media dazwischen.

3. Geistliche Wahrheit will an den Geist gerichtet und nicht in Satzungen an den Verstand übermittelt sein. Deshalb sollte die Wahrheit nicht sowohl dogmatisch, als veranschaulichend in enger Verknüpfung mit Geschichte und Leben gelehrt werden.

4. Der Glaube an Christi menschlichen Charakter muß vorausgehen, um an seinen göttlichen Ursprung glauben zu können.

5. Das Christentum wirkt von innen nach außen, nicht umgekehrt, und seine Lehrer sollten es ebenso machen.

6. „Es ist ein Geist des Guten in dem Übel; (zög' hn der Mensch nur achtsam da heraus!"). Heinrich V. (Shakespeare.)

Was Robertson unter positiver Begündung der Wahrheit statt negativen Niederreißens des Irrtums ver-

steht, findet eine ausführliche Darlegung in der Rede über „die Absolution“ (siehe den Anhang).

Den Kampf mit der Sünde wollte er nach demselben Prinzip aufgenommen wissen. Er schreibt:

„Ich führe eine Stelle an, die mir besonders aufgefallen: ‚Wahre sittliche Kultur muß die schwächeren Kräfte der Seele gegen die übermächtigen in das richtige Gleichgewicht bringen, indem es sie stärkt und belebt. Wachstum ist ein besserer Weg zur harmonischen Ausgestaltung des Charakters als Unterdrückung.‘ — Wie oft habe ich dasselbe empfunden und ausgesprochen! Man kann nicht in die niederen Regionen der Natur hinabsteigen und dort erfolgreich mit ihr ringen. Man muß vielmehr emporsteigen wie ein Perseus, der den Drachen, welcher Andromeda bedrohte, auf Flügeln in der Luft bekämpfte. Das Niedere wird bezwungen nicht durch Unterdrücken, sondern indem man es einfach zum Werkzeug des Höheren macht. Kein Fasten z. B. wird die Seele rein machen; wohl aber eine edle Neigung, die alle niederen Gefühle in Zucht hält und sie erhebt. Dies Mittel ist besser als Catos und bildet die Grundessenz von dem System Pauli, ja, seiner Auffassung nach ist es das Evangelium. Nicht Unterdrücken, Zwang, Gesetz — die bringen nichts zuwege als furchtbaren Kampf: ‚Ihr könnet nicht thun was ihr wollt;‘ ‚wandelt im Geist‘ — — lebt das höhere Leben edler Antriebe — und ‚ihr werdet die Lüste des Fleisches nicht vollbringen‘. Und wie vom einzelnen, so gilt dies ebenso vom allgemeinen. Kein Kriegsgericht oder Korporalstock kann in einem Regiment dem Stehlen Einhalt thun, oder den Feigling tapfer machen, aber edler Corpsgeist und allen gemeinsames Ehrgefühl haben es wieder und wieder vermocht.

„Ich bin überzeugt, dies ist die richtige Antwort auf Traktenrianer und Sabbatheiligungssysteme.

„Systeme als solche können kein Wesen, das auch nur von dem Adel eines Hundes besäße, hervorbringen, obwohl ich zugebe, daß auch die edelsten Menschen in Systemen befangen sind. Auch giebt

es Menschen, die aller Veredlung widerstehen und der Systeme bedürfen, um unschädlich gemacht zu werden."

Der folgende Brief beleuchtet denselben Gedanken nach anderer Seite hin:

„Sie haben mich falsch verstanden, als ob das wesentlich Menschliche in uns zum Schweigen gebracht werden müsse, wenn die göttlicheren Impulse ihre Oberhoheit antreten sollen. Vergeistigung der Persönlichkeit wird nicht erreicht durch krampfhafte, widernatürliche Anstrengungen, die Natur in uns zu zerbrechen, wohl aber indem man geduldig Sorge trägt, daß sie sich entwickeln und von dem Bösen mehr und mehr loskommen könne. Nicht engelhafte, sondern menschliche Vortrefflichkeit sollen wir erstreben. ‚Vollkommen sein, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist' können wir nur nach unserm Maß. ‚Ein jeglicher aber in seiner Ordnung.' Um Heilige zu werden, sollen wir darum nicht aufhören Männer und Frauen zu sein — ‚nicht Gott gleich ist der Mensch, doch ähnlich Gott, wenn er am menschlichsten'. Dürfte man eine Seite unserer Natur als die wesentlich menschliche bezeichnen, deren Ausreißen das Menschliche zerstören würde, so ist es das tiefe Verlangen nach Sympathie. Der vollkommene Eine gewährte Sympathie und bedurfte ihrer — gewährte sie wie auf jeder Seite zu lesen; bedurfte ihrer, wie viele Stellen beweisen: ‚Könnet ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?' ‚Wollt ihr auch weggehen?' ‚Simon, Johanna, hast du mich lieb?' Und — er fand sie, obwohl seine Brüder nicht an ihn glaubten — fand sie bei Johannes, Martha, Maria und Lazarus."

2. Die Wahrheit wird gewonnen aus zwei entgegengesetzten Behauptungen und liegt nicht auf einer via media dazwischen.

Hören wir, wie er diesem Satz entsprechend einige Lehrpunkte behandelt:

„Die Lehren von dem Fegefeuer, dem Mariendienst, der Absolution, der apostolischen Succession, den sieben Sakramenten, der Transsubstantiation, der Wiedergeburt durch die Taufe, der

Anrufung der Heiligen — alles gründet sich auf eine Wahrheit, aber, zu Formen kristallisiert und zu Dogmen versteinert, werden diese Lehren falsch. Sucht dem Sinn nachzugehen, der den römischen Gebräuchen zugrunde liegt, nnd begegnet ihnen nicht mit Anathema. Legt klar, was der römische Katholik meint, übersetzt ihm seine Sehnsucht, deutet ihm sein Bedürfen. Ich kann mir keine segensreichere Arbeit denken für einen Mann von klarem Kopf und weitem Herzen.

„Der Ultraprotestant verneint die Lehre vom Fegefeuer. Aber das Gesetz des Universums heißt Fortschritt. Ist den Erlösten kein Schmerz mehr aufbehalten? Den Bösen nichts Gutes mehr? Solche Fragen drängen sich uns auf, wenn wir die große Anzahl menschlicher Wesen ins Auge fassen, die weder himmlisch noch auch verdammenswürdig sind. Wir sehen hienieden schon, daß Prüfungen einige bessern, und andere verstocken, wie die Hitze, welche das Eisen schmelzt, den Thon verhärtet. Uns wird gelehrt, daß die Menschen auferstehen so wie sie sterben. Wenige sterben reif für die Gegenwart Gottes. Andere, wie die Pharisäer, die das Gute für etwas teuflisch Böses halten, brauchen nur darin fortzufahren, um sich — wie Milton es ausdrückt — ‚als Hölle selbst‘ wiederzufinden. Ist dann die Annahme nicht analog, daß Schmerzen die erst Erwähnten bessern und nicht strafen sollen? Das ist das Prinzip des Fegefeuers. Ich spreche dies als Hypothese aus, der Katholik als Dogma. Unser Geschick entscheidet sich hienieden, behauptet in rigoroser Weise der Ultraprotestant. ‚So ist es‘; dies die protestantische Wahrheit. Der Katholik behauptet die entgegengesetzte Wahrheit und sagt: ‚Unser Geschick entscheidet sich jenseit des Grabes.‘ Insofern jede Ansicht die positive Wahrheit aufstellt, hat sie recht; verneint sie aber die gegenüberstehende Wahrheit, so wird sie falsch.“

Robertson war kein Anhänger der Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, so sehr er auch gewünscht hat, sie möchte wahr sein, wenn er sagt: „Meine einzige Schwierigkeit ist, daß ich nicht umhin kann, an ewige Strafe zu glauben“.

„Über die Lehre vom Teufel äußert er sich also: Die Hauptsache bleibt es, an Gott zu glauben; das ist der erste Artikel aller Glaubensbekenntnisse. Unser Heil ist nicht abhängig von der richtigen Vorstellung über den Teufel, sondern dem lebendigen Empfinden Gottes. Wenn Sie das Böse hassen, stehen Sie auf Gottes Seite, gebe es nun ein persönliches, böses Prinzip, oder gebe es keins. Ich für meine Person glaube an seine Existenz, aber sie steht mir nicht so außer aller Frage, als sei sie der Gegenstand einer deutlichen Offenbarung. Die Bibel offenbart Gott, und ohne Glauben an Gott wird und kann es kein Gutes geben. Aber ich kann mir intensiven Haß gegen das Böse vorstellen, bei völliger Ungewißheit darüber, ob es einen Teufel giebt oder nicht. Viele Leute, die an einen Teufel glauben, werden dadurch schlechter anstatt besser, denn sie wälzen die Verantwortung ihrer Handlungen von sich ab und auf ihn. Quälen Sie sich nicht mit solchen Fragen. Die einfachsten führen tiefer."

Über die Lehre von der apostolischen Succession spricht er sich folgendermaßen aus: „Es giebt eine apostolische Nachfolge. Sie ist nicht eine durch direkte Beziehung weiter geführte Gotteskraft, nicht eine geschlossene Reihenfolge von Priestern, sondern eine wohl unterbrochene, zerstreute, aber wahrhaftige Succession von Propheten. Johannes der Täufer war Nachfolger des Geistes Eliä, Luther der geistigen Geburt nach von Paulus entsprossen. Ein Geist wirkt auf den andern, sei es durch Ideen, sei es durch den Charakter. Hierin beruht geistige Nachfolge."

„Der römische Katholik nimmt sieben Sakramente an; wir haben nur zwei. Wir können uns indes zu einer höheren Wahrheit erheben. Die Sakramente der Taufe und das Abendmahl sind stellvertretende Symbole. Ein Tag ward ausgesondert, um alle Zeit zu heiligen; ein Stamm, um das Volk zu heiligen; ein Volk, um die Welt zum Reich Gottes zu machen. In dieser Weise wurde das Menschengeschlecht erzogen. Nach demselben Prinzip hat Gott zwei äußere Handlungen angeordnet, um die Wahrheit

zu bezeugen, daß die ganze Natur heilig sei, sofern sie den Menschen seine Heiligkeit offenbart, und daß alle Handlungen heilige sind, die im Geiste Christi geschehen. Wasser, das einfachste Element, erinnert an die ursprüngliche und gottgewollte Heiligkeit und Ehrwürdigkeit aller Dinge, und durch die Weihe der alltäglichsten Handlung des Lebens: — eines Mahles — wird des Christen ganzes Thun geweiht. Vermehrung dieser Symbole statt zweier auf sieben, verringert ihre Bedeutung dahin, als ob nur sieben heilig seien. Sind dagegen, wie die evangelische Kirche lehrt, ein Element und eine Handlung statt aller von Christus als heilige ausgesondert, so sehen wir in diesen beiden Symbolen die Festsetzung zweier allgemeiner Wahrheiten: daß nämlich das ganze materielle Universum und alle Handlungen dem Herrn geheiligt sein sollen. Das Wahre in der protestantischen Lehre ist, daß die Kirche nur zwei Symbole ausgesondert hat, und wahr an der katholischen Auffassung ist, daß es außerdem noch viele Kanäle giebt, durch die das Göttliche sich unserem Geiste mitteilt. Beide Anschauungen zusammen geben erst die volle Wahrheit. Der Protestant irrt, insofern er die Mitteilung der Gnade Gottes, worunter hier eine deutliche und lebendige Wirkung verstanden wird — auf zwei Sakramente beschränkt, und der Katholik irrt in der Hinzunahme von noch fünfen, wodurch er dem Aberglauben verfällt und der universellen Bedeutung der Sakramente verlustig geht."

In den Erklärungen zum ersten Korintherbrief, sagt er über Kapitel 10, 1—4: „Achtet auf des Apostels Ansicht über das Wesen des Sakraments. Wie Christus vom Brot sagte: ‚Dies ist mein Leib', so erklärt Paulus: ‚der Fels war Christus'; nicht, daß das Brot buchstäblich in seinen Leib, oder der Fels in Christus verwandelt worden wäre; auch nicht, daß das Brot Christi Leib und der Fels Christum bedeutet hätten; sondern, das, was bei beiden wunderbar ist, die lebenspendende Kraft — das ist Christus. Das Material des Symbols ist gleichgültig — es kommt allein auf den Geist Christi an.

„Der Mystiker wie der formalistisch Denkende sagen beide, diese

Zeichen und diese allein, vermitteln uns die Gnade Gottes: die Sakramente sind von übernatürlicher Wirkung. Aber Paulus sagt den Korinthern, daß die Israeliten eben so lebenskräftige Symbole gehabt wie sie. Brot, Wein, Wasser, Wolke — — auf das Material kommt es nicht an, allein auf Gottes Gegenwart, Gottes Macht und Gottes Leben! Wo diese sind: da, da ist ein Sakrament. Was haben wir hieraus zu lernen? Etwa, daß Gottes Leben, Liebe und Gnade eine bestimmte Vermittelung bedurften wie Fels, Brot, Wasser u. dgl.? Oder, daß wir nur durch die Taufe eine weihevolle Handlung vollzögen? Ist es nicht vielmehr also, daß alles sakramentlich ist, daß wir in einer geheimnisvoll von Gottes Kräften durchwirkten Welt leben; daß jedes einfache Mahl, jeder rauschende Strom, jede vorüberziehende Wolke ein Symbol Gottes und dieses für jedes empfängliche Herz ein Sakrament ist? Die Fähigkeit oder Unfähigkeit, dies zu erkennen und zu fühlen, ist der ganze Unterschied zwischen religiösem und unreligiösem Sinn."

Die hier ausgesprochene Ansicht findet ihre Ergänzung in seiner Erklärung von 1 Korinther 11, 18—34: „Um die Mißbräuche, die sich bei den Liebesmahlen in der korinthischen Kirche eingeschlichen hatten, abzustellen, ruft der Apostel den Korinthern die Ursachen ins Gedächtnis, welche die ursprüngliche Einsetzung des heiligen Abendmahls veranlaßt hatten, und leitet daraus die Schuld und Verantwortung her, die sie durch Entweihung dieser Verordnung auf sich luden.

„Er erklärt, daß das heilige Abendmahl eingesetzt worden zur Erinnerung an den Opfertod des Erlösers.

„Dies kann uns etwa überflüssig erscheinen; wir sind wahrscheinlich geneigt zu sagen: deß bedürfen wir keines Erinnerungszeichens, der Tod des Herrn ist in unsre Herzen auf ewig wie in Stein gegraben. — Des Menschensohn kannte unsere Natur viel zu gut, um solchem Versprechen zu trauen, selbst wenn es abgelegt worden wäre. Er wußte, daß die Erinnerung daran, ohne

beständige Wiederholung und ohne den Sinnen wahrnehmbare Zeichen verblassen würde. Deshalb erinnert uns das Sakrament durch Fühlen, Schmecken und Sehen daran, daß das Christentum nicht auf bloßem Gefühl, sondern wirklichen, historischen Thatsachen beruht. Es bezeugt Christus den Gekreuzigten unter uns.

„Möchte jemand Gottes vergessen? Möchte jemand in Sünden dahin leben, ohne durch den quälenden Gedanken an das Gericht daraus aufgerüttelt zu werden? Wir können ihm zeigen, wie ihm das, wenigstens für eine Zeit lang, gelingen mag. Laßt ihn weiser sein, als sein Schöpfer, laßt ihn sprechen: ‚Ich kann zuhause in der Bibel lesen und in der Schönheit der Natur Gott so gut anbeten wie in der Kirche.‘ Laßt ihn das Gebet im Kämmerlein unterlassen und nie an den Tisch des Herrn treten, alles Symbolische in der Religion aufgeben — wir können ihn des furchtbarsten Erfolges versichern, denn das ‚zukünftige Gericht‘ wird ihm zur Hypothese und das Dasein Gottes zu einem möglichen ‚vielleicht‘ werden . . . .“

An einer andern Stelle sagt er: „Das heilige Abendmahl heißt uns ‚Kommunion‘, wir haben darin Gemeinschaft mit Gott und seiner Kirche; sie bezeugt uns die Gemeinschaft der Heiligen. Einigen, die das heilige Abendmahl genießen, ist es eine bloße Form; andern ein Mittel, irgend ein Gutes zu erlangen, sie wissen nicht recht was. Sofern es uns aber nicht vom Bösen abhält, wird es uns nur eine neue Ursache zur Sünde. Wenn du zum Tische des Herrn trittst mit der Absicht, weiter zu sündigen, selbstsüchtig und weltlich gesinnt zu bleiben — so wirst du zum Verräter an Gott und seiner Kirche.“

Über die Taufe sagt er, sie bezeuge die Thatsache der Kindschaft Gottes. Dies die positive Wahrheit der römischen Lehre; ihr Irrtum, die Behauptung, die Taufe bewirke auf übernatürliche Weise die Kindschaft. Die protestantische Auffassung der Evangelikalen verneine dies mit Recht; habe aber

darin unrecht, daß sie es zweifelhaft lasse, ob das getaufte Kind ein Kind Gottes sei. (Siehe Anhang: „Über die Botschaft der Kirche an die besitzende Klasse.") Er schreibt:

„Ich würde etwa lehren: du bist Gottes Kind — tritt deine Vorrechte an, du könntest sie sonst auf immer verlieren. ‚Gottes Kind', des versichert dich die Taufe; nicht dein Gefühl, das dich heute jauchzen, morgen weinen läßt. Dies Eine, das, was du von Natur nicht wissen konntest, verbürgt dir die Taufe: die Kindschaft!"

In einem anderen Brief heißt es: „Sicherlich bin ich nicht Eklektiker. Dieser stückelt fragmentarische Ansichten aus verschiedenen Systemen, nach diesem oder jenem Prinzip der Auswahl zusammen. Ich suche den Geist jeder Wahrheit zu erfassen, die in allen Systemen enthalten ist, unter verschiedenen, dem Anschein nacheinander widersprechenden Formen . . .

„Aus der römischen Anschauung über die Marienverehrung . . . gewinne ich die Wahrheit: in Christus ist weder Mann noch Weib. Die gewöhnliche Annahme sah in seiner Fleischwerdung nur die Thatsache, daß der Mensch, worunter das männliche Geschlecht verstanden, in ihm göttlich geworden sei. Bald jedoch ging der Welt das Gefühl für die Göttlichkeit auch weiblicher Eigenschaften auf. Nicht Mut und Weisheit, die gewöhnlich vergöttlicht worden, sondern die Wesensanmut, welche das Christentum ausdrücklich selig gepriesen. Sie erkannte nicht, daß diese Wahrheit in der Fleischwerdung des Einen enthalten, in welchem alles echt Weibliche und echt Männliche sich begegnet; daß göttliche Menschheit nicht göttliche Männlichkeit, sondern göttliche Menschlichkeit bedeutet, beide Geschlechter in gegenseitiger Ergänzung in sich schließend. Was blieb ihnen also übrig, als eine Himmelskönigin anzunehmen?"

3. Geistliche Wahrheit will an den Geist gerichtet, und nicht in Satzungen an den Verstand übermittelt sein.

In dieser Art die Wahrheit zu verkünden, liegt Robertsons

größte Eigentümlichkeit und das Geheimnis seiner Überzeugungskraft. Jede Predigt ist ein Zeugnis hierfür.

Es folgen einige Briefe als Beispiele.

„An Gott zu glauben, ist das Schwerste was es giebt. Ich verstehe hier unter Gott Gott wie er ist; nicht eine erste Ursache, nicht einen Maschinisten Creator Mundi, sondern einen, des Name die uns immanente Liebe ist, der das Gute und nicht das Böse will, der ein Anrecht hat an unsre höchste Ehrfurcht und Anbetung. Ich glaube nicht, daß der Verstand ihn finden kann . . .

„Es war von jeher gänzlich erfolglos, und wird es bleiben, einem gut unterrichteten Ungläubigen das Dasein Gottes zu beweisen, oder ihm die Unrichtigkeiten seiner Meinung vorzudemonstrieren.

„Es mag eine erste Ursache, Verstand, Absicht 2c. geben, und das mag Gott heißen. Aber damit glaube ich nur soweit an ihn, als ich an Elektrizität, Anziehungskraft, oder irgend eine andere Ursache glaube, die sicherlich auf mein Geschick auch nicht ohne Einwirknng ist.

„Glauben — d. h. Vertrauen, habe ich damit noch nicht. In sittlichen Dingen glauben wir nur, insofern wir *sind*. Rochefoucauld glaubte an keine andere Triebkraft der Handlungsweise, als an Selbstsucht und Eitelkeit. Wie war ihm Liebe zum Guten, Großmut 2c. zu beweisen? Durch welches Zeugnis? In Geschichte und Leben hatte er Zeugnisse dafür vor sich. Aber eitel und selbstsüchtig, wie er war, konnte er an nichts glauben, was darüber hinauslag, und deshalb nichts mit solchen Beweisen anfangen . . .

„Da Männer wie Laplace, d'Alembert, Hume, Voltaire, nie einen Beweis gefunden, so glaube ich nicht, daß der Verstand der eigentliche Appellhof sein kann. Ja, ich bin bereit, zuzugeben, daß ich weder für den verstandesmäßigen Begriff Gottes, als des Schöpfers, der Ursache, des innewohnenden Lebens und Herrn der Welt — noch dagegen — irgendetwas vorbringen kann. Mein Verstand fühlt sich vollständig überwältigt durch diese Dinge. Ich kann

ebenso gut das, was dagegen spricht, zugeben, als die verschiedenen Theorieen bejahen; und wäre ich in einem geistigen Ringkampf gezwungen sie alle fahren zu lassen, so würde mich das nicht im geringsten beängstigen. Mein Gott ist nicht der Gott des Philosophen, und bei den kühnsten Verstandesschlüssen habe ich oft am meisten das Gefühl, den Herrn des Rechts und der Liebe zu verlieren."

In einem andern Brief heißt es:

„Die Menschen suchen Stützen für den Glauben in der Vernunft, statt es umgekehrt zu machen. Es giebt kein Prinzip, das ich nachdrücklicher betont hätte als dies: nicht mit der Vernunft, d. h. mit dem Kopf, sondern mit dem Geist, d. h. mit dem durch Gottes Geist zur Demut und Liebe erzogenen Herzen — kann die Wahrheit überhaupt erfaßt und beurteilt werden. Meiner Meinung nach ist der Versuch, das Christentum auf Wunder und erfüllte Weissagungen zu gründen, wesentlich der schnödeste Rationalismus, und ebenso, als ob man das Heil der Seele von einem geübten juristischen Verstande und kundiger Prüfung von Zeugenaussagen abhängig machte; oder als ob die Beweise der Sinne zuverlässiger wären, als die Intuition des Geistes, an welche geistliche Wahrheit fast ausschließlich appelliert. Nicht in den mangelnden Worten sondern in den tiefsten Überzeugungen, dem innersten Grunde und den ursprünglichsten Bedürfnissen meiner Seele fühle ich das Unzureichende der Verstandesübermittlung. Es ist ja die gewöhnliche Klage über mich, daß ich zu wenig Wert auf Verstandesbeweise lege."

In einem dritten Brief heißt es:

„Der klare Begriff der Wahrheit fehlt Ihnen, ja Sie fühlen sich ‚immer weniger imstande zu verstehen.‘ Wie könnte das anders sein? Wenn Ihnen statt des faßlicheren Begriffs eine höhere Idee aufgeht, selbst wenn Sie dabei das Gefühl drückt, vor etwas Unaus-

sprechlichem und Unendlichem zu stehen, ist das nicht immerhin Gewinn und nicht Verlust? Wer kann überhaupt ‚verstehen‘? Wenn ein Mensch geistliche Wahrheit zu verstehen meint, nehme ich an: er versteht, weil er wenig davon empfindet. Wenn Sie statt faßbarer Satzungen unermeßliche Prinzipien eintauschen, dann erheben Sie sich von der Stufe des Maurers zu der des Architekten. ‚Sieben mal?‘ Nein — nein — nein — ‚siebenzig mal sieben mal‘! Nicht eine Regel ist hier gegeben, sondern ein Prinzip. Ich möchte wissen, ob Petrus dies völlig verstand oder klar begriff. Ohne Zweifel aber gewann er eine erhabene Idee, die immer und überall die Grenzen dogmatischer Definition überholen wird. Aber je weniger er zu definieren vermochte, was er in dieser Hinsicht glaubte, um so mehr sollte er erfahren. Und doch werden wohlachtbare Pharisäer dazumal bedenklich ihre Häupter geschüttelt haben, ob der Gefahr, langbestandene Regeln abzuthun, und die Menschen auf das Empfinden eines bis ins Unendliche reichenden Prinzips zu verweisen. Es scheint mir aber, dies Gefühl der Grenzenlosigkeit ist unvermeidlich, sobald wir uns auf das offene Meer der Wahrheit hinauswagen. Ich erinnere mich noch wohl an das halb schmerzliche, halb erhebende Gefühl, das mich als Knaben auf meiner ersten Seereise beschlich. Als mir der Anblick des Festlandes und die bekannten Landmarken am Horizont entschwunden, war es mir, als habe ich nun keine Heimat mehr, und ich empfand es schmerzlich, daß die Welt so groß. Nach und nach gewöhnte ich mich indes an dieses Gefühl und es überkam mich ein freudiges Bewußtsein von Freiheit. Ich glaube, mit geistlicher Wahrheit geht es ebenso. Es ist ein befremdendes, vereinsamendes Gefühl, wenn wir wahrnehmen, daß ‚die Wahrheit‘ und ‚das Evangelium‘ die wir bisher kannten, sich nur wie das kleine Vaterhaus im Verhältnis zum großen Universum verhalten. Allmählich fangen wir an, Sonne, Mond und Sterne wieder zu erblicken, und bemerken, daß wir nicht verloren — nur frei geworden sind und zwar in einem weiten, großartigen Umkreis, in welchem wir uns doch ebenso zuhause fühlen wie in dem früheren.“

2a. Die Wahrheit sollte nicht sowohl dogmatisch, als veranschaulichend, in enger Verknüpfung mit Geschichte und Leben gelehrt werden.

Robertsons Rede über den „Guten Hirten" (im Verlag des „Rauhen Hauses" in der Übersetzung erschienen) giebt ein besonders deutliches Beispiel dieser seiner Lehrweise. Es heißt darin:

„Christi Lehre ist göttliche Poesie. Er redet in Gleichnissen, in Übertragungen, in Tropen, in Beispielen, die an einer schier gewagten Überfülle kühner, mannigfaltiger Bilder reich sind. Er nennt sich eine Thür — einen Weinstock — einen Hirten — einen Dieb in der Nacht. Mit jeder Bezeichnung wendet er sich an bestimmte Empfindungen und Gedankenverbindungen, aus denen heraus sie allein zu verstehen sind. Das lebendige Herz soll sie aufnehmen; kalter, scharfer Verstand weiß nichts mit ihnen anzufangen. Verarbeitet ihr diese herrlichen Worte, fruchtbar an unermeßlichen Gedanken, zu Artikeln starrer, steifer Theologie, so wandelt ihr Leben in Tod. Als ob ein Chemiker, der eine Frucht oder Blume analysiert, sich einbilden könnte, euch eine Blume oder Frucht zur Anschauung gebracht zu haben. In ihre Bestandteile aufgelöst, zerlegt, zerpflückt, zergliedert, ist sie nicht mehr lebendig, noch einer Blume ähnlich. Eure Erkenntnis mag in ihrer Art gründlich genug sein, aber die Frucht ist zerstört und die Blume dahin.

„In solcher Weise verfahren wir häufig, wenn wir Christi Worte zergliedern und zerlegen. Die Theologie ist durchaus notwendig, ebenso die Chemie, aber oft ertötet sie die Religion, indem sie die Worte, die das Leben bergen, zu Satzungen zurechtschneidet . . . .

„Die Hälfte aller Ketzereien, denen christliche Sekten verfallen, konnte nur entstehen, weil man das für plumpe Prosa nahm, was Propheten und Apostel in den höchsten Augenblicken der Entzückung geredet, da Seraphim ihre Lippen angerührt und ihre Feder zu heiliger Poesie entzündet hatten. — ‚Dies ist mein Leib.' Kältet das zu Prosa ab — dann habt ihr Transsubstantiation."

Noch schärfer betont Robertson dies Prinzip bei Gelegenheit seiner Litteraturvorträge für Arbeiter:

„Wenn ich nicht glaubte, daß Religion Poesie, und alle Poesie, oder doch die meiste, schon auf dem halben Wege zur Religion ist, insofern beide auf den nämlichen Gesetzen beruhen, beide der Wissenschaft gegenüberstehen, und beider Organ die Intuition ist — so würde ich meine Zeit nicht auf diese Vorträge verwandt haben."

Robertson war weit davon entfernt, die Möglichkeit der Wunder und ihre Wirksamkeit zu leugnen. Nur weist er ihnen eine untergeordnete Bedeutung zu. Er sagt darüber:

„Die Apostel erwarteten den baldigen Untergang der Welt; das unterliegt keinem Zweifel. Ich kann aber nicht einsehen, warum dies nicht im ganzen gut war. Es schloß die Christen eng aneinander, machte ihre Eintracht so merkwürdig und rüttelte die Welt auf, der die neue Religion sonst nur als Philosophie und nicht als Leben erschienen wäre. Sind wir überdies sicher, daß außer dieser mächtigen Hoffnung etwas anderes die Menschen augenblicklich und so völlig von der Gewohnheit alter Sünden losgerissen hätte? oder daß natürliche Prinzipien ohne Wunder selbst die Apostel bewogen hätten, soviel übermenschliche Energie in eine so kurze Frist zusammenzudrängen?

„Ich halte das für Christi große Hauptlehre: Wahrheit ist Licht, und die sie lieben, kommen an das Licht; die Weisheit wird gerechtfertigt bei ihren Kindern, und die Juden hörten ihn nicht, weil sie nicht seine Schafe waren. Darum wandte sich die Wahrheit des Evangeliums vornehmlich an das Herz, und nicht an die Sinne. Deshalb, ‚hören sie Mosen und die Propheten nicht', so werden sie auch nicht überzeugt durch das wunderbarste Wunder.

„Damit war aber nicht eine andere Art der Beweisführung für einen niedrigeren Standpunkt ausgeschlossen. Besonders ersichtlich ist dies aus Joh. 14, 2, wo beide Beweise gegeben und einer dem andern untergeordnet wird. Es ist mit Gottes Weisheit durch-

aus vereinbar, sich ebensowohl den Sinnen als dem Geist zu offenbaren, und wenn das Evangelium dieser letzteren Art der Beweise völlig ermangelt hätte, würde ein gewichtiges Zeugnis, daß es von Gott sei — fehlen; ein Zeugnis, das wir aus Analogieen im Reiche der Natur vollauf zu erwarten berechtigt sind. Gott hat seine Herrlichkeit ins Herz geschrieben, zugleich aber das sichtbare Weltall also gestaltet, daß ‚die Himmel seine Ehre verkünden‘. Und wenn das ewige Wort der Welt geoffenbart wird, erwarten wir naturgemäß ebensowohl Erweisungen der göttlichen Macht, als der göttlichen Güte.

„Wunder sind daher das, was wir erwarten sollten, und ich sehe in ihnen eine bedeutsame Bestätigung und Beglaubigung seiner Sohnschaft. Außerdem wurden viele dadurch erschüttert und erweckt, seinen Forderungen Gehör zu leihen, die sonst nicht darauf geachtet hätten. Dennoch bleibt die hohe Thatsache davon unberührt, daß, weil sie sich nur an den natürlichen Menschen wenden, sie geistige Überzeugung von der Wahrheit, die nur der ‚geistliche Mensch begreift‘ — nicht verleihen können. Weil aber mein natürlicher und mein geistlicher Mensch beide von Gott sind, warum sollte sich Gott nicht beiden erweisen? Und warum sollte Christus nicht äußere Werke thun, obwohl sie gegen das geistliche Selbstzeugnis der Wahrheit immer untergeordnet bleiben?“

Obwohl der folgende Brief zunächst die Frage der Sonntagsheiligung behandelt, gehört er doch durchaus in diesen Abschnitt:

„Ich bin überzeugt, daß der strengen Ansicht vieler über die Sonntagsheiligung eine tiefe Wahrheit zugrunde liegt. Es ist mir gewiß, daß ihre Beweisführungen verkehrt, daß die Heiligung des Sabbats keine bleibende Verpflichtung, daß der Sabbat eine jüdische Einrichtung und durch das Christentum aufgehoben worden ist, indem dasselbe alle Tage und alle Orte heiligt. Trotzdem macht Erfahrung es mir immer gewisser, daß die Sabbatsheiligung tief in den ewigen Bedürfnissen der menschlichen Natur begründet ist, und daß der Mensch, solange er Mensch bleibt, wenn er den Sonn-

tag nicht nur als Ruhetag, sondern als den Tag geistlicher Ruhe hält, nie ohne Segen bleiben wird. Fast alles kann zum Gegenstand des Zweifels werden; — aber in dieser Wüste, wo alles nach jeder Richtung hin schattenhaft, gebrochen und verzerrt erscheint — bleibt mir eins gewiß, eins Thatsache: das Leben Gottes in der Menschenseele. Ich bin ganz gewiß, daß es einen giebt, der uns viel mehr sucht als wir ihn, und daß er die suchen und finden wird, denen es darum ernst ist, und ich bin überzeugt, diese verborgene Gemeinschaft wird zu einer Sache thatsächlicher Erfahrung werden, sobald dies Suchen ein gegenseitiges wird. Wenn ich noch nicht darnach gethan habe, so weiß ich doch, daß der Mensch Gott nicht findet mit dem Verstand, sondern mit dem Geist. Mit anderen Worten mit dem, was in uns Gott verwandt ist, berühren wir ihn. Die Juden forderten ‚Zeichen‘, d. h. etwas, das Gott ihrer sinnlichen Natur darthäte. Die Griechen frugen nach Weisheit, d. h. durch die Vernunft und geistige Ausbildung glaubten sie das Göttliche erfassen zu können. Aber Paulus war der Überzeugung, nur der geistliche Mensch, d. h. der mit seinem Geiste suchende Mensch erlange die Erkenntnis der Dinge Gottes. Unter Geist versteht er, glaube ich, was ich oben als den Teil unserer Natur bezeichnete, der mit Gott verwandt ist, der sich nicht in Klugheit und Scharfsinn äußert, sondern in Frömmigkeit und Unterwerfung des Herzens, in Sanftmut, Demut und Liebe. Ich glaube, daß der Sonntag seine Bedeutung verliert, wenn nicht diese Seite unseres Wesens in Kraft tritt. Ich habe mit allem Forschen vergebliche Luftstreiche geführt. Der richtige Weg lag viel näher. Nicht im hohen Aufschwung der Seele, nicht durch tiefes Eindringen werden wir gesalbt, wohl aber durch etwas ganz Naheliegendes, durch — Vertrauen. Ist das nicht in jenen Sprüchen Röm. 10, 6—9 enthalten, die viele so schwierig finden?“

4. Der Glaube an Christi menschlichen Charakter muß vorausgehen, um an seinen göttlichen Ursprung glauben zu können.

Der folgende, diesen Satz erläuternde Passus findet sich in einer nicht veröffentlichten Predigt:

„Christus war der Sohn Gottes, aber überlegt euch, in welchem Sinne er sich stets diesen Namen beilegte: Gottes Sohn, weil Menschen Sohn. Er beanspruchte die Gottessohnschaft auf Grund seiner Menschheit. Nun weist die ganze vorhergehende Offenbarung durch die Propheten auf eins hin: nur durch den Menschen kann Gott erkannt, nur durch Einen, den vollkommenen Menschen, vollkommen offenbart werden. Darum kam er als ‚Abglanz von der Herrlichkeit des Vaters und als das Ebenbild seines Wesens'. Christus muß zuvor als Menschensohn geliebt werden, ehe er als Gottessohn angebetet werden kann. In der persönlichen Liebe und Anbetung Christi besteht die christliche Religion, nicht in korrekter Moralität und korrekten Lehren, sondern in der Huldigung des Königs.

„Es ist keine Frage mehr, daß der Glaube an die Gottheit Christi unter uns schwindet. Die noch daran festhalten, haben ihn versteinert zu einem theologischen Dogma ohne Leben, ohne Wärme; und denkende Menschen schieben dies mehr und mehr beiseite. Wie sollen wir nun den Glauben an den Sohn Gottes zurückerlangen? Durch Geltendmachung der Autorität, oder auf dem alten Wege der Verfolgung? Die Zeiten sind vorüber. Ein anderer Weg ist der, beim Anfang anzufangen. Beginnt, wie die Bibel beginnt, mit Christo als dem Menschensohn, als dem, in welchem sich Gottes Charakter in den Grenzen der Menschheit offenbart; legt den Grund zu einem höheren Glauben tief in den Glauben an seine Menschheit. Seht ihn an, wie er war, atmet seinen Geist und alsdann trachtet nach dem Verständnis seines Lebens. Tretet ein in seine Kindheit, fühlt ihm nach, wenn er im Geist ergrimmt, wenn er das verstoßene Weib beschützt vor dem machtlosen Gift ihrer erbarmungslosen Ankläger; wenn das Fackellicht der römischen Soldaten in dunkler Nacht am Kidron aufflammt, und er weiß, daß es nun zum Wachen zu spät ist; wenn er in Pilatus' Richthaus alleinsteht, in einsamer Majestät der Wahrheit; wenn die Fibern

seines Herzens am Kreuz erkalten. Geht mit ihm auf das Hochzeitsfest. Seht, wie die Kranken und Beladenen instinktmäßig zu ihm kommen; wie die Menschen, wenn sie ihn sehen, ihre Sünden fühlen, ohne zu wissen warum, und niederfallen zu seinen Füßen; wie die Schuld sich unbewußt enthüllt und alles, was gut ist im Menschen, ans Licht kommt, ja wie sie in seiner Gegenwart über sich hinauswachsen. Vergegenwärtigt euch das alles. Lebt mit ihm, bis er zu einem lebendigen, euch immer gegenwärtigen Gedanken wird — dann erwächst eine Ehrerbietung in euch, die mit keinem andern menschlichen Gefühl zu vergleichen ist. Ihr werdet durch ein verächtliches Wort über ihn schärfer verwundet, als durch persönliche Beleidigung. Ihr empfindet das Verbeugen bei Jesu Namen*) nicht als willkürlich eingeführte Form, sondern als eine Erleichterung und Wohlthat. Und wenn es sich ereignen sollte, daß ihr auf euch selbst angewiesen, von religiöser Gemeinschaft ausgeschlossen und verdächtigt wäret — nach einer Wahrheit fragend, auf die kein Mensch Antwort geben kann — dann kommt das wundervolle Gefühl von Kraft und Hilfe über euch — das Alleinsein mit Christus in männlicher Unabhängigkeit. Langsam, fast unmerklich geht dies Gefühl über in Anbetung. Denn was heißt Christum anbeten? Ihn Gott nennen? Herr, Herr sagen? Nein, Anbetung ist die gewaltigste Liebe, die die Seele zu geben hat — nennt sie mit welchem Namen ihr wollt. Mancher Unitarier, wie Channing, betete ihn an, obwohl er es nur Bewunderung nannte, und manch orthodoxer Christ, der Christus nach der rechtgläubigsten Theologie Gott nannte, zollte ihm nur kühle Verstandesehrerbietung."

In folgendem Brief muß er sich für seine Predigt über „das Mitleiden Christi" (siehe den Anhang) verantworten.

„Ich will alles thun, was ich kann, um Ihre tiefgreifenden

---

*) Wie früher auch bei uns an vielen Orten, heute noch allgemeine Sitte im Gottesdienst der anglik. Kirche.

Fragen zu beantworten. Ich kann es, weil ich mir in schweren Seelenkämpfen die Antwort erringen mußte: ob dieselbe Sie befriedigen wird, weiß ich nicht ....

„Zunächst über seine ‚Sympathie‘, die Sie in meiner Rede so ungenügend dargestellt finden, und den Schmerz des Fastens, der Ihnen so gering erscheint. Vergessen Sie nur nicht, daß es die ganze Majestät der Versuchung zerstört, wenn Sie das buchstäblich verstehen.

„Worin bestand seine Versuchung? Göttliche Kraft zu gebrauchen, um sich Behagen zu verschaffen; Überfluß wählen statt der Steine, ein leichtes Leben statt des harten Felsens, der in dieser Welt immer das Bette der Besten ist. Wie manche Häuser hätten ihm offen gestanden, wie das in Bethanien, wenn er gewollt! Hätte er nicht, statt seine Mission zu erfüllen, beiseite treten können und im Überfluß leben? Sie müssen bedenken, seine Seele rüstete sich zu ihrer Aufgabe, sie war gleichsam überschattet von den kommenden Prüfungen. Sein Geist erkannte und ergab sich stillschweigend in sein Geschick, indem er eine Möglichkeit nach der andern, die sich vor ihm aufthat, aufgab — ein Leben der Annehmlichkeit statt der Beschwerde, rasches, selbstvertrauendes Vorgehen statt langsamer, geduldiger Mühsal von Jahren, und darnach von Jahrhunderten; die Huldigung vor der herrlichen Majestät des Unrechts — als Mittel, in einer oder der andern Form, die Reiche der Welt sich zu eigen zu machen, statt unnachgiebig das Gute anzubeten.

„Wenn Sie nicht alles dies im Sinn behalten, so ist es natürlich lächerlich, von etwas sehr Göttlichem in seinem Fasten zu reden. Ich griff das Fasten nur heraus, um zu zeigen, wie das Unterdrücken der natürlichen Neigungen und Wünsche habe schmerzvoll sein können und doch ohne Sünde. Wie er ohne Hinneignng zum Bösen dennoch wirklich litt unter der Versuchung. Aber natürlich bemerkte ich auch ausdrücklich, daß das Leiden der versuchten menschlichen Seele das wichtigste bei seiner Prüfung war. Sie sagen, Sie können nichts besonderes in diesen Prüfungen und Proben erblicken? Haben Sie aber bedacht, daß die Versuchungsgeschichte

gewissermaßen nur ein Gleichnis der Versuchungen ist, die ihn sein Leben lang in tausend Gestalten bestürmten? Haben Sie bedacht, was das bedeuten mußte für einen wirklichen Menschen — eine Handlungsweise ersinnen, die noch nie dagewesen in der Geschichte, und standhaft daran festhalten, trotz Verrat und Verlassenwerdens, trotz der scheinbaren Unwürdigkeit des menschlichen Geschlechts, trotz der völligen Fäulnis im Kern des Volkes, dessen Segen zu vollenden er sein Alles daran setzte? Haben Sie bedacht, wie er durch Stillschweigen, durch ein ganz geringes Sich-in-die-Zeit-schicken, sein Leben hätte erkaufen können? Haben Sie erwogen, was es heißt, allein zu stehen, mißverstanden, im furchtbaren Gefühl des Verlassenseins, um endlich zu sehen, daß alles vergebens? für die menschliche Natur auch in ihrer tiefsten Erniedrigung noch hoffen; selbst in Jerusalem glauben, daß der Mensch gottähnlich; in dem Verworfensten den Funken gewahren, der zu heller und gesegneter Flamme zu entfachen ist; an niemandem verzweifeln; mit dem letzten Atemzuge am Kreuz und unter dem Gelächter teuflischer Feinde noch für die Menschheit hoffen? Mangelt hier noch Sympathie? Sind dies leichte Proben? Glauben Sie wirklich, er könne nicht unsere tiefsten Schmerzen mitfühlen, er, welcher den, dessen Herz gebrochen und der nur noch an seine Brust zu schlagen vermochte, vor Verachtung schützte? Der wie ein Gott zwischen den Höllenhunden und ihrem Opfer stand, das sie wie ihre Beute ankläfften, bis sie beschämt einer nach dem andern davonschlichen; der dem Feigling vergab und den Ausländer und Ketzer als Typus des Nächsten, den wir lieben sollen, hinstellte. Der besonders empfänglich war für die Lieblichkeit weiblichen Umgangs und seine wohlthuende Lindigkeit; der um vorübergehenden Kummer weinte; der besorgt war um die ermüdeten Jünger und das hungrige Volk; der sich das Haus des Zöllners und Sünders zum Heim erkor; der Verachtung mit majestätischer Würde hinnahm. — Sind das wirklich Kleinigkeiten? der nach seinen eigenen ergreifenden Worten tief das Schmerzliche der Heimatlosigkeit empfand? Ach, wie können Sie sagen, daß er auf unser

tiefstes Weh nicht eingehen könne, oder daß seine Versuchungen nur Schein gewesen? Verstehen Sie doch sein Herz!, das alles wahrhaft männliche und weibliche Empfinden in sich vereint! Denken Sie wie Sie wollen, aber mißverstehen Sie ihn nicht, oder Sie verlieren die eine große Gewißheit — von welcher ich nie, auch in dem finstersten Zweifel nicht, gelassen habe — die völlige Einheit und unerreichte Lieblichkeit und den unvergleichlichen Adel der Menschheit des Menschensohnes. Hierüber befragen Sie mich, wie Sie nur wollen; denn, wenn es einen Gegenstand giebt, über welchen ich gesonnen und in welchen ich mich versenkt habe, so ist es Jesu des Menschensohnes, Geist und Herz. Wenden Sie sich nicht zu der absurden Auffassung von einem geheimnisvoll dunklen Leiden, das sich dem Verständnis entzöge, einem Etwas, das weder vom Himmel noch von der Erde, weder die Liebe eines Menschen noch eines Gottes, für uns nur ein Mysterium sei u. s. w. Geheimnisvoll genug waren seine Schmerzen, wie das Leid der tiefsten Gemüter immer sein wird, aber nur in diesem Sinne geheimnisvoll. Ach, sie sind dem verständlich genug, der jemals eine herrliche Mission mit warmem Herzen ergriffen, und dem Mut und Begeisterung entfielen, bei der Idee, sie durchzuführen; dem verständlich genug, der weiß, was es ist, bis ins Herz hinein getroffen zu werden von andrer Schmerz und Schuld. Nur der Grad seiner Qualen ist unbegreiflich. Um ihn zu verstehen, müßten wir erst ihm gleich sein — so edel, so liebreich und makellos.“

In einem anderen Brief heißt es:

„Sie meinen, drei Jahre auszuharren, sei für den Herrn nicht so schwer gewesen, wenn er wußte, länger werde es nicht dauern. Zu allererst aber ist Zeit nicht nach Jahren zu messen; ein intensiv fühlendes Herz durchlebt hunderte von Jahren in einer Stunde. Wenn Gedanken in reicher Fülle aufeinanderfolgen, statt sich dumpf und einförmig zu wiederholen, dann dehnt sich ein Zeitraum von drei Jahren zu unberechenbarer Länge aus. Außerdem müssen Sie bedenken, daß es ein Mensch ist, der aus den Hilfsquellen seiner

Menschenseele einen Plan ersinnt, erkennt und sich allein dazu entschließt — der in der Weltgeschichte unerhört war, ein noch nie unternommener Kampf gegen das Prinzip der Welt in seinen mannigfachen Ausgestaltungen. Nur drei Jahre! Ja wohl, aber versuchen Sie einmal sich zu einem Vorhaben zu entschließen — zehntausend Möglichkeiten stehen Ihnen offen — ein Vorhaben zum Besten des Landes, das — ich sage nicht den Tod — aber große Mühsal mit sich bringt, den hergebrachten Formen der Gesellschaft ins Gesicht schlägt und die Möglichkeit einschließt, daß Ihre Verwandten dasselbe von Ihnen behaupten, was von ihm gesagt wurde: ‚Er ist von Sinnen!‘ (nach der engl. Übersetzung von Mark. 3, 21.) Und halten Sie unentwegt fest daran, bis Sie gerade in der Stunde des Unterliegens sagen können: Es ist vollbracht! Versuchen Sie dies nur einmal in kleinen Dingen und sagen Sie dann noch, drei Jahre seien nichts!“

„Sie fragen, ob Christi Wille so stark war, einfach, weil er getragen wurde von dem Geist ohne Maß, der in ihm war? Ich würde darauf antworten: weil er vollkommener Mensch war. Darunter verstehe ich die Menschlichkeit mit all’ ihren Trieben, Neigungen, moralischem Bewußtsein, Streben, Verstand — in völligem, harmonischen Gleichgewicht. Der gefallene Mensch ist nicht eine Uhr, der etwas Verkehrtes anhaftet — (die Sünde) — sondern einfach eine Uhr ohne Pendel; die Hauptfeder läuft zu schnell ab. Sein Geist allein befand sich mit Gottes Geist in vollkommener Übereinstimmung. Er allein konnte sagen: ‚Ich und der Vater sind Eins.‘ ‚Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch.‘ Diese vollkommene Übereinstimmung machte seinen Willen so stark. Eigenwille ist oftmals schwach, selbst bei einem Napoleon. Der Wille, der mit Gott übereinstimmt, muß stark sein und immerdar recht gehen. ‚Mein Urteil ist gerecht‘. Warum? ‚weil ich nicht meinen Willen thue, sondern des, der mich gesandt hat.‘

„Es bemerkte jemand im Gespräch, daß der Herr nie Ironie angewandt habe. Ich führte Markus 7, 9 dagegen an: ‚Wohl

sein habt ihr Gottes Gebot aufgehoben' zc. Nach langer Diskussion und dem Nachschlagen griechischer Testamente wurde dies allgemein als entscheidend zugegeben. Es wurde darauf angeführt, daß sein Grimm wider die Heuchelei für uns nicht maßgebend sein könne, insofern er als göttliche Person rede. Ich bestand darauf, daß dieser sein Zorn menschlich sei und daß, wenn ein Mensch unter ähnlichen Umständen nicht ähnliches empfinde, wenn ihm das Blut nicht vor Empörung koche, noch das Wort vertilgender Gerechtigkeit auf die Lippen steige, er keine Ahnung besitze von Christi Geist."

5. Das Christentum wirkt von innen nach außen, und seine Lehrer sollten es ebenso machen.

Aus der Rede (Siehe Anhang) über „die Zunge", erhellt dies Prinzip deutlich. Ihre Ausführung gipfelt darin, daß nicht äußere Anstrengungen des Menschen Zunge zähmen können, sondern nur die veränderte Gesinnung des Herzens. Wo Liebe und Barmherzigkeit die Herrschaft angetreten haben, verstummt das Verleumden mit der Zunge von selbst.

In der Rede über „die Botschaft der Kirche an die besitzende Klasse" findet sich dies Prinzip auch in einem längeren Passus erhärtet.

6. „Es ist ein Geist des Guten in dem Übel."

Robertsons Reden und Denken ist von dieser Überzeugung durchtränkt. Ihre Anwendung gipfelt in seiner Rede über „Salomos Ende". (Siehe Anhang.)

Hierher gehören seine Äußerungen inbezug auf das von einer Dame ihm zur Aneignung empfohlene patristische System.

Er schreibt:

„Ich kenne das System genau, indem ich es zu einer Zeit mit großer Bangigkeit gründlich studierte. Auch zweifle ich nicht daran, daß es ein Heilmittel enthalten mag für die, welche es annehmen können, ja daß es ihnen vielleicht wirklich Hilfe bringt, denn die irrtümliche Form birgt oft eine Wahrheit in sich, welche mancher unvermischt ergreift, indem er instinktiv die Hülle davon

abstreift, wie der Gaumen die Schale von der Weinbeere, sobald er ihren süßen Gehalt aufgenommen. Selbst von den schlimmsten römischen Irrtümern läßt sich dies sagen, denn der Marienkult z. B. enthält die hohe Wahrheit von der Anbetungswürdigkeit und himmlischen Schöne einer echt weiblichen Reinheit.

„Keine Anstrengung des Willens vermag aber Nahrung zu ziehen aus einem erkannten Irrtum. Der Versuch, sich gegen besseres Wissen ein System deshalb anzueignen, weil andere, die ernstlich daran glauben, ihre geistliche Natnr daraus nähren, und es um des Gewinnes willen, den jene davon haben, anzunehmen — muß mißlingen, denn das wäre Zerstörung des moralischen Lebens und Verletzung des Gewissens . . . .

„Lieber möchte ich einsam auf der entlegensten Felsspitze — nach Abstreifung aller falschen, wärmenden Umhüllungen, vor Frost zitternd nach Wahrheit ausschauen, die ich noch nicht gefunden — dort, ‚wo der Vogel keinen Zweig findet, wo keine Mücke über das strauchlose Gestein fliegt', — als behaglich und warm an bewohnterem Orte mich sonnen, wo andere sich wohl fühlen in einem Glauben, der für sie wahr ist, für mich aber falsch wäre."

In dem folgenden Brief betont er ebenfalls dies Prinzip.

„Ich halte den Pantheismus zum größten Teil für sentimentales Geschwätz. Er bietet nicht festen Grund dar, auf dem zu fußen wäre, nur einen Wolkenboden, der in der Versuchungsstunde zerfließt unter der wirklichen, substantiellen Gegenwart dessen, was gefällt. Trotzdem fürchte ich mich nicht vor einer Wahrheit, weil der Pantheismus sie verschwommen darstellt, so wenig wie vor einer anderen, weil die Revolution sie zu einer teuflischen Karrikatur verzerrt hat. Nein, dies bestärkt nur meine Neigung, an sie zu glauben, da selbst ihr falsches Fantom so viele Menschenherzen in Fesseln zu schlagen vermag. Ich glaube um so mehr an Junos Schönheit, wenn ich von Irions leidenschaftlicher Bewunderung für ihr Schattenbild höre. Kleine Münze erhält durch goldnen Stempel ihren Wert. Außerdem hat selbst der Pantheis-

mus sein Wahres. Er scheint mir die notwendige Reaktion gegen die entsetzlich tote Maschinerie der vorgefundenen Konzeptionen. Ich glaube, daß manche Pantheisten der Wahrheit näher sind als die meisten Evangelikalen. Denn viele, ja die meisten, machen die Welt zu einer Maschine und weisen den Lenker derselben in eine große Ferne. Er leitet und regiert sie zwar, ist aber dem Sein und Wesen nach vollkommen getrennt von besagter Maschinerie, die an sich aus ganz geringen, groben Stoffen besteht. Nun glaube ich, der Pantheist hat recht, wenn er sagt, daß es um Gottes Universum etwas göttlicheres ist. Das All durchdringende Leben ist er, ‚in dem wir leben, weben und sind'. Die verschiedenen Lebensabstufungen haben mehr Teil an der wahren, göttlichen Lebensessenz, als die plumpen, materiellen Klassifizierungen gewöhnlicher Geister ihnen zuweisen. Das Leben der Pflanze, der Tiere und des Menschengeistes sind wesentlich dem höheren Leben verwandt, das wir auf geistlichem Gebiet Leben der Seele nennen. Und ich glaube, eines Tages wird es sich erweisen, daß der Schöpfer mit seinen Werken viel enger verbunden ist, als unsre geistlosen Begriffe ihn darstellen, Gott ist ein Geist — es scheint, daß die meisten Menschen darunter ein feines, ätherisches Gas, vielleicht ohne merkliche Schwere, jedoch nicht nur Substanz, sondern auch Materie, wenngleich noch so verdünnt — verstehen. Geist ist aber Seele, und ich wüßte nicht, was unter dem Sitz der Seele verstanden wird, wenn nicht, daß das Universum die Gottheit in sich fasse, daß das Universum überall sei, und daß alles — nach dem Psalmisten und Pantheisten — veraltet wie ein Gewand, sich faltet und entfaltet wie ein Kleid, und fortwährend verwandelt wird — während er, der Bildner, als der eine, Unwandelbare darin waltet und wohnt. Die Kirche ist ‚der Leib', dessen Geist und Haupt: Christus. Seine Fülle erfüllet alles in allem. Ebenso ist das Universum in gewissem Sinne der Leib, dessen Geist Gott ist, seine Fülle erfüllet alles in allem. Ein niederes Leben, aber immerhin: Gottes Leben. Aus diesem Grunde kann ich doppelsinnigen Ausdruck hier nicht vermeiden. Die beiden von Paulus

und aus den Psalmen angeführten Stellen sind doppelsinnig: pantheistisch in der Form, und wie ich bestimmt von der einen glaube, auch Ausspruch eines Pantheisten, welchen Paulus nach seiner wundervollen Art den Teil Wahrheit, der in allem enthalten, herauszuziehen und den Irrtum, zurückzulassen — zugegeben und sich angeeignet hat. Meine obige Darlegung könnte von einem Pantheisten sein, aber ich bin nicht Pantheist; ich glaube aufrichtig an Gottes Persönlichkeit und verstehe darunter Selbstbewußtsein, Charakter und Willen. Doch könnte ich nicht sagen, das Streben nach innerer Vollkommenheit ohne dabei die Hilfe des heiligen Geistes zu suchen, wäre an sich schon Täuschung oder ein gefährlicher Traum. Sicherlich haben Cornelius und Männer wie er (siehe Apostelgeschichte 10) es gethan, und die durch Aufrichtigkeit ihres Strebens ihnen fühlbar gewordene innere Leere hat ihre Seelen empfänglich gemacht für die Aufnahme des heiligen Geistes*). Es ist gewiß, daß in jedem Volk ‚wer Gott fürchtet und recht thut', auf dem Wege zu ihm ist, ob er nun gehört habe, ‚daß ein heiliger Geist sei', oder nicht. Die Taufe Johannis ist dies Streben nach innerer Vervollkommnung. Können wir, ohne unsere moralischen Überzeugungen aufzugeben, uns auch nur einen Augenblick der Redeweise bedienen, die zu behaupten scheint, gut sei nicht gut, wenn nicht ein unbegreifliches Element dabei mitwirke, das die, welche sich seines Besitzes rühmen, offenbar nicht edler und himmlischer macht als andere — wohl aber oft viel engherziger und empörend eingebildet. In dem Maß, als der Mensch nach Vollkommenheit strebt, wird er erkennen, daß es einen Geist giebt, der nicht er selbst — der außer ihm ist, den er nicht sucht, sondern der ihn sucht — und in demselben Maß wird er sich gezwungen fühlen, nicht in sich selbst hinein, sondern um sich und über sich zu blicken. ‚Seid fromm, ändert euer Leben, thut Buße, strebt nach innerer Vervollkommnung', das scheint mir das erste was gesagt, und das

---

*) Der „gute Perlen suchende Kaufmann" fand die eine köstliche Perle. (Anm. d. Übers.)

erste, was empfunden werden muß. Dann tritt die Lehre vom heiligen Geist hinzu, nicht als ein zurechtgemachtes, ausgetrocknetes Dogma, sondern als Interpretation und Stillung eines objektiven Bedürfnisses der Seele."

Angeregt durch Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts", das er ins Englische übertrug, beabsichtigte Robertson ein Buch über Inspiration der Bibel zu schreiben. Hernach hielt er die Zeit noch nicht dafür gekommen und unterließ es. Aber in seinen Predigten spricht er häufig darüber (siehe im Anhang: „Über des menschlichen Lebens Hinfälligkeit") und ausführlich in den folgenden Briefen:

„Die Inspiration der Bibel ist ein umfassendes Thema. Ich halte sie für inspiriert, aber nicht diktiert. Sie ist Gottes Wort in menschlicher Sprache. Als ersteres vollkommen, in zweiter Hinsicht unvollkommen. Gott der Geist, der die Geister heiligt, bringt nicht absolute Vollkommenheit menschlicher Charaktere hervor. Gott der Geist, als Geist der Inspiration, bewirkt nicht absolute Vollkommenheit menschlichen Wissens; und zwar in beiden Fällen aus demselben Grunde: wegen des hinzutretenden menschlichen Elements, sonst hätten wir keine fortschreitende Offenbarung. Nehmen wir z. B. die Schöpfungsgeschichte. Ich halte dafür, daß Gottes geistliche Offenbarung wissenschaftliche Unrichtigkeit einschließen **muß**, sonst wäre sie nicht von Gott. Nehmen wir an, die Schöpfungsgeschichte der Welt wäre in Ausdrücken dargestellt, die durchaus unsern gegenwärtigen wissenschaftlichen Kenntnissen entsprächen — oder lieber, sie gäbe uns Begriffe absoluter, wissenschaftlicher Wahrheit. Es liegt auf der Hand, daß die Leute seinerzeit alsdann ihre Autorität zurückgewiesen und gesagt hätten: hier behauptet ein Mensch, die Erde drehe sich um die Sonne und der Himmel, den wir als Feste nicht allzu weit über uns erblicken, sei unendlicher Raum und kein festes Gewölbe u. s. w. Dürfen wir jemandem in unsichtbaren Dingen trauen, der in den sichtbaren, den Sinnen wahrnehmbaren im offenbaren Irrtum ist? Können wir seine Offen-

barung über die Natur Gottes und die Pflicht des Menschen annehmen, wenn er in diesen Dingen unrecht hat? In diesem Fall hätte der Glaube unserer und kommender Zeiten erkauft werden müssen auf Kosten des Unglaubens aller früheren Geschlechter. Mir scheint es deshalb ein Beweis für die Inspiration der Bibel und göttlich weise, daß uns die geistliche Offenbarung, d. h. die Offenbarung, welche die Seele und ihr Verhältnis zu Gott betrifft, in volkstümlicher und darum unvollkommener und relativ unrichtiger Sprache gegeben ward. Mißverstehen Sie nicht die Bezeichnung unrichtig; es ist etwas anderes als falsch. Es ist z. B. wissenschaftlich unrichtig, wenn man sagt, die Sonne sei am Morgen aufgegangen — aber doch ist dies nicht falsch, denn alles was zur Zeitberechnung notwendig, ist darin enthalten. Und wenn Gott heute eine Offenbarung gäbe, würde sie in moderner Redeweise erfolgen, und die von ihm inspirierten Männer würden wie wir alle von Sonnenuntergang und Sonnenaufgang reden. Die Männer der Wissenschaft lächeln über die vergeblichen Versuche, Moses und die Geologie miteinander versöhnen zu wollen. Ich gebe den Versuch von vornherein auf und behaupte, die Inspiration der Bibel bleibt unberührt davon, ja, sie könnte nicht inspiriert sein ohne diese Bedingung beziehungsweiser Ungenauigkeit.

„Neologie ist ein großes Wort und umfaßt unendlich verschiedene Ansichten, aber, — um ehrlich zu sein — die Bibliolatrie ist mir eben so antipathisch, wie sie es Arnold war. Sie hindert die wahren Begriffe von Gott und seiner Offenbarung an das Menschengeschlecht, ist ihnen schädlich und gefährlich und die Ursache viel bitteren, protestantischen Papsttums, durch die Ansprüche an Unfehlbarkeit der Auslegung, die beinahe jede Partei in den Vordergrund stellt. Ich halte die Bibliolatrie für beinahe ebenso abergläubisch, falsch und gefährlich wie den Romanismus."

In einem andern Brief schreibt er: „(des Unitariers) Martineau Ansichten über Inspiration halte ich im wesentlichen für korrekt.

„Er würde, glaube ich, nicht verneinen, daß künstlerische Begabung und dgl. in gewissem Sinn Inspiration genannt werden könnte, aber er macht ganz richtig einen Unterschied zwischen dieser Fähigkeit und dem, was wir mit allgemeiner Zustimmung so bezeichnen. In der Epistel an die Korinther ist unter den Gaben des Geistes, Kranke heilen u. s. w. mit inbegriffen, ähnlich wie im Alten Testament gesagt wird, die Künstler Bezaleal und Ahaliab seien vom Geist Gottes erfüllt gewesen (2 Mos. 35, 30—35). Im Gegensatz zu denen nun, welche göttliche Einwirkungen rein auf das innerliche, geistliche Gebiet beschränken, ist es wichtig, die bedeutsame Wahrheit hervorzuheben, daß ‚alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe von oben herab kommt'. Ich glaube aber, daß die, welche am beredtesten diese vergessene Wahrheit verfechten, in Gefahr stehen, die von Gott verliehenen Talente mit den sittlichen Gaben des Charakters auf eine Stufe zu stellen. Weil beide von Gott sind, folgern sie, beide seien gleich göttlich, was ebenso verkehrt ist, als wollte man sagen: Gott erschuf Menschen und Würmer, folglich stehen die Würmer den Menschen gleich. Die sittlichen Fähigkeiten des Menschen als Sphäre der göttlichsten Einwirkung erkennen, ist beinahe identisch mit der christlichen Anschauung; in ihnen aber ausschließlich Erweisungen des Göttlichen sehen, ist eine gefährliche und falsche Übertreibung . . . .

„Einer von Carlyle's Irrtümern scheint mir eben diese Tendenz, das Göttliche überall zu sehen und wenig Unterschied zu machen zwischen dem göttlichen Gehalt in den verschiedenen Kräften, sobald es nur Kräfte sind. Die prophetische Gabe nun, in der sich vornehmlich das, was wir unter Inspiration verstehen, äußert, beruht beinahe ausschließlich auf sittlicher Größe. Der Prophet erkannte große Prinzipien, die für alle Zeiten wahr bleiben — soziale, politische, kirchliche und Lebensprinzipien hauptsächlich kraft seines großen Herzens und durch die Sympathie seines Geistes mit Gottes Geist. Das ist meine Ansicht über Inspiration . . . ‚Mein Urteil ist recht, weil ich nicht meinen Willen thue, sondern des, der mich gesandt hat.' Dies bleibt der eigentliche Kanon der Inspiration."

„Der Unterschied zwischen Moses und Anaxagoras, den Episteln und der ‚Exkursion‘ ist, glaube ich, ein Gradunterschied. Des Lichts oder des Worts, das in allen Menschen wohnt, sind einige in höherem Grade teilhaftig als andere und daher ist ihre Inspiration edler geartet. Bezaleal, Ahaliab — Künstler — waren, wie uns die Schrift sagt, inspiriert und deshalb größere Kenner des Schönen. Aber wer würde ihre Erleuchtung vergleichen mit einer solchen, die das Leben veredelt und nicht nur den Geschmack bildet? Und wer würde einen Philosophen — einerlei ob Psychologen oder Metaphysiker — der die Gesetze der Ursachen oder die Gesetze des Seelenlebens enthüllt, mit dem Verkünder geistlicher Wahrheit vergleichen? Ist das Diktum des Anaxagoras, unser ganzes Wissen beruhe auf Täuschung, zu vergleichen mit dem, was Moses verkündet: ‚Jehovah ist der Herr und der Heilige?‘ Die ‚Exkursion‘ offenbart einige schöne Wahrheiten auf sittlichem Gebiet; aber soviel höher unser geistliches Leben als unser moralisches Sein und unser Empfindungsleben, soviel höher stehen die Episteln über der ‚Exkursion‘, sowohl hinsichtlich der Art als des Grades der Inspiration, und die Apostel sind inbezug auf geistliche Dinge im Besitz einer über den Irrtum erhabenen Macht der Wahrheit. Newtons Offenbarung der Himmelsgesetze, so erhaben sie ist, ist dem, was wir gewöhnlich technisch Inspiration nennen, untergeordnet, in dem Maß, wie eine einzige menschliche Seele mehr wert ist als das ganze äußere Universum.

„Ich glaube, es läuft darauf hinaus: Gott ist der Vater des Lichts und — ‚der König in seiner Schöne‘ und — der Gott der Liebe. Alle Erkenntnisstufen der verschiedenen Sphären sind von ihm. Eine Stufe ist höher als die andere; auf jeder Stufe kann der Grad der Erkenntnis anheben von dämmernder Ahnung bis zur Unfehlbarkeit hinan, sodaß eigentlich alles wirklich Inspiration ist, aber unendlich verschieden dem Werte und dem Grade nach. Wenn hierauf erwidert wird, daß es die Inspiration erniedrige, mit so gewöhnlichen Dingen klassifiziert zu werden, so ist die einfache Antwort: ein Schwamm und ein Mensch, beide sind

Lebewesen, aber ihre Gradunterschiede schier unermeßlich. Ich halte diese Ansicht für wichtig, weil sonst nur einige zwanzig oder dreißig Menschen aus der Geschichte besonderen, wunderbaren Umgang mit Gott gehabt haben können. Dieser Anschauung nach ist dieser Umgang allen möglich und durch ernstliche und hingebende Zucht des Geistes und Herzens können sie ihn in unbegrenzter Weise steigern. Das ist wirklich praktisch."

Robertson hielt im Jahre 1850 einen Cyklus von Vorträgen über das 1. Buch Moses. Bemerkenswert bleibt die Weisheit, die sich mit der Freiheit seiner Auslegung namentlich der ersten Kapitel einte. Er wurde den Ansprüchen wissenschaftlicher und geschichtlicher Wahrheit gerecht, selbst da, wo sie mit dem biblischen Text in Widerspruch steht. Er machte seine Gemeinde mit den Ergebnissen der deutschen Kritik bekannt; sprach über die schwierigen und gewöhnlich vermiedenen Themata der Zerstörung von Sodom und Gomorrha und der Versuchung Abrahams. (Siehe den Anhang.) Aber immer war sein Lehren aufbauender, nie zerstörender Natur. Er war nicht ein Geisteskind Karlstadts, sondern Luthers. Nicht des Geistes solcher Männer, die ihre Führer tadeln, daß sie nicht schnell genug vorgehen, die wünschen, blindlings das ganze Gebäude veralteter Meinungen einzureißen, und glauben das Unkraut ausraufen zu können, ohne den Weizen dadurch zu schädigen. Robertson hatte die Absicht, das Alte zu bewahren so lange wie möglich, um das damit verbundene Gute zu erhalten. Nie will er in ein Neues einlenken, ehe es zu einem Bedürfnis der Zeit geworden; allmählich sucht er die Formeln zu erweitern auf Grund des universalen Gesetzes, das in den Worten verborgen: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen." Er hält fest an manchen Theorieen, die mit seinen übrigen Ansichten nicht vereinbar scheinen, die manchem unter uns seltsam dünken weil wir vergessen, daß inzwischen vierzig Jahre vergangen sind. Er bringt nie eine Ansicht auf die Kanzel, die noch in ihm gärt; er wartet, bis der Most Wein geworden. Er vermeidet, soweit es mit der

Wahrhaftigkeit vereinbar ist, denen durch überraschende Ansichten Anstoß zu geben, die sich „wohlfühlen in ihrem Kinderglauben und ihrer Vorstellung von Himmel und Seligkeit." Vor allem hütete er sich, das schwache Gewissen eines Bruders zu verletzen. Ebenso stark wie er die unehrerbietige Anmaßung derer tadelte, die sprechen, als ob sie allen Ratschlüssen Gottes persönlich beigewohnt, hätte er die unehrerbietige Freiheit gerügt, mit der heutzutage manche Schriftausleger Dinge behandeln, die tausenden unserer Mitchristen heilig sind.

Der folgende Brief giebt einen Einblick, wie er bei jenen Vorträgen verfuhr.

„Der früheste Teil der Genesis enthält Auszüge aus zwei verschiedenen Urkunden, die sich durch die Bezeichnungen ‚Gott' (Elohim) und ‚Herr' (Jehovah) voneinander unterscheiden.

„Die Frage ist nun, woher stammt das Material zu dieser Geschichte? Die Antwort darauf ist sehr interessant; vorläufig nur so viel: es ist beinahe erwiesen, daß es nicht aus Ägypten, sondern wie Abraham selbst aus Chaldäa kommt, denn die ägyptischen und phönizischen Schöpfungsgeschichten gleichen der mosaischen durchaus nicht, während die etruskische aus Chaldäa überliefert, und die des Berosus, eines babylonischen Priesters, in wichtigen Punkten auffallend an sie erinnern. Wir hätten eigentlich aus der Erzählung der Sprachverwirrung, deren Schauplatz Babylon ist, darauf vorbereitet sein können. Die Berichte, die Moses den Kindern Israel gab, scheinen von einem andern Teil des Menschengeschlechts überkommen, bereits von Abraham mitgebracht und Jahrhunderte alt gewesen zu sein. Es scheint, daß Moses die Bruchstücke niederschrieb, die seinem Gesetz als Einleitung dienen und durch ihr Alter die großen Lehren bekräftigen sollten, die er zu verkündigen berufen war.

„Nämlich erstens: die Einheit Gottes, seine sittliche Leitung der Welt, der Völker und des einzelnen, — mit einem Wort, der religiöse Teil der Überlieferung und das, was die Begründung des israe-

litischen Gemeinwesens historisch unterstützte. So z. B. die Berichte, die nachwiesen, wie Kanaan, das Moses erobert haben wollte, bereits zugesichertes Eigentum ihrer Vorväter gewesen, an das sie als Erben der Verheißung Rechtsansprüche besäßen, welche die gegenwärtigen Besitzer nur usurpiert hätten. Das Ineinandergreifen zweier Urkunden erklärt leicht die auffallende Wiederholung vieler Erzählungen.

„Die Schöpfungsgeschichte, der Bericht der Sintflut greifen hie und da auf etwas schon Vergangenes zurück, betreten noch einmal denselben Boden, bis der Faden wieder aufgenommen wird, wo er fallen gelassen war. Wir haben zwei verschiedene Schöpfungsberichte, den einen in Kap. 1—2, 4; den andern in Kap. 2, von Vers 4 ab, anhebend mit den Worten: ‚Also ist Himmel und Erde geworden‘; die übliche, bekannte Weise, eine Erzählung zu beginnen. In beiden Berichten finden sich Widersprüche geringer Art. Z. B. wird nach dem ersten Mann und Weib zugleich erschaffen; ebenda werden die Tiere an verschiedenen Tagen und vor dem Menschen erschaffen, nach dem zweiten Bericht, Kap. 2, 19, später als der Mensch und ihm zugeführt, um ihre Namen von ihm zu erhalten. In den beiden Hauptsachen stimmen aber beide Berichte überein, in der Einheit Gottes und darin, daß die Dinge nicht von Ewigkeit her gewesen; die eine Erzählung wird von der anderen allerdings in recht materieller Weise ergänzt.“

Folgender Brief über die Psalmen giebt einen weiteren Einblick in Robertsons Art der Auslegung des Alten Testaments:

„Sie wundern sich über meinen Wunsch, in den Krieg am Kap ziehen zu können? Ich glaube der Grund dafür ist, daß mir der Kampf, mehr als weiche Ruhe, ein Gefühl des Lebens giebt. Ich glaube, es würde mir eine Erleichterung sein, einen Widersacher in greifbarer Gestalt, in Fleisch und Blut vor mir zu haben, anstatt des unbestimmten Gefühls einer unsichtbaren Opposition, die mein Leben einengt. Ich bezweifle nicht, daß der wahre Endzweck, zu dem dies Gefühl hinleiten soll, die Feindschaft wider das Böse

ist. Aber es ist so schwer, das Böse in abstracto zu hassen, daß wir es immer wieder mit dem Konkreten identifizieren und uns darnach sehnen, es greifbar fassen zu können. Dies ist, glaube ich, die richtige Erklärung der Psalmen, in denen soviel Haß auf Gottes Feinde abgewälzt ist, worunter Menschen gemeint sind. Neuere Schriftausleger haben das mit Recht vergeistigt, obwohl auf Grund ganz unzusammenhängender und ungenügender Voraussetzungen. Sie beziehen Moab und Ammon und Babylon auf bestimmte moderne Menschen oder Grundsätze, weil sie fühlen, daß buchstäblich genommen der Geist der Anklage irreligiös ist. Aber die Psalmisten meinten es nicht so; David und andere meinten Moab u. s. w., aber berechtigt war in ihrer Empfindung der menschliche Unwille über das Böse in Moab und Ammon, welches sie in der Vorstellung nicht davon trennen konnten. Und dies losgelöst aus der lokalen, vergänglichen, jüdischen Form, in der es erscheint, ist das ewig Wahre, mit anderen Worten der prophetische Geist in den Psalmen. In diesem Sinne auf unsere Zeit angewandt, ist es ganz richtig zu sagen: unser Ammon, unser Babylon sind diese und jene Übel, und sie zu hassen, die eigentliche Essenz der Lektion dieser Psalmen, das was wahr und ewigbleibend in ihnen ist.

„Und all' dies aus meiner angebornen Kriegsliebe!"

Die Punkte seiner Lehrweise, durch welche Robertson sich hauptsächlich in Widerspruch setzte mit den herrschenden religiösen Ansichten in Brighton, betreffen die Rechtfertigungslehre und die Sonntagsheiligung. Er hat mehrere Predigten über diese Fragen gehalten, die in der Mannheimer Übersetzung deutsch erschienen. (Siehe auch im Anhang: „Über die Selbstheiligung Christi.")

Im folgenden Brief an ein junges Mädchen sucht er die Schwierigkeit der Rechtfertigung aus dem Glauben und aus den Werken zu lösen. Er schreibt:

„Mit dem Satz des Jakobusbriefes, daß der Glaube ohne Werke tot sei, scheint Paulus im Widerspruch, wenn er sagt, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Nehmen wir an, ich sagte, ein Baum kann nicht

vom Blitz getroffen werden ohne Donner, so ist das wahr, insofern es keinen zerstörenden Blitz ohne Donner giebt. Wenn ich aber sage ‚der Baum wurde vom Blitz getroffen ohne Donner‘, so ist das auch wahr, wenn dies heißen soll, daß der Blitz und nicht der Donner ihn fällte. Wenn man die beiden Aussagen zusammen liest, scheinen sie einander zu widersprechen. So sagt Paulus in derselben Weise: der Glaube macht gerecht ohne Werke; d. h. der Glaube allein ist es, der uns gerecht macht, nicht die Werke. Werke werden den Glauben begleiten wie Donner den Blitz; aber gerade so, wie nicht der Donner, sondern der Blitz und zwar der Blitz ohne Donner den Baum trifft, so sind es nicht die Werke, die gerecht machen. Ziehen wir es in einen Satz zusammen: der Glaube allein macht gerecht, aber nicht der Glaube, der allein ist. Der Blitz allein trifft, aber nicht der Blitz, der allein ist ohne Donner. Denn der wäre harmloses, sommerliches Wetterleuchten. Sie sehen, daß die Worte ‚ohne‘ und ‚allein‘ eine Doppelbedeutung haben, und daß die beiden Apostel sie in verschiedenem Sinn anwenden, gerade wie ich in dem obigen Gleichnis vom Blitz.

„Alles wird Ihnen klarer werden, wenn Sie sich überlegen, was Glauben ist. — Es ist das starke Vertrauen auf Gott und auf seine Liebe, das emporträgt und die Energie und die Gesinnung erzeugt, recht zu thun ohne Zweifel und ohne Zagen. Wo Gott das sieht, da sieht er die Quelle und den Ursprung alles Guten: Er sieht mit einem Wort, daß das Leben Christi seinen Anfang genommen hat in der Seele, und das rechnet er ihr zu als Gerechtigkeit. Eine kleine lebendige Quelle in Gloucestershire, obwohl kaum groß genug das Boot eines Schuljungen zu tragen, heißt schon die Themse; ein kleiner Schößling, noch nicht größer als eine Mandel, der aus der Erde herauslugt, heißt Eiche; denn das Wort ‚rechtfertigen‘ heißt nicht gerecht gemacht werden, sondern als gerecht gelten, dafür angesehen werden. Wie man nun die sieben Quellen Themse nennt, obwohl noch keine Wassermengen vorhanden und noch keine Flotte darauf schwimmt, und wie man

den Schößling Eiche benennt, obwohl er noch keine Eicheln trägt, so rechnet Gott das Vertrauen auf ihn als Gerechtigkeit, weil es die Quelle und die Wurzel der Gerechtigkeit, weil es in der That das göttliche Leben in der Seele ist. Er sieht es als solches an, (d. h. er macht die Seele, in der es keimt, gerecht) ohne Werke — d. h. ehe die Werke gethan sind und nicht wegen der Werke. Der Glaube aber wird nicht ohne Werke bleiben; denn die Quelle muß weiter fließen, und der Baum muß wachsen, und das Leben aus Gott in der Seele, das sanguinische Vertrauen auf den Allliebenden und Allguten muß im Thun hervorbrechen.

„Verneint man dies, so erklärt man damit den Glauben für tot, oder für sommerliches Wetterleuchten, oder für eine Rinne, die augenblicklich nach einem Regenschauer voll am Hause vorüber fließt, aber keine lebendige Quelle ist.

„Paulus sagt: Werke, bloße Handlungen genügen nicht, um uns gerecht zu machen, weil sie begrenzt und unvollkommen sind: nicht zehntausend, nicht eine Million, weil auch diese nur eine begrenzte Zahl. Nichts kann uns gerecht machen als der Glaube; denn der Glaube ist unendlich und unermeßlich wie ein Urquell. Wohl, erwidert Jakobus, meine deswegen aber nicht, Paulus wolle sagen, ein lebendiger Quell des Glaubens könne stagniren und ohne Werke bleiben. Der Glaube, der errettet, ist nicht ohne Frömmigkeit, sondern fruchtbarlich, ‚ein Brunnen lebendigen Wassers, der in das ewige Leben quillet‘.“

Robertsons Auffassung vom Sühnopfer und der Stellvertretung Christi wurzelt in der Eigentümlichkeit und Tiefe seiner Natur, die ein ihm befreundeter Geistlicher, der gleichwohl einer anderen Richtung angehört, also schildert: „Die Gesetze der geistigen Welt, welche die Mehrzahl der Menschen nur reflektiert in greifbarem Spiegelbilde zu fassen vermag, stiegen vor ihm auf in ihrer nackten Wesensgröße und Majestät. Gut und Böse waren ihm gegenwärtig, nicht als Mittel zu irgend einem Zweck, sondern als die großen Endresultate, auf die alles hinausläuft. Er hatte die Gewohnheit, Handlungen und Ereignisse nicht an ihrer äußeren

Bedeutung zu messen, sondern an ihren inneren Beziehungen und Folgen. In diesem Sinn waren ihm auch die Fleischwerdung, die Versöhnung und Auferstehung Christi keine Dogmen. Er verwirklichte sie täglich in sich."

Folgende Briefe Robertsons teilen weiter seine Ansichten über die Rechtfertigungslehre mit:

„Ich werde bestrebt sein, den Katechismus in dem Sinn auszulegen, in dem ich mir gegenwärtig genügen lasse, ihn wörtlich zu nehmen. ‚Er trug unsere Sünden', z. B. bin ich gewillt in tiefer Demut und in tieferem Sinn, als manche meinen, mir anzueignen; obwohl ich nicht daran zweifle, daß, weil meine Auffassung tief und im Zusammenhang steht mit dem großen Prinzip, das ehrfurchtgebietend das ganze Weltall durchdringt, — man sie gerade deshalb als Ketzerei ansehen wird. Es wird oft gesagt: meine Sünden haben ihn an das Holz gehängt. In einem Sinn enthalten die Worte eine tiefe, umfassende Wahrheit — anders gedeutet nur eine Verkehrtheit. Christi Tod war die Krisis in dem Kampf von Gut und Böse. Die höchste Offenbarung des Guten war in ihm personifiziert. — Die höchste Offenbarung des Bösen in denen, welche das göttlich Gute vor Augen hatten und es das satanisch Böse nannten. Böse gut und gut böse — das göttlich Gute ein satanisch Böses nennen, etwas Verwerflicheres giebt es nicht. Das ist Fäulnis im Mark des Herzens, ist die eine unverzeihliche, weil nicht wieder gutzumachende Sünde.

„Mit diesem Bösen in seiner höchsten Entwicklung stieß des Menschen Sohn zusammen. Er starb der Sünde, der Fürst dieser Welt kam und fand in ihm nichts Verwandtes. Er war sein Opfer, nicht sein Unterthan.

„Insofern ich nun zu jenem Reich des Bösen gehöre oder in seinem Kriegsdienst streite, kann man thatsächlich sagen: der Erlöser starb durch meine Sünde. Immer wenn ich einen guten Menschen um seiner Demut oder Güte willen hasse, wenn ich schlechte Beweggründe hervorsuche als Erklärung der Vortrefflichkeit derer, die

anders sind als ich, wenn ich Sünden der Schwachheit strenger richte, als Sünden der Bosheit, Gott aus meiner Seele vertreibe, um eigene Lügen oder Lügen der Gesellschaft aufzurichten — immer habe ich Teil an der Gesinnung, der er zum Opfer fiel.

„‚Er trug meine Sünden an seinem Leibe auf dem Holz.‘

„Ähnlich sagt Christus selbst: ‚Auf daß gefordert werde von diesem Geschlecht aller Propheten Blut, das vergossen ist, seit der Welt Grund gelegt ist.‘ Warum? ‚Weil sie bezeugten und bewilligten in ihrer Väter Werk.‘ Dem Geiste nach thaten sie dasselbe wie ihre Väter zu ihrer Zeit. So sah Stephanus in der Sanhedrin dasselbe Otterngezüchte, das Moses und die Propheten gestochen hatte. So ist der Haß bei sich hegende Mensch des Mordes schuldig und gehört zu den Mördern.

„Aber in dem Sinn sagen: ‚er trug meine Sünde‘, als wäre er vom bösen Gewissen und seinen Schrecken gefoltert worden, wegen meiner Lügen und meiner harten Worte ꝛc. — ist eine Behauptung, von der es nicht genügt, sie für falsch zu erklären: sie ist sowohl absolut sinnlos als sie jeden wirklichen Begriff von der Unermeßlichkeit der Sünde zerstört. Keine Anstrengung des Geistes vermag zu fassen, was das heißt, Gewissensqualen wegen der Sünden anderer zu erleiden. Es stellt ihn dar, als litte er durch eine Täuschung, und gründet die ganze Todesqual auf eine Fiktion, die ebenso unwirklich ist, wie ein gerichtlicher Prozeß unter den noms de guerre von ‚Doe & Roe‘ (Kläger und Verklagter) von denen erfunden, die sich gegen die mönchische Sophisterei des Mittelalters durch eben so scharfsinnige Spitzfindigkeiten verteidigen mußten. Es ist ganz folgerichtig, daß die Advokaten dieser ‚Erlösung durch Rechtsfiktion‘ das System der Rechtfertigung: ein ‚gerichtliches Verfahren‘ nennen.“

„Es ist mir zweifelhaft,“ schreibt Robertson ein andermal, „ob die Kirche Roms der Buße nicht eine viel größere Aufmerksamkeit zuwendet als wir dies thun. Sie besitzt in höherem Maße die Kraft des Trostes, weil sie sich vorzugsweise mit dem Herrlichsten

in Gott, mit der Liebe beschäftigt. Der Protestantismus dagegen richtet sein vornehmlichstes Augenmerk auf den gewaltigsten Faktor des Menschenherzens, auf den Glauben. Demgemäß wendet sich die römische Kirche bei Behandlung des Reuigen an das Empfindungsvermögen. Der Protestantismus erstrebt dasselbe, aber wendet sich an den Verstand und versichert dich, daß du nur zu glauben brauchst — der ganze Schmerz sei bereits an deiner Statt erduldet. Machst du Zweifel dagegen geltend, aufgrund der Beobachtung, daß trotz des Glaubens die Schuld viele strafende Konsequenzen nach sich ziehe, so lautet die Antwort: ‚Ja, in dieser Welt, aber in der nächsten sind alle Konsequenzen aufgehoben.‘ Dieser Appell an den Verstand überläßt nun den Verstand seinen eigenen Schlüssen. Warum jenseits, wenn nicht diesseits? Aus welchem Grunde und womit zu beweisen? Wenn der Glaube den Trunkenbold nicht vom delirium tremens erretten kann, wo ist der Beweis, daß er ihn im Jenseits von andern Folgen erretten wird? Du wirst alsdann auf das stellvertretende Opfer verwiesen und in evangelikaler Redeweise belehrt, unendliche Sünde verlange ein unendliches Opfer, und weil dies gebracht sei, wäre es ungerecht, dich noch ferner zu strafen. Dann antwortet der Verstand noch einmal: aber ich *werde* bestraft, und wenn ewige Strafe ungerecht wäre, so ist zeitliche Strafe es auch, die ganze Strafe ist eben nicht bezahlt, und trotz der Bewunderung vor dem klugen System bleiben dem Herzen nagende Zweifel. — Mir will es scheinen, der Protestantismus weise dem Verstand das Werk der Heilung zu, das nur das Herz vollbringen kann. Er kommt mit seinem Pergament, unterschrieben und versiegelt, und vermacht dir den Himmel durch eine rechtsgültige Unterschrift, zahlt seinen Betrag aus, stellt eine Rechnung auf für Schuldner und Gläubiger und beendet das ganze Verfahren durchaus geschäftsmäßig.

cr. infinite.	db. infinite.
„ „ „	„ „ „

„Und wenn dies shylockartige Geschäft nach Rubrik und Gewicht abgeschlossen, wird dir gesagt, daß auch die ausgesuchteste Grausamkeit und strengste Gerechtigkeit dir nichts mehr anhaben könne. Daraufhin überschlägt schlaue Selbstsucht den Pakt und sagt: zugegeben, ich bin gerettet! Ja, sie empfindet sogar eine Art Dankbarkeit für ihn, der an ihrer Statt die Strafe erduldet. Eine sehr niedere Art der Zuneigung, denn Liebe aus Dankbarkeit, der Strafe entronnen zu sein, ist eine armselige Liebe. Sie macht das Herz nicht weit, und da sie ihre Hoffnung nur auf ein quid pro quo gründet, ist die Buße des Sünders halb selbstsüchtig und hat selten etwas an sich von dem großartigen abandon, der — ob weislich geleitet oder nicht — die katholische Buße so charakterisiert, und die wir damit wegerklären, daß wir sie für eitel Werkdienst ausgeben. Die protestantische Buße — wo das System den Sieg behält, hält ihre Reue im Lehnstuhl ab und thut keine edle That, wie sie nur grenzenlose Liebe eingeben könnte. Der Protestant bessert sich und freut sich darüber, daß herzbrechende Reue Mißtrauen in Gott ist; er wird ein prosaischer Pharisäer, patronisiert Missionsgesellschaften und ist seines Heils gewiß, und das ist die große Hauptsache seiner Religion."

In einem andern Briefe erörtert er die Frage: „Rettet das Opfer Christi mich von den Folgen meiner Sünde?" Er sagt: „Die Frage hat zwei Seiten. Es mag heißen: löst sie die Beziehung zwischen meiner Sünde und ihren naturgemäßen Folgen — Schmerz u. s. w.? wird der Verschwender z. B. reich bleiben, nachdem er alles verschleuderte — wird dem Faulen verlorene Zeit zurückgegeben? Die Antwort lautet: Nein. Beobachte die Wirkungen. Ganz gewiß bleiben trotz des Opfers Christi alle naturgemäßen Resultate ihrer unwandelbaren Folgerichtigkeit überlassen. Die Frage kann aber auch bedeuten: Rettet mich dieses Opfer von dem was schlimmer ist als aller Schmerz, dem Gefühl von Gottes Zorn, dem Verbanntsein aus der Gegenwart seiner Schöne und Liebe? Die Antwort lautet: Ja. Verwirkliche die Gesinnung des Kreuzes — die Hin-

gabe des eigenen Willens an die Liebe; fühle das unter den bittersten Schmerzen, und kannst du noch fragen, ob die Hölle dir beschieden? kann Liebe die Hölle ertragen? den Schmerz — ja! die Todesqual — ja! Er duldete beides, aber niemals die Hölle. Das heißt erlöst sein — erlöst von Gewissensqualen, von der Neigung, das Unrecht zu wiederholen, von dem Bewußtsein, Gott zu mißfallen. Aber der Schmerz ist nicht von dir genommen, sondern verwandelt. Der Geist, in welchem du nun leidest, macht den ganzen Unterschied; er wandelt verzehrende Strafe in weise, liebevolle, bessernde Zucht, ja er wird sogar das Mittel, gerade durch seine Bitterkeit dich vor künftiger Übertretung zu bewahren und damit vor künftiger Pein. Das Leid selbst hat die Tendenz, durch den langsamen und heilenden Einfluß der Zeit sich auszuleben und sich wie das Andenken an Verstorbene zu lieber und gesegneter Wehmut zu verklären, ja selbst in eine tiefinnerliche Freude zu wandeln. Die ganze Frage gipfelt darin, wovon sind wir erlöst — von den strafenden oder moralischen Konsequenzen der Schuld? Ich behaupte von den moralischen, und dadurch thatsächlich von den strafenden; aber nur die Aneignung der Kreuzesgesinnung erlöst. Die Liebe verwandelt alles . . . . Erlösung verleiht sittliche Kraft, Demut, Liebe. Wer die besitzt der **wird** nicht erst — nein er **ist** erlöst, und alles Leid macht ihn nur edler und schließt ihm einen höheren Himmel auf. Wer da sagt: wie ungerecht, daß ich Schmerz erleiden muß, der zeigt damit entweder, daß er noch nicht erlöst worden, denn er lebt nicht in Liebe und Vertrauen, sondern mißtrauet Gott, oder daß es heißen müßte: meine Seele kann göttlich werden ohne Leiden — was ebenso klug ist wie die Annahme, wir könnten klare Sommer und Hitze haben ohne Gewitter.“

Der nächste Brief hat zur Überschrift: „‚Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?‘ Das war sicherlich der Schrei einer Menschenseele in bitterer Todesqual, von Zweifel und Anfechtung bestürmt. Was sollte es anders sein? Ist er nicht versucht worden in allen Dingen gleich wie wir? Wer sonst könnte

leiden, außer einer Menschenseele? Die Gottheit ist leidlos. Gott zürnte ihm nicht; Gott konnte der sich selbst opfernden Liebe nicht zürnen. Er konnte nicht, ohne seine Natur zu verleugnen, die Hölle, d. h. ein böses Gewissen und Reue der vollkommenen Makellosigkeit aufbürden. Christus trug die Strafe der ihm zugerechneten Sünde, anderer Sünde. Aber zugerechnete Sünde ist nicht thatsächliche Sünde, obgleich wir es beständig erleben, daß sie die Strafe derselben trägt, d. h. als solche gestraft wird. Er trug nicht nur die Strafe unserer Übertretungen. Er zertrat der Schlange den Kopf, das Böse, das uns sonst vernichtet hätte — und ihr Zahn durchbohrte ihn. Man kann eine Parallele mit Sokrates Tode ziehen inbetreff seines Märtyrertums; aber Jesu Tod war Opfer nicht nur Märtyrertum; Sokrates blieb einfach seinen Überzeugungen getreu und litt ihretwegen. Christus kam ausgesprochenermaßen, damit wir Leben haben möchten, und völligeres Leben. Ihm allein aus allen vom Weibe Geborenen wurde die Idee, den Kampf mit dem Bösen um der Welt willen zu unternehmen. Manche haben mit einzelnen Ausgestaltungen des Bösen im Kampf gelegen — in ihrem Vaterlande, ihrem Beruf — und sind in dem Kampf zermalmt. Aber er erklärte den Krieg dem Bösen nicht nur in Israel, sondern dem Bösen der ganzen Welt, dem Übel in seinen mannigfachen Erscheinungen; er rang mit ihm, da, wo es zuhause war, das Allübel. Sokrates hieß einige Arten fürchterlichster Zuchtlosigkeit gut; er war nur ein philosophischer Reformator. Christus kam nicht, um die jüdische Religion oder den jüdischen Staat zu reformieren. Er verfolgte kein derartiges System, noch fiel er als Märtyrer irgend eines derartigen Plans. Er kam, um der Sünde den Untergang zu bereiten, und sein Blick reichte hinaus über die Zeiten. Des Menschen Sohn war der Menschen Erlöser. Er litt nicht nur für eine Ansicht über die Wahrheit, sondern für die Wahrheit selbst. Das beantwortet die Frage, ob nicht einige Sünden anderer Natur sind als die, welche Christus an das Kreuz brachten. Es giebt deren keine. Sünde ist Genus, ihre einzelnen Äußerungen nur Spezies. Der von Gott losgelöste Wille ist der

Sünde Zentralprinzip. Es ist einerlei, ob sie als Heuchelei, Grausamkeit, Falschheit oder Zuchtlosigkeit auftritt; sie ist ein Teil des mächtigen Prinzips aus dem Reich, dessen Fürst an Christus nichts hatte. Thatsächlich hatten die ersten beiden vielleicht den Hauptanteil an seinem Untergang, aber das war sozusagen zufällig, nicht wesentlich. Wäre er mit Herodes in Kontakt gekommen, so wäre er wie der Täufer umgekommen, obwohl dieser nur ein Märtyrer war.

„Und wiederum, ‚die ihn kreuzigten, haßten ihn, denn ihre Werke waren böse.‘ Welche besondere Sünden kann man mit Sicherheit von diesen Vorgängen ausschließen, und wie kann man gewiß sein, daß irgend eine als Ursache nicht dabei mitgewirkt hätte? Nein, ich glaube, alle Sünden gehören zu einer Familie. Unreine Liebe ist nur eine Ausgestaltung von Haß und Grausamkeit und geht leicht dazu über; ich kann nicht behaupten, der Unreine wäre nicht auch grausam, oder der Gewaltthätige könnte nicht auch geizig sein u. s. w. Ich glaube, man kann durch solche Entwickelung logisch die Schuld jeder Gestalt der Sünde an Jesu Tode nachweisen. Er stand auf einer Seite, sie auf der anderen. Er suchte den Willen des Vaters, und alle Menschen, die ihren eigenen Willen aufrichten wollen, sind auf der Seite derer, die ihn kreuzigten. Meine Predigt über das stellvertretende Opfer (siehe die Mannheimer Übersetzung) gab zu allerlei Kritiken Anlaß, viel falscher Darstellung und vieler Bitterkeit; aber die Haupteinwände, die ich hörte, waren die Konsequenzen die man zog — ‚wenn — dann‘ — und darum kümmere ich mich nicht. Laß sie die Konsequenzen selbst ziehen. Ich stelle Wahrheiten hin. Der einzige Punkt, an den sie sich klammern konnten, war die Behauptung, daß Christus die ihm zugerechnete Sünde getragen, aber nicht den Zorn Gottes; (Robertson nennt in dieser Rede die Ansicht, als habe Gottes Zorn ein blutiges Opfer verlangt, je unschuldiger desto besser — heidnisch, brahminisch, und bezeichnet diese Vorstellung als ein ungerechtes Auskunftsmittel.) Auf dem Punkt stelle ich mich jedem Angriff. Sie haben keine Silbe, um ihre Behauptung zu unterstützen. Die-

selbe ist so gewiß ein Anhängsel der Schrift, wie jemals der Katholicismus eins ersonnen hat."

„‚Wenn Gott die Liebe ist, warum bedürfen wir dann noch eines Mittlers?' — Ich meine die beste Antwort ist: ich weiß es nicht; — noch weiß ich warum, da Gott die Liebe ist, unser Lebenseintritt erst durch mütterliche Schmerzen vermittelt werden muß, noch warum Leiden die notwendige Bedingung dessen, das wirklich Segen zu heißen verdient. Warum werden Wissen, Zivilisation, Gesundheit nur durch harte Arbeit anderer für uns, d. h. durch Vermittelung errungen? Ich weiß nur, daß dem so ist und daß dies ein unwandelbares Gesetz, dessen Schönheit ich undeutlich erkenne und am deutlichsten immer in den Augenblicken, wo ich am wenigsten irdisch empfinde und edle Gesinnung unendlich höher stelle als körperliches oder auch seelisches Wohlsein. Nun ich das Gesetz des Universums darin erkenne, bin ich bereit, es auch im Sühnopfer anzunehmen und zu glauben, als Teil des göttlichen Regiments, als einer philosophisch wie theologisch geforderten Notwendigkeit. Es bildet keine Ausnahme des großen Systems, sondern steht damit im vollkommensten Einklang."

Über die Sonntagsheiligung, oder wie es nach dem Englischen heißt, die Sabbatfrage, hat Robertson mehrfach gepredigt. Aus den folgenden Briefen wird deutlich ersichtlich, wie sehr er in Gegensatz trat zu den in England herrschenden Ansichten. Er schreibt:

„Ich hatte eine Unterredung mit Herrn N. über die Regulierung der Sonntagsfrage inbetreff der Eisenbahnzüge und des Briefaustragens, worüber morgen eine Versammlung stattfinden soll. Ich betonte die Schwierigkeit der Frage, er fand sie leicht zu lösen. Ich führte als Beispiel an, wenn ich Sonnabends zu spät zum letzten Zuge käme, was ich da thun solle, wenn Sonntags früh kein Zug gehe? — Der unschätzbare Wert eines Tages körperlicher Ruhe und geistiger Sammlung steht ja fest. Aber die Einzelheiten des

— Wie — müssen je nach den Verhältnissen geregelt werden. Matrosen müssen Sonntags an Bord arbeiten; Schiffe müssen einlaufen, Schlachten geschlagen, wichtige Nachrichten verbreitet werden. Leben und Tod, oder was gleichbedeutend — Besitz wird oft auf dem Spiele stehen, wenn die Geschäfte und ein großer Teil der Korrespondenz eines großen Landes in der Hauptstadt und allen Provinzialstädten plötzlich stille steht. An zwei Tagen in der Woche würde keine Briefausgabe erfolgen. Die Frage wiegt nicht leicht, denn auf der andern Seite ist die Zwangsarbeit so vieler Tausende am Ruhetage beinahe dasselbe, wie Ersticken des religiösen Lebens in der Seele. Ich fühle aus gewissester Erfahrung die ewige Verpflichtung der Sonntagsheiligung, wegen der ewigen inneren Notwendigkeit des Sabbats. Ohne ihn welkt die Seele; sie gedeiht in dem Maß, als sie ihn treu hält. Ja, ich glaube sogar, daß die strenge Sitte des puritanischen Sabbats eine großartige Wirkung auf die Seele übt. Man stelle sich einen Menschen vor, der nur auf sich beschränkt — dem Musik, Erholung, Litteratur und weltliches Gespräch nicht erlaubt — der allein auf seine Bibel, seine Seele und Gottes Stille angewiesen ist. Was für eherne Naturen muß dies System erzeugt haben! Wie verschieden von unserer gepolsterten Armstuhlreligion und unserem ‚Evangelium der Behaglichkeit‘, als ob Behagen das große Endziel der Religion wäre! Ich bin trotzdem überzeugt, daß der Sabbat sich nicht auf das Gesetz gründen muß, sondern auf die Bedürfnisse menschlicher Natur. Er ist notwendig, nicht weil geboten, sondern geboten, weil notwendig. Wenn die Bibel sagt: du sollst das Kraut auf dem Felde essen, so wird Selbsterhaltung nicht Pflicht infolge des Gebots, sondern das Gebot ist nur der Beweis dafür, daß Selbsterhaltung ein Gesetz unserer menschlichen Natur ist. Und dasselbe gilt vom Sabbat und scheint mir ein wahrerer und viel unerschütterlicherer Beweisgrund. Denn von einem großen Teil des Gebots hat man sich schon dispensiert. Der Tag, die Art ihn zu heiligen, die Berechnung der vierundzwanzig Stunden von zwölf bis zwölf, statt von Sonnenuntergang zu Sonnenuntergang, ist neugestaltet. Wenn

dies nur formelle Dinge sein sollen, wer will da beweisen, das Aussondern jedes siebenten Tages könne nicht umgeändert werden in jeden zehnten Tag? Würde dies alles aufgegeben, und das ‚kein Werk thun‘ so ausgelegt, daß warmes Mittagessen und Spazierfahrten im Wagen erlaubt sind, dann ist es nur Willkür, von einer andern Seite oder selbst vom ganzen Gebot, als von einer ewigen, moralischen und nicht nur formellen Verpflichtung zu sprechen. Man kann die Sonntagsheiligung nicht auf ein Gesetz gründen, aber nachweisen, daß das Gesetz auf ewiger Zweckmäßigkeit ruht. Und dieser Grundlage wird es nie enthoben werden können.“

Es war einige Jahre später, im Jahre 1852, als in Brighton große Aufregung über diese Frage entstand; bei Gelegenheit der zugunsten des Volkes beabsichtigten sonntäglichen Öffnung des Krystallpalastes zu London. Man erblickte hierin Gefahr für das Christentum, zu deren Abwendung man Versammlungen hielt und schließlich eine Adresse verfaßte, welcher Robertson — um seine Unterschrift ersucht — sich nicht anschließen konnte. Er sah sich veranlaßt, eingehend über die entstandene Frage zu predigen und war mit seiner Predigt zufrieden, was ihm selten begegnete. In folgendem Brief ist der Inhalt dieser Predigt und seine Ansicht über die Frage zusammengedrängt:

„Ich versuchte darzuthun, daß nach Paulus Urteil der Sabbat aufgehoben worden, weil er (Kol. 2, 16. 17.) es ausspricht, es sei ‚der Schatten von dem, das zukünftig war, dessen Körper selbst Christus‘. Der jüdische Sabbat ist einem größeren, weiteren, geistigeren Sabbat gewichen: der Ruhe des Volkes Gottes, einem Leben, das Gott nicht teilweise, sondern als Ganzes verlangt, als ein fortwährendes Opfer.

„Diesen aufgehobenen Sabbat der Menschen Gewissen wieder aufzudrängen, als ihrem Heil unerläßlich, hält Paulus für ein Aufgeben des Geistes Christi (Gal. 4, 10. 11.). Trotzdem steht es der Kirche zu, Tage und Zeiten zu bestimmen, je nachdem es ihr nötig scheint, einerseits um Abhilfe ihrer Schwachheit, anderseits

um einen Ausdruck ihrer Liebe zu gewinnen. Immer aber unter der Voraussetzung, daß sie den Gewissen der Menschen nicht als unerläßlich aufgebürdet werden.

„Solchen Tag setzte sie in sehr früher Zeit u. a. fest — den Tag des Herrn. Aber dies war nicht Übertragung des jüdischen Sabbats von Sonnabend auf Sonntag, sondern es ging hervor aus dem großen christlichen Prinzip, das alles Leben in Beziehung setzt zu dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn der Kirche. Und so wurde die Zeit in Abschnitte geteilt, in längere und kürzere, in Wochen und Jahre, deren jeder den Tod, den alle täglich sterben, und die Auferstehung, in der alle täglich auferstehen, darstellten.

„Auf Freitag und Sonntag, Charfreitag und Ostern, wurden alle Epochen in Beziehung gebracht.

„Ich halte diese Einrichtung des Tages des Herrn für eine ganz köstliche und gesegnete, deren man sich nur mit Gefahr entäußern könnte; ich glaube, daß niemand, der sein Volk lieb hat, Maßregeln, die ihn diskreditieren, oder unsere englischen Anschauungen darüber umwerfen könnten, ohne Besorgnis und Furcht ansehen wird.

„Der Apostel Paulus modifiziert seine weitherzige Anschauung über den aufgehobenen Sabbat, insofern er eine religiöse, gewissenhafte Sabbatsheiligung anerkennt. ‚Einer hält einen Tag vor dem andern; der andere aber hält alle Tage gleich. Ein jeglicher sei seiner Meinung gewiß. Welcher auf die Tage hält, der thut es dem Herrn.‘ (Röm. 14, 5.) Dies modifiziert er wiederum durch die nachdrückliche Forderung, daß, wer den Sabbat nicht heilige, es nur aus religiösen Gründen und des Gewissens wegen, und nicht aus Zuchtlosigkeit und Freigeisterei thun dürfe: ‚Welcher nichts darauf hält, der thut es auch dem Herrn‘.

„Hieran knüpfte sich meine erste Einwendung gegen den Geist, aus welchem heraus die sonntägliche Öffnung des Krystallpalastes vorgeschlagen wurde. Der Vorschlag beabsichtigt ein Nichthalten des Sabbats, aber kein religiöses, keins, das dem Herrn geschähe. Er geht nicht hervor aus der herrlichen Anschauung vom Christenleben

als eines großen Sabbats, sondern aus Laxheit, Gleichgültigkeit und Lust am Gewinn. Wenigstens fürchte ich dies, weil es als Spekulation hingestellt wird.

„Meine zweite Einwendung geht nicht sowohl gegen die Sache selbst, als gegen die Gründe, die für sie vorgebracht werden — gegen die Annahme, als ob Bildung dem Volke dasselbe gewähre wie das Christentum. Es ist mir sehr viel daran gelegen, daß das Volk menschlich und gesittet werde; aber ich kann meine Augen nicht vor dem, was die Geschichte lehrt, verschließen, daß die Künste, wie Malerei, Skulptur, Musik, Poesie, an sich nicht die Völker veredelten, sondern oft ihren Verfall herbeiführten.

„Die Anbetung des Schönen ist nicht Anbetung des Heiligen, und deshalb halte ich das Gerede, als ob Galerieen und Museen das Werk vollbringen könnten, was nur das Kreuz Christi vermag, und als ob derartige ästhetische Genüsse als die wahre und rechte religiöse Anwendung der Ruhe hinzustellen wären, nur für falsche Sentimentalität. Aber trotz alledem widersetze ich mich energisch jedem Versuch, durch Petitionen oder gesetzliche Maßregeln den Krystallpallast Sonntags zu schließen, aus folgenden drei Gründen, die ich in meiner Predigt auch deutlich hervorzuheben beabsichtigte.

„1. Es wäre eine Rückkehr zum Judentum, durch menschliche Verordnung aufzwingen zu wollen, was bereits Paulus für aufgehoben erklärt. Ich mag die wahrscheinlichen Tendenzen der neuen Maßregel noch so sehr beklagen; trotzdem kann ich nicht versuchen, durch das Gesetz dem armen Mann seine Erholung in öffentlichen Gärten und Bildergalerieen zu verbieten, die der Reiche sich vollauf in Privatgärten und Privatsammlungen ohne jeden Protest der Geistlichkeit gestattet.

„2. Weil strenge und einschnürende Gesetze das Gewissen schädigen. Wer Gebote über das Wesentliche hinaus vermehrt, reizt die Gewissen zu Üebertretungen. Denn es ist ein Vergehen, wenn jemand thut, was er für unrecht hält, sei dies auch nicht unrecht in abstracto. Deshalb spricht der Apostel Petrus gegen

das ‚Auflegen des Jochs auf der Jünger Hälse, welches weder unsere Väter noch wir haben mögen tragen‘. (Ap. Gesch. 15, 10.) Und deshalb spricht der Apostel Paulus von ‚den sündlichen Lüsten, welche durch das Gesetz sich erregen‘. (Röm. 7, 5.) Ich bin überzeugt, vieler Abfall ist auf das harte, strenge Halten des Sabbats zurückzuführen, und andere werden zur Unterwerfung veranlaßt, nur um nicht für Ungläubige zu gelten. Mancher Verbrecher wird auf dem Schaffot sein erstes verbrecherisches Abweichen auf derartige Einengungen zurückführen und auf das Gefühl von Hoffnungslosigkeit und Trotz, das ihn erfaßte, als er sie einmal übertreten.

„3. Und endlich verweigere ich, solche Petition zu unterzeichnen, weil das Erheben eines ‚positiven Gesetzes‘ d. h. eines (wie das jüdische Sabbatgesetz) für zeitweilige und bestimmte Zwecke verordneten — zu dem Range eines moralischen, äußerlich bindenden Gesetzes immer der erste Schritt gewesen ist, die Ehrfurcht vor dem moralischen zu lockern. So wachten die Pharisäer sehr gewissenhaft über dem Verzehnten von Till, Minze und Kümmel, aber um Gerechtigkeit, Gericht und Wahrheit kümmerten sie sich wenig. Sie waren wutentbrannt über die Übertretung des dritten Gebots, aber erlaubten dem Menschen, so stolz, selbstsüchtig und tyrannisch zu sein, wie er wollte. Und in derselben Weise geht die Tendenz heutzutage dahin, sehr indigniert zu sein über einen Armen, der den Sonntag Nachmittag im Kaffeegarten zubringt, während man sich über wirklich verdammenswerte Sünden der gesellschaftlichen Zustände wenig ereifert. Warum predigen sie keinen Kreuzzug gegen die Vornehmen, die Sonntags im Park spazieren fahren? Warum darf Herr B., ohne das dritte Gebot zu übertreten, zweimal Sonntags zur Kirche fahren, aber ein armer Mann nicht seine Karre schieben? Warum sind die zwei bis drei Stunden, die der vornehme Lord abends bei Wild, Champagner, Dessert und Kaffee verbringt, keine Übertretung des Gebots; während dieselbe Zeit, die der Handwerker bei Käse und Bier in einem öffentlichen Garten zubringt, Gottes Gericht über das Land herabziehen soll?

Und dabei ignoriren sie stillschweigend die Thatsache, oder sind zu höflich, um Notiz davon zu nehmen, daß vier Fünftel unserer männlichen Bevölkerung, ehe sie heiraten, im Konkubinat leben! Warum strecken sie in frommem Entsetzen die Hände gen Himmel, wenn Sonntags ein Zug vorüberbraust, während mehr als ein Frommer regelmäßig, es mag schönes oder schlechtes Wetter sein, Sonntags zur Kirche fährt?

„Weshalb halten sie es für ein Verbrechen, daß ein Polizist sich am Sabbat der allgemeinen Wohlfahrt opfert, wenn ihre Dienstboten sich opfern müssen — falls das Opfer heißen kann — ihre Betten und Stuben fertig zu machen, ihnen überflüssige warme Speisen zu kochen ꝛc. ꝛc. — gewiß nicht Werke der Notwendigkeit noch der Barmherzigkeit, welche, ihren Worten nach, allein erlaubt sein sollen? Warum kämpfen sie nicht gegen Verleumdung, gegen Klatschsucht, gegen den Hochmut der Gesellschaft, diese Verbrechen der höheren Stände? Warum sind sie nur dann so empfindlich, wenn die Entheiligung des Sabbats in vulgärer Form auftritt? Weil, wie ich schon gesagt, skrupulöses Halten auf ‚positive Gesetze‘ gewöhnlich heruntersinken läßt zu Laxheit inbezug auf die ewigen Gesetze von recht und unrecht. Es ist derselbe Geist, den unser Herr an den Pharisäern so scharf rügte. Und Leute wie N. besteigen die Tribüne und nehmen ruhig das Recht für sich in Anspruch, die Frommen zu sein, und behaupten, daß alle, die mit ihnen nicht übereinstimmen, ob sie in der ‚Times‘ schreiben, ob sie Sir Robert Peel heißen, oder die ‚traurigen Ausnahmen‘ sind, zu denen ich gehöre, Neologen oder gedungene Skribenten seien! Lieber tausend Sabbate entheiligen, als so lügen und verleumden!

„Aus all diesen Gründen bin ich gegen die Petition, ja sogar sehr dagegen. Außerdem, obwohl ich eifersüchtig und argwöhnisch die Neuerung inbezug auf den Krystallpalast bekämpfe, ist es mir noch nicht gewiß, ob darin nicht ein Fortschritt liegt gegen die Weise, in welcher die ärmeren Klassen jetzt ihre Sonntage verbringen.“

Robertson selbst, um niemandem Anstoß zu geben, erfüllte alle Gerechtigkeit formaler Sabbatsheiligung und ging lieber zehn engl. Meilen zu Fuß, wenn er auswärts zu predigen hatte, als daß er gefahren wäre. Zur Ergänzung seiner theologischen und religiösen Ansichten folgen hier Briefe verschiedenen Inhalts. In dem nächsten beantwortet er die Fragen nach Gedankensünden.

„Ich glaube, manche Personen sündigen aus den von Ihnen angeführten Gründen: weil sie sich durch einen bösen, widerstandslos bei sich gehegten Gedanken so schwer versündigt hatten, wie sie konnten, sahen sie keinen Grund, vor der That zurückzuschrecken. Selbst wenn eine solche Beweisführung ehrlich gemeint wäre, so beruhte sie auf völligem Mißverstehen der einschlagenden Stellen. Der Erlöser sagte zu Menschen, die sich für tadellos in ihrem Wandel hielten, viele unter ihnen würden die Sünde begangen haben, wenn sie Gelegenheit oder den Mut dazu gehabt hätten. Sie in Gedanken und Begierden aufgenommen zu haben, stellte sie imgrunde auf eine Stufe mit den Sündern, über welche sie sich erhaben glaubten. Aber es ist zweierlei, zu behaupten: Der Mensch, der ein Verbrechen begehen möchte, wenn er könnte, ist (indem er es im Herzen hegt) so schuldig, als hätte er es wirklich begangen; und zu sagen, daß eine Person, die Gelegenheit zum Bösen gehabt und sich selbst überwunden — z. B. das Leben des Feindes geschont hat, als sie im Begriff war, es zu nehmen — so schlecht sei, als habe sie es gethan. Der Unterschied ist ganz einfach; der eine würde sündigen, wenn er könnte, der andere hätte gekonnt und wollte nicht. Der große Streit zwischen Christus und dem Judentum betraf den Wert der Handlungen. Sie hielten dafür, daß, wenn sie nicht ‚Wucherer und Ungerechte‘ ꝛc. gewesen, sie dies berechtige, Gott zu danken, daß sie nicht ‚wären wie andere Menschen‘. Er dagegen lehrte, daß eine Handlung ihren Wert nur erhalte durch den Geist, in dem sie geschähe. Die Gesinnung gebe dabei den Ausschlag. ‚Aus dem Herzen kommen arge Gedanken.‘

„Unter denen, die sich da selber rühmten, waren viele derselben

Sünden schuldig, die sie verdammten. ‚Welcher unter euch ohne diese Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie.‘ Ist nicht mancher ein Mörder, der sich nie am Leben eines anderen vergriffen, aber im Herzen wieder und wieder gemordet hat mit tödlichem Haß? Der Beweis dafür, ob er ein Mörder oder nicht, wird erbracht, wenn er den Feind in seiner Gewalt hat, wo die Gefahr der Entdeckung ausgeschlossen scheint, wenn nur der eigene Wille und das Gewissen seine That lenken. David befand sich in solcher Möglichkeit und Saul auch. Keiner erschlug den andern, aber Saul schleuderte seinen Wurfspieß in recht ernstlicher Absicht, und David schonte im letzten Augenblick noch Saul wie Nabal. Wer war nun der Mörder? Wer hatte den andern im Herzen wirklich erschlagen? Und bilden Sie sich ein, David hätte ebenso gut den beiden Männern das Leben nehmen können, da er es beabsichtigt hatte? Wir haben das Gleichnis von dem Sohn, der zu seinem Vater sprach: Ich gehe nicht; und hernach ging. Die Entschlossenheit zum Ungehorsam war da. Nehmen wir an, er habe dieselbe nicht umgekehrt und aufgehoben durch sein verändertes Benehmen? Christi Auslegung nach that jener Sohn den Willen seines Vaters. Es ist nirgend gesagt, daß die Gedankensünde der Thatsünde gleich stehe. Nur, daß die Thatsünde in Gedanken sich vollzieht, soweit der Gedanke reicht. Ich behaupte natürlich nicht, daß beabsichtigte Sünde etwas Geringes sei. Ich sage nur, daß viele Schritte dazu erforderlich sind, und ehe die Sünde zur That geworden, bleibt immer noch ein Schritt bis zur letzten Schändlichkeit übrig, mit den Ausnahmen, die Christus so oft erwähnt, wo nichts als die Umstände und nicht das Herz — die Ausführung hindern. Von diesem Worte müßten so manche prüde und im Geruch der Heiligkeit stehende Persönlichkeiten sich getroffen fühlen, die in frommem Erstaunen die fleckenlosen Hände emporheben über das, was sie selbst gern thäten, wenn sie es nur wagten. Ja, ich glaube, eine verborgene Hinneigung zur Sünde liegt der Hälfte alles richtenden Eifers um Moralität zugrunde; ein geheimer Reiz und Neid denen gegenüber, die genossen haben,

was sie nicht wagen. Ich bin fast überzeugt, daß dies der Grund der Schärfe ist, die Frauen ihrem eigenen Geschlecht gegenüber an den Tag legen. Neid macht sie so giftig. — Ein wunderbares Gefühl von Inspiration weht in „Timon von Athen‘, es ist darin ein Eindringen in den Kern der Wahrheit, das vollkommen erschüttert durch die zugrunde liegende Menschenkenntnis. Ich kann kaum wagen, es anzuführen. Aber schon als Knaben brachte es mich zum Nachdenken.“

Über das Gebet (siehe die im Anhange darüber mitgeteilte Rede) hat Robertson sich wiederholt eingehend ausgelassen und, wie dies seine Art ist, seine eigenen Ansichten mehrfach modifiziert. In folgendem Brief bespricht er zugleich das Problem von Freiheit und Notwendigkeit:

„Ich muß mich sehr schlecht ausgedrückt haben, denn Sie haben das, was ich übers Gebet sagte, nicht verstanden. Ich meinte keineswegs, daß die Veränderung des Herzens nicht durch Gebet erlangt werden könne, ich sagte nur, daß Simons des Zauberers Bauen auf Petri Gebet mit seinem übrigen Benehmen in Einklang stand und einem Geist entsprach, der auf wunderbare magische Wirkungen äußerer Handlungen rechnete. Geld, Auflegung der Hände, Gebet — alles war ihm dasselbe, etwas, das unabhängig vom Charakter geleistet werden konnte; alles andere, nur nicht innere, moralische Anstrengung. Gebet bedeutete für Simon nichts als einen Zauber; er hielt es für eine Reihe gewisser kabbalistischer Worte, die wirksam zu machen, Petrus das Geheimnis besaß. Ich glaube, es ist ein großer Unterschied, ob Simon selbst betete, oder einen andern für sich darum anging.

„Das letztere geschieht natürlich in rechter Weise auch bei Christen; aber in dem Munde eines Simon, mit seinem ganzen Charakter zusammengehalten, ist solch Begehr nur Aberglauben (Apostelgesch. 8, 24). Ich glaube auch bestimmt, daß die Zuversicht, welche viele Leute auf die Fürbitte anderer setzen, von derselben Art ist. Sie werden, wie ich selbst beobachtet habe, zu dem

trägen Gefühl verleitet, als vollziehe sich dabei außerhalb der Sphäre ihres Bewußtseins eine geheimnisvolle Wandlung, bei der sie interessiert sind, und deren Resultat ihnen eines Tages ganz bequem in den Schoß fällt. Dies ist nur Glaube an einen Zauber.

„Es ist auch möglich, daß des Menschen eigenes Gebet diesen Charakter annehmen kann und dann nicht viel geistlicher ist, als das Drehen der Metallscheibe des Kalmüken, auf der ein Gebet eingegraben steht. Das Gebet der Pharisäer, die meinten, sie würden erhöret, wenn sie viele Worte machten, war ohne Frage von dieser Art. Überall, wo das Beten in Gebeteherſagen entartet, in gemessene und gezählte Formeln sich verliert, zur Handlung wird, statt Äußerung des inneren Lebens zu sein, findet meiner Meinung nach dasselbe statt. Nur in diesem Sinn würde ich sagen, daß die Seele sich nicht durch ihr Gebet mit dem Geist Gottes vereinigen könnte.

„Mit dem andern Teil Ihrer Frage — wo die innere Umwandlung beginne — berühren Sie einen Punkt, dessen befriedigende theoretische Lösung ich für unmöglich halte, obwohl es nicht so schwer scheint, ihn sich praktisch selbst zu beantworten. Die Frage berührt thatsächlich die große Schwierigkeit der Verbindung von Freiheit und Notwendigkeit.

„Eine der besten Antworten, die hierauf gegeben werden können, fand ich, wie folgt, kürzlich in einem Buch:

„Was veranlaßt den Menschen zuerst, sich an Gott zu wenden? Ohne Frage der göttliche Geist, der ihn sucht; dessen Suchen aber auch eine dementsprechende Anstrengung von unserer Seite bedingt. Ich glaube fest, daß der universale Geist — ‚nicht ferne von einem jeglichen unter uns‘ — uns alle sucht; und in dem Punkt der Vereinigung, wo der Wille des Endlichen durch den Willen des Unendlichen umgestaltet wird und ihn freiwillig zu seinem eigenen macht, liegt die Antwort auf die tiefe Frage, die Sie stellen: Was veranlaßt den Menschen zuerst, sich an Gott zu wenden?

„Ich verzweifle daran, daß jemals eine klarere Antwort darauf

gefunden werden wird, als diese, die den Gegenstand selbst unerforscht läßt. Denn es schlummern da noch tiefere Tiefen, als bis zu denen die gründlichsten Geister bis jetzt hinabgedrungen. Früher war mir diese Frage eine Qual, hemmte meine Energie und gab mir das lähmende Gefühl, nur eine Maschine zu sein, die unter dem Truge frei zu sein arbeitete. Nun habe ich mich ziemlich zur Ruhe gegeben mit der praktischen Lösung der Frage, mit Ausnahme solcher Momente, wo der Gedanke im Dunkel schweift, losgelöst ist von der Arbeit — dieser von Gott verordneten Augensalbe gegen die blindmachenden spekulativen Neigungen.

„Die Antwort, an der ich mir genügen lasse, ist diese: die Vernunft sagt mir, daß ich ein Blatt sei, von dem Odem des Geisteswindes umhergeweht, wie und wo er will. Ich prüfe diese Schlußfolgerung Schritt für Schritt aufs neue und finde sie fehlerlos. Nichts umgiebt mich, als eine furchtbare Prädestination. Jede Handlung meines vergangenen und zukünftigen Lebens ist äußerlich wie innerlich notwendig. Das Resultat ist unumstößlich — ich handle danach — und sehe sofort, daß ich mich praktisch geirrt habe. Ich kann nicht handeln bei der Vorstellung eines Verhängnisses, — des Wollens beraubt — ohne mein ganzes Sein zu schädigen. Meine Neigungen erlahmen, all' mein Handeln gerät in Unordnung. Ich finde daher, daß diese Ansicht, theoretisch wahr, ins Leben übersetzt, praktisch zur Lüge wird. Nun sagt mir auf der andern Seite das Gewissen, daß ich frei bin. Ich soll Gott suchen. Ich soll nicht unthätig daliegen und warten, ob das Wasser sich bewegen werde, sondern der Stimme in mir gehorchen, welche ich als göttlich erkenne, und die da spricht: Stehe auf, nimm dein Bett und gehe heim. — Meine Vernunft befindet sich in Widerspruch mit meinem Gewissen; aber ich soll handeln nach dem Gewissen. In Dingen der Pflicht habe ich daher eher dem Gewissen als der Vernunft zu gehorchen. Ich glaube der Stimme, die da sagt: ‚Du kannst Gott suchen und ihn finden,' mehr als der andern, die spricht: Armes Opfer deiner Einbildung, du kannst dich nicht regen, du kannst nur war-

ten! — Dies ist die beste kurze Antwort, die ich auf Ihre Frage ‚geben kann'".

Schon im Anfang seiner Wirksamkeit in Brighton wurde Robertson häufig interpelliert, von wohlmeinenden Freunden sowohl als von übelwollenden Gegnern, über alle möglichen Ketzereien, die in seinen Lehren enthalten sein sollten. Auf viele geht er in ausführlichen Briefen ein, mit der größten Sanftmut und dem Bestreben, sich verständlich zu machen. So z. B. auf die Angriffe, daß er Judas verteidigt und seine Schuld abgeschwächt habe, indem er dieselbe im Unglauben erblickte, aus welchem Verrat und Selbstmord nur hervorgehen konnte.

Ferner, daß er mit seiner Auffassung, Christus sei in allen Dingen wie wir versucht worden, seine Sündlosigkeit in Frage gestellt habe. (Siehe im Anhang „das Mitleiden Christi.")

Auf den Vorwurf, er sei in deutscher Neologie befangen, schreibt er:

„Dies ist eine sehr einfache und bequeme Beschuldigung, um jedes ernste Forschen von vornherein zu verdächtigen. Ein Wink genügt, etwas sei deutsch, um es als gefährlich hinzustellen. Zur Reformationszeit sprachen sie so von Griechisch und Hebräisch. Ein katholischer Priester sagte dazumal: Griechisch ist eine neue, eben entdeckte Sprache, die voller Ketzereien steckt. Und wer gar Hebräisch studiert, wird sofort ein Jude. — Genau dasselbe wird heute von der deutschen Sprache behauptet. Die Engländer scheinen zu glauben, der Erlöser sei nur um ihretwillen gestorben, und das Licht scheine hier allein. Sechzig Millionen Geschöpfe Gottes sprechen aber deutsch und können die Theologie nur in deutscher Sprache auffassen. Wehe denen unter uns, welche die englische Theologie nicht haben, obwohl dieselbe leider nur ein schwacher Wiederhall dessen ist, was in seiner ganzen Frische vor dreihundert Jahren aus Deutschland herüberkam! Aber die Eigentümlichkeit jenes Vorwurfs besteht darin, daß, die ihn erheben, wenig Kenntnis der Sachlage besitzen und nicht einmal wissen, daß die Hetero-

doxie in Deutschland gegenwärtig nicht verneinend auftritt und die Negation auch dort sogar verpönt ist. Ihnen gilt alles gleich: Negation, Rationalismus, Mystizismus, Mythenwesen, Pantheismus, und ein Vorwurf ist soviel wert als der andere, denn alle sind unbestimmt und dunkel."

(Robertson hatte eine warme Wertschätzung der deutschen Theologie. Er spricht mit größter Anerkennung von J. P. Lange's „Leben Jesu" und Neanders Schriften; seltsamerweise scheint er nie mit Schleiermacher bekannt geworden zu sein.)

Der obige Brief fährt fort:

„Zu leben im Vertrauen auf Gott, das Rechte zu thun und zu sagen, weil es liebenswert, es wagen, der Herrlichkeit unverhüllter Wahrheit in das Angesicht zu schauen, ohne dasselbe mit einem falschen Schleier zu verhüllen, der Kinder und alte Weiber durch unbestimmtes und geheimnisvolles Dunkel schreckt; seinen Wandel zu führen in Liebe und nicht in Furcht: — das ist das Leben eines wahren, tapferen Menschen, dem Christus und Christi Gesinnung die Wahrheit bedeutet, nicht aber das Geschrei der weltlichen Menge, noch der frommen Welt, zwischen denen heutzutage leider ebenso wenig Unterschied stattfindet wie in der Pharisäer Tagen. Oder, falls eine Verschiedenheit bestünde, so wissen wir, wer es gesagt hat, daß die Welt der Sünder in dem Gefühl ihrer Blindheit eher in der geringeren Gefahr schwebe."

(In Anknüpfung an Judas Selbstmord, fährt der Brief fort:)

„Der Hauptunterschied zwischen den beiden sich entgegenstehenden Ansichten über Selbstmord ist der: die eine sagt, die Hölle, oder noch Ärgeres ist dir beschieden, wenn du wagst, dich selbst zu töten. Ich würde lieber sagen: traue auf Gott, und glaube an ihn als die Liebe, dann ist Selbstmord unmöglich. Wäre das andere Argument das einzige, das uns vor fünfzig Selbstmorden täglich bewahren könnte, ich würde es nicht anwenden; denn Vortrefflichkeit nur aus Furcht, ist gar keine Vortrefflichkeit. Ich stimme mit jeder Fiber meines Herzens dem Ausspruch des edlen Denkers Milton zu.

„Wenn ich die Wahl hätte, würde ich hundertmal ein Körnchen freiwilliger Entschließung zum Guten jeder erzwungenen Hinderung des Bösen vorziehen. Denn Gott schätzt das Wachstum und die Vervollkommnung eines sittlich tüchtigen Menschen sicherlich höher, als die nur äußerlich aufgezwungene Bändigung zehn lasterhafter Menschen.

„Ich glaube, die eine große Lektion, die wir lernen sollen, — wie mir dies täglich gewisser wird — lautet: Gott und meine Seele. Es giebt nichts außerdem in der Welt, dem ich in Wahrheit trauen könnte. Niemand sonst sind wir verantwortlich, nur ihm und seiner Stimme in uns. Von allem anderen müssen wir absehen und uns einzig auf ihn berufen, nur nicht in so stolzer Weise, wie wir dies oft zu thun versucht sind; wie ich bei dieser Gelegenheit vielleicht auch gethan — ja, in Unabhängigkeit, aber nicht in Stolz.“

Kapitel IV.

[Charakteristik seiner Predigtweise — Gegner und Widerspruch — Wahrung seines Standpunktes — Angriffe frommer Damen — Briefe an ein Gemeindeglied über Zweifel — Seine Isolierung.]

Robertson hielt seine erste Predigt in Brighton am 15. August 1847, über ein Lieblingsthema:

„Die Juden fordern ein Zeichen, und die Griechen fragen nach Weisheit, wir aber predigen Jesum Christum den Gekreuzigten."

Gleich diese erste Ansprache erregte Kritik sowohl wie Interesse. Als seine eigentümlichen Ansichten allmählich deutlich hervortraten, verließen viele der bisherigen Besucher die Kirche, aber ihre Plätze wurden bald von andern eingenommen. Unter seiner Kanzel sammelten sich denkende, strebsame Männer aus allen Teilen der Stadt. Solche, die an den großen, die Welt und die Menschheit bewegenden Fragen thätigen Anteil nahmen, wurden angezogen durch seine umfassende, einsichtsvolle Kenntnis der Geschichte und die Kraft, mit welcher er das Christentum auf die sozialen Probleme der Gegenwart anwandte. Junge Leute folgten begierig seiner feinen, von tiefer, psychologischer Weisheit zeugenden Darlegung des Menschenherzens und seiner Konflikte gegenüber den religiösen Fragen, die heute noch der Lösung harren und damals eben anfingen, die Gemüter zu bewegen. Dienstboten, die nicht so leicht einen geistvollen Prgdiger würdigen, fühlten sich gleichermaßen ge=

fesselt und thaten sich — um ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen — schon nach fünf Monaten in großer Zahl zusammen, um ihm zum ersten Christfest, das er in Brighton feierte, eine Anzahl Gebetbücher für den kirchlichen Gebrauch in seiner Gemeinde zu verehren. Auch Leute, die sonst keine Kirche besuchten, Freidenker, ja selbst Juden waren unter seinen Zuhörern zu finden, — kurz: dieselbe Art kosmopolitischer Zuhörerschaft, die sich heute noch, nur in weit größerem Umfange, um seine nachgelassenen Schriften sammelt und der längst verklungenen Stimme darin mit derselben Spannung folgt, wie einst der Hörer der lebendigen Rede. Die Kirche wurde bald zu klein für die große Zuhörerschaft, die Sonntag für Sonntag bis weit hinaus vor den Thüren stand und den eindringlichen Worten dieses Mannes lauschte, der ihnen doch oft sehr herbe Wahrheiten sagte. Die Macht seiner Beredsamkeit beruhte zum großen Teil auf einem ihn selbst innerlich fast verzehrenden Feuer. Die Ideeen konnten ihn so fortreißen, daß man versucht war zu sagen, nicht er beherrschte sie, sondern sie nähmen ihn vielmehr in Besitz. Und doch bewahrte er auch auf diesem Punkt der Erregtheit die vollkommenste Herrschaft über sich selbst. Seine Haltung auf der Kanzel war ruhig; manchmal erhob er langsam die Hand; andere Male beugte er sich vornüber und ließ die Hand über das Pult herabhängen; zuweilen richtete er sich plötzlich zu seiner ganzen Höhe auf, wie emporgeschnellt von der Macht des Gedankens, den er aussprach. — Sein Organ war äußerst melodisch, tief, klar und weittragend; — wenn er die Stimme erhob, was selten geschah, war es ein Klang, vergleichbar dem Hallen einer großen Glocke. Es kam häufig vor, daß seine Stimme unter der Macht des zurückgedrängten Gefühls bebte.

Gegen Ende seiner Wirksamkeit pflegte Robertson fast regungslos, in gerader Haltung, auf der Kanzel zu stehen, die Hände ruhig herabhängend oder den Talar fassend. Die hohe, abgemagerte Gestalt und das feine durchgeistigte Antlitz erschienen, während er sprach, wie Alabaster, von innerem Feuer durchglüht.

Seine Predigten schrieb er meist erst des Montags aus dem

Gedächtnis, einem fernen Freunde zuliebe auf, und das erklärt die teilweis skizzenhafte Aufzeichnung. „Selbst in der mangelhaften Form, in der wir sie heute besitzen", äußert sich indes nach Robertsons Tode ein Freund darüber, „sind sie Blüte und Wunder moderner Kanzelberedsamkeit".

„Von ungewöhnlich durchsichtiger Ausdrucksweise offenbaren sie zugleich eine hohe Vereinigung von analytischem Vermögen einerseits und konstruktiver Einbildungskraft anderseits und sind wie durchzuckt von Blitzstrahlen, die das Gewissen in seiner Verborgenheit treffen."

Wir würden sie „Blüte und Wunder, der Kanzelberedsamsamkeit" nicht sowohl, als der Beredsamkeit überhaupt nennen, da die Aufzeichnungen weniger den Charakter von Predigten als vielmehr die Art von Reden oder Essays an sich tragen. Sie bewegen sich nicht in gebräuchlichen, erbaulichen Redewendungen, sie vermeiden vielmehr alles, was dahin gehört. Sie greifen hinein ins volle Menschenleben und stellen seine äußeren und inneren Vorgänge, die wir vielfach gewohnt sind, unabhängig von der Religion zu betrachten, in das Licht des Christentums. Auf diese Weise offenbaren sie die Möglichkeit einer einheitlichen, christlich-sittlichen Lebensanschauung, welche, fern davon, sich ängstlich abzuschließen, vielmehr die ganzen Errungenschaften moderner Kultur sowohl wie die Resultate künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung mit ihrem Geiste durchdringt und die Gemütsbedürfnisse und das menschliche Empfindungsleben in allen seinen Stadien und Erscheinungen — mit einem Wort das ganze Leben und Streben der Menschen — auf eine höhere Stufe hebt.

Dabei charakterisiert männliche Einfachheit durchgehends den Ton seiner Predigten, und während sie beredt sind wie wenig andere, ist ihnen „die Süßigkeit und Frische der Natur" selbst eigen. Sie haben nichts Gekünsteltes, sie scheinen aus seinem Leben herauszuwachsen — ja sind im tiefsten Sinne sein Leben selbst. Auch ist Robertson ein Meister hinsichtlich der Logik. Die sittliche Reinheit und ganze geistige Veranlagung seiner Natur, das ihm

tief innewohnende Bedürfnis nach Klarheit führten ihn zu strenger Selbstzucht in der Logik. Der oben citierte Freund nennt seine Predigten „Musik innerhalb der Grenzen des Gesetzes“. Zunächst empfand er eine Wahrheit, ehe er sie beweisen konnte. Dann trat sein Scharfsinn hinzu, und löste ihren Kern aus aller bildlichen Umhüllung heraus. Schritt vor Schritt führte er seine Hörer von Punkt zu Punkt, bis sie auf dem Gipfel angelangt, den ganzen Gegenstand, übersichtlich wie ein Landschaftsbild, in voller Harmonie und Zusammengehörigkeit vor sich ausgebreitet liegen sahen. Vereinzelte Gedanken haßte er und ruhte nicht, bis sie unter einen Gesichtspunkt gebracht und sich als mit tausend anderen verknüpft erwiesen hatten. Daher die Fülle seiner Kombinationen und die Fähigkeit, entlegene Gedankenverbindungen in überraschender Weise aufzufinden. Dieser Klarheit des zusammenhanglichen Denkens und dem steten Zuströmen neuer Ideen, müssen wir auch das große Bereich und die sichere Behandlung seiner Themata zuschreiben und die ihm in seltenem Maße gewordene Gabe, das Verworrene klar, das Gewöhnliche groß und wiederum das Große nicht zu groß darzustellen für die tägliche Nahrung der Menschen. — Wohl aber begegnet es ihm in dem Bestreben, eine Wahrheit recht eindringlich zu machen, daß er dieselbe so stark, ja einseitig betont, daß er zu vergessen scheint, wie ihr Raum durch andere bestritten und beschränkt wird, und es dann einer anderen Predigt überläßt, auch wieder die entgegengesetzte Seite vielleicht ebenso scharf hervorzuheben.

Die Verbreitung seiner gedruckten Predigten ist noch in steter Zunahme begriffen und so möchte man sagen: Sein größter Einfluß begann erst nach seinem Tode, denn zu seinen Lebzeiten ist nur eine einzige Predigt im Druck erschienen, während sich jetzt in England kaum eine Privatbibliothek findet, die nicht seine Predigtbände oder andere seiner Werke enthielte. Die Predigten hatten dort schon vor mehreren Jahren fünfzehn Auflagen erlebt; in Amerika sind neun Auflagen erschienen; Tauchnitz hat sie für Deutschland in vier Bänden herausgegeben und eine Auswahl der vielleicht bedeutendsten und eigenartigsten ist in deutscher Übersetzung bei

Tobias Löffler in Mannheim erschienen sowohl als vergriffen, und wird hoffentlich bald eine neue Auflage erleben. Auch in der Agentur des Rauhen Hauses sind zwölf Predigten in deutscher Übersetzung herausgekommen. Die hier im Anhang beigegebenen sollen nur als Beispiel dafür dienen, welche Fülle von Gedanken diesem Manne zugebote stand, und welch neues Leben er aus den altbekannten Bibelworten zu schöpfen weiß.

Im Jahr 1851 begann Robertson des Sonntagnachmittags Bibelstunden über die Episteln an die Korinther zu halten, die er mit einer meisterhaften Schilderung Korinths und seiner Zustände zu Paulus Zeiten einleitete. Er führte diese Bibelstunden bis zu seinem Tode fort und das letzte, was er überhaupt geredet, war über das letzte Kapitel der zweiten Epistel. Sie sind veröffentlicht, obwohl nach so dürftigen und unfertigen Notizen, daß sie keinen Eindruck von der Art, wie sie gehalten wurden, geben können. Glut und Farbe der Darstellung sind dahin und nur die Gedanken geblieben. Sie sind indessen doch höchst wertvoll durch die darin gebotene Einsicht in den Charakter des Paulus, sowie durch die Art, in welcher die von Paulus für die Korinther zur Geltung gebrachten Grundsätze auf die heutigen Parteien und gesellschaftlichen Zustände angewandt werden, und ganz besonders durch die Methode ihrer Auslegung. Sie bilden sozusagen ein Handbuch für die Art und Weise, in welcher die Episteln von der Kanzel herab behandelt werden sollten und sind demnach für Geistliche noch wichtiger als für Laien. Auch ist ihre Bedeutung nach dieser Seite von Geistlichen aller Richtungen bereitwillig anerkannt worden.

Bei aller Anziehungskraft, die Robertson auf seine Hörer ausübte, machte sich doch auch bald der Widerspruch gegen seine Lehrweise bemerkbar. Er schreibt darüber:

„Dr. King bezeugte mir den langsamen, stetigen Erfolg meiner Thätigkeit, welche langgehegte Sinnes- und Denkweisen untergrabe. Ich wunderte mich, daß man mich, trotz alles Murrens und des fast zum persönlichen Haß sich steigernden Mißfallens hierüber, so lange unbehelligt lasse, worauf er erwiderte: ‚Sie predigen positiv

und nicht negativ, indem Sie unleugbare Wahrheiten aufstellen, gegen die sich außer dem Geschwätz über »Tendenzen« und »Konsequenzen« nichts vorbringen läßt, und welche den Menschen höchstens gefährlich scheinen, die sie aber nicht wagen dürfen, falsch zu nennen. Gingen Sie nur verteidigend oder polemisch vor, so wäre es bald vorbei mit Ihrer Wirksamkeit und Ihr Herz und Gewissen würden obenein Schaden nehmen. Aber nun sieht jeder, daß Sie eine Ihnen anvertraute Botschaft auszurichten und eine ganz bestimmte Wahrheit zu begründen haben. Sie stellen Ihre Wahrheit auf, und die Leute können nicht umhin, einzusehen, daß, wenn dies wahr ist, ihre eigene Ansicht hinfällig wird, aber nicht Sie haben dieselbe gestürzt'.

„Dies waren ungefähr seine Worte, und vielleicht hat er nicht ganz unrecht. Ferner teilte er mir mit, mehr als ein Geistlicher habe ihm schon gesagt: ‚Ich denke genau so wie Robertson, würde aber nicht wagen, es öffentlich zu äußern.' — Ein Schotte warf neulich die Frage auf: Wie kommt es, daß Irving aus der schottischen Kirche ausgeschlossen wurde, obwohl er sich nicht halb so entschieden über die menschliche Natur Christi äußerte, wie Robertson es am vergangenen Sonntag that. (Irving wurde übrigens auf Grund anderer Ketzereien genötigt auszutreten.) ‚Wie gut', fügte mein schottischer Freund hinzu, ‚daß die englische Kirche in sich zu gespalten ist, um ihn ausstoßen zu können'. — Unterdes gehe ich vorwärts mit dem Entschluß, wenigstens wahr zu bleiben. Ich fühle keinen sicheren Zusammenhang mit irgendetwas oder mit irgendjemandem. Ich bin darauf gefaßt, in jedem Augenblick meine ganze Existenz mit einem Krach zusammenstürzen zu sehen, wie schönes Wetter im Gewitter endigt, dessen Gewalten sich langsam während wochenlangen Sonnenscheines zusammenzogen, ja der Sonnenschein selbst waren. Ich glaube, ich weiß es zum Teil, was er fühlte, als er wußte, daß unter der Menge, zu der er redete, die Pharisäer im Hinterhalt lagen — und dennoch fortfuhr! So ist mein Gefühl. Ich beherrsche wohl Mengen, aber nicht die Herzen."

Und doch war niemand von Haus aus weniger zu der Rolle

eines Märtyrers geneigt als Robertson. Er schreibt im ersten Jahre aus Brighton:

„Es ist nicht ein jeder heutzutage zu einem Märtyrer der Wahrheit berufen. Es ist vollkommen richtig, daß jeden großen Geist, der seine Ideeen der Welt kund thut, immer ein Golgatha erwartet. Aber ehe wir unsere Ideeen laut werden lassen, sollten wir ganz gewiß sein, daß wir große Geister sind, daß unsere Wahrheit Bedeutung genug hat, um ihretwegen zu leiden, und die Leute, denen wir sie verkündigen, der Erleuchtung würdig und nicht blinde Pharisäer sind, zu denen die göttliche Weisheit also spricht: ‚So sage ich euch auch nicht, aus welcher Macht ich dies thue.‘ Diese drei Regeln bewahren vor manch aufreibender Erbitterung, die kein Gutes wirkt. Ein edles Pferd tritt vergebens nach Fliegen, und bedeckt sich umsonst mit Schweiß bei jedem Hufschlag, der stark genug wäre, zwanzig Menschen zu töten. Der Tritt geht spurlos durch den Schwarm hin und das Gesumm und Gebrumm erhebt sich unbeirrt von neuem.“

Es fehlte auch nicht an Versuchen, Robertson zum Verschweigen seiner Ansichten zu bewegen. Er selbst erzählt:

„Eine einflußreiche Persönlichkeit ließ mir sagen, daß, wenn ich doch nur vermeiden wollte, so entschiedene Ansichten wie z. B. in der Sabbatfrage zu äußern, ich auf schnelle Beförderung rechnen dürfe. Ich erwiderte darauf, daß, wenn der Lord Kanzler mich an die einträglichste Stelle des Landes setzte, er mir damit nicht den Frieden des Gewissens geben könne; daß die Welt nichts hätte, nichts, das mich lockte; daß ich das Wahre am letzten Ende immer für das Sichere halte und selbst um des Königs willen nicht ein Haar breit von meinem Wege weichen könne. Ich wünschte, ich könnte mich weniger heftig äußern, denn ich fühlte es am Sonntag wohl, daß ich bei der Ermüdung, in der ich mich befand, die Nachsicht der Gemeinde in zu hochmütiger Weise begehrte. Ich weiß, ich verletze damit, beraube mich selbst der Sympathie und setze mich der Gefahr aus, innerlich verlassen dazustehen, aber ich kann es nicht ändern. Ich habe weder das

Vermögen, noch den Wunsch, eine Partei zu bilden und meine schwachen Bestrebungen nach Vereinigung finden keine Unterstützung und sind wie Streiche in die Luft. Die Hunderte, die der Predigt bis zu Ende lauschen, die Massen, über die ich während einer knappen halben Stunde die Herrschaft besitze, werden gefesselt nur durch den Strom der Rede, getragen wie eine Sandsäule von dem Hauch des Wüstenwindes. Sobald der Wind nachläßt, zerstäubt sie wieder in ihre Atome."

Wie energisch Robertson Unberufenen das Recht verweigerte, seinen Standpunkt zu kritisieren, zeigt der folgende Brief:

„Zwei Herren kommen zu mir in die Kirche — der eine ist im Ungewissen über meine Rechtgläubigkeit, der andere hat ein starkes Vorurteil gegen dieselbe. Beide gehen befriedigt hinweg, daß sie alles in gehöriger Ordnung gefunden und lassen sich großmütig dazu herab, ihren Beifall auszusprechen, was richtig ausgelegt heißen will, es sei alles harmlos, altbekannt, gewöhnlich, langweilig. Ich bin nicht berechtigt, hierin eine Beleidigung zu sehen, aber die Voraussetzung, daß sie das Recht haben, ihre Zustimmung zu erklären, hat etwas Verbitterndes, weil die Idee darin liegt, der Zustimmende sei im Besitz eines Maßstabes, der ihn — wenn nötig — auch berechtige, Tadel auszusprechen. Das mag von unstreitig Überlegenen ertragen werden, von einem Freunde ist es entzückend, denn da ist es nur der Ausspruch eines zweiten und reineren Gewissens und niemand wird beleidigt durch das, was sein eigen Gewissen, sein Heiligstes aussagt. Wenn aber ein Fremder, der keinen Anspruch auf Freundschaft und kein Recht auf Überlegenheit besitzt, sich Bemerkungen gestattet, etwa wie ein Lehrer über einen Schüleraufsatz, so kann ich ihm das Recht hierzu nicht zugestehen. Von hundert Personen, die mich hören, verweigere ich neunundneunzig die Fähigkeit, das was ich sage, überhaupt beurteilen zu können; nicht weil ich mich ihnen überlegen fühlte und deshalb stolz wäre, sondern weil ich in einer Gedankenwelt lebe, die nicht die ihre ist. Sie wissen nicht um das Vorhandensein der Probleme, die ich nicht zu lösen vermag, und deren

Schwierigkeiten sie nicht ahnen. — Bei der Einfahrt in den schmalen Kanal der Bermudainseln weilt der Lootse nicht länger am Steuer, sondern tritt an den Bug des Schiffes und späht hinab in das tiefe krystallklare Gewässer, um die Korallenriffe zu erkennen, über, oder vielmehr durch welche er sich den gefährlichen, nur haarbreiten Weg suchen muß. An einigen Stellen beträgt der Abstand der Klippen nur zweimal die Schiffbreite; aber hindurch muß er; er darf nicht anhalten, denn wenn er nur zehn Fuß auf einer Seite abwiche, ginge das Schiff zu Scheiter. Er mag seine Aufgabe ungeschickt vollbringen und sich großer Mängel bewußt sein, kann aber bei der allervollkommensten Bescheidenheit einem, der am Ufer steht und nur die ruhige, gleichmäßige Fläche, nicht aber das felsige Bette darunter erblickt — gänzlich die Fähigkeit absprechen, seine Seefahrerkunst zu beurteilen. Kein Wunder, daß sein Lavieren und sein Zickzacklauf jenem gänzlich unverständlich erscheint. — Ich wäre geradeaus, auf den Punkt losgesteuert. — Ja lieber Freund, sahst Du aber den unterseeischen Fels? und wenn nicht, was verstehst Du alsdann davon? Tritt hierher und sag mir dann gefälligst Deine Meinung.

„Der Lootse ist vielleicht nicht klüger als der am Ufer Stehende, nimmt aber einen anderen Standpunkt ein und bietet jeder menschlichen Beurteilung Trotz, bis Du auch da anlangst und neben ihm stehst.“

Robertsons oft schwermütige, gedrückte Stimmung hatte indessen sehr handgreifliche Ursachen. Schon innerhalb der ersten sechs Monate war er durch sein Lehren und Predigen mit der ganzen, in Brighton in Ansehen stehenden theologischen Welt in Widerspruch geraten. Die Folgen davon blieben nicht aus. Seine Worte wurden gesiebt und aus dem Zusammenhang gerissene Stellen seiner Predigten gegen ihn citiert. Leute, die ihn nicht verstehen konnten, kamen in die Kirche, um ihn als Phänomen anzustaunen. Er wurde das Thema aller theologischen Theeabende; man warnte die Leute förmlich vor ihm. Solche, die wenig von ihm wußten und noch weniger von seiner Lehrweise, griffen ihn

öffentlich mit einer Erbitterung an, für die sich kein Grund erkennen läßt. Er hatte gewagt, anders zu sein als die übrige Welt — das war an sich schon revolutionär. Die ganze grausame Waffenrüstung des Fanatismus und der Unverstand blinder Entrüstung wurde gegen ihn zu Felde geführt. Er schreibt:

„Das Segeln geht nicht immer glatt. Unerklärliche Bitterkeit und Feindschaft erfahre ich an allen Ecken und die Frauen gehen darin fast noch weiter als die Männer. Früher erregten mich diese Dinge: seltsam, wie wenig sie mich jetzt berühren! Früher trat ich ihnen trotzig entgegen und vergalt Zorn um Zorn; jetzt bin ich erstaunt, daß sie mich je reizen konnten. Ich möchte Tadel und Abneigung gegenüber so demütig und sanft bleiben, wie ich gegen Schmeicheleien gleichgültig bin. Ach, daß ich den Geist dessen atmete, der nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt! Und ihm widerfuhr alles unverdient, während ich nicht sagen kann, wie sehr in meinem Falle Auffahren und Stolz die Leute verdrossen hat. Das habe ich indessen einsehen gelernt: die drei Jahre seines beständigen Kampfes mit der Welt und das Eintauschen von Haß für Liebe waren kein kleines Erdulden. Die herausgeforderte Abneigung einfach hinzunehmen, war für ihn wohl nicht so schwer; aber dabei zu beharren, sie täglich zu steigern und nicht davon zu weichen, selbst dann nicht, als sein Herz ihm in der Wüste und in Gethsemane fast entsinken wollte — immer weiter zu gehen, bis der Haß sein Ärgstes vollbracht; o, ich meine, ich weiß, was das seinem liebevollen Herzen gekostet haben muß, wenn mein hartes schon so darunter leidet."

So teilte er bald das Geschick aller, welche wagen, die Wahrheit in höherer und geistigerer Weise zu verkündigen, als der Standpunkt ihrer Zeitgenossen zulässig findet. Allmählich stand er allein, — ein einsamer Mann!

Es ist eine Thatsache, die immer wieder aufs neue befremdet — daß jeder Prophet ein Mann der Schmerzen sein muß und umgeben von Qual, verachtet und von den Menschen zurückgewiesen;

daß der Tröster einer sein muß, der alles Menschliche tief empfindet, aber mit dem keiner fühlt.

In seiner Predigt über „das Alleinsein Christi“ (siehe die Mannheimer Übersetzung von 1861) giebt er unbewußt ein ergreifendes Bild seiner eigenen Lebenserfahrungen. Es ist wie mit seinem Herzblut geschrieben.

Die tiefschmerzliche Empfindung über die Vergeblichkeit des Bemühens, die Menschen bessern und belehren zu wollen, macht sich oft in seinen Briefen Luft. So schreibt er, als im Jahre 1849 der bekannte Hellseher Alexis nach Brighton gekommen und er, seinem Grundsatz getreu, vor Abgabe seines Urteils der Sache aufmerksam gefolgt und persönlich näher getreten war (wobei er freilich keine Offenbarungen erlebte, weil sein mangelnder Glaube — wie Herr Alexis behauptete — die mesmerische Vision trübte) folgendes:

„Ich werde morgen der mesmerischen séance nicht beiwohnen, da der alte Fuchs Alexis sich der Anwesenheit eines jeden entgegensetzt, der ganz ‚wach ist‘. Der Passus in Virgils Äneide ist herrlich, wo vor Trojas endlichem Untergang Hektors Geist dem Äneas erscheint und es in würdiger Weise ausspricht, daß alles verloren ist: ‚Wenn Troja durch den Arm eines Menschen hätte gerettet werden können, so würde diese meine Rechte es errettet haben . . .‘ Was der edle Trojaner von der göttlichen Troja sagte, möchte ich in geschlagener und melancholischer Ehrlichkeit von ‚den göttlichen Sinnen‘ des himmlischen Geschlechts sagen.

„Ach, es ist nur ein Beispiel von dem, was in wichtigeren Dingen vor sich geht. Der Vater der Lügen hat in dieser Welt alles nach seinem Willen — in kleinen wie in großen Dingen — und es scheint ein Stück absurder Ritterschaft, gegen ihn Lanzen brechen zu wollen. Ich fühle mich manchmal versucht, zu zweifeln, ob jemand, der es unternimmt den Leuten in Wissenschaft, Politik oder Religion die Augen zu öffnen, als ein göttlicher Märtyrer anzusehen ist, oder als ein ungewöhnlicher Narr und ob ihm das

Kreuz oder eine Schellenkappe gebührt? Wäre der eine Christus nicht, so würde ich sagen, er verdiene die Narrenkappe.

‚Wahrheit willst du lehren, möchtest retten sinkend Land? — —

Alles wird dich fürchten, niemand dir helfen, und dich verstehen kaum einer!‘

„Warum können verständige Menschen dem gewaltigen Taubenrupfen in der Welt nicht zusehen, ohne sich einzumischen? nicht ertragen, daß die Kagliostros Königinnen Diamanthalsbänder abnehmen und die Alexis' das Volk düpieren? Was ist Wahrheit? Der Weg an den Pranger der Lächerlichkeit. — Und der Verfechter kleiner oder großer Wahrheiten, wem gleicht er? Der armen kleinen Sylphe, die Belindas Locken retten will und für ihre Mühe von der Schere schnöde zerschnitten wird.

„Können Sie es begreifen, daß ich mich heute hätte hinsetzen mögen und weinen? Nicht nur wegen der albernen Scene, die so ernsthaft und dabei so lächerlich war — sondern wegen ihrer Analogieen mit dem Leben. Es that mir im Herzen weh, wie vergeblich alles Bemühen ist, die Leute für die ganze religiöse Wahrheit aufzurufen — daß sie wahr sein sollen, mutig und treu! Laßt sie ihre alten Wege weitergehen; rührt nicht an alberne, alte Ansichten und abergläubische Vorstellungen; sagt dagegen Gottes Wahrheit frei heraus, und weß Danks habt ihr davon, den Menschen, die die Finsternis mehr lieben, das Licht zu bringen? .... Der sicherste Weg, um richtige Ansichten zu erlangen, scheint mir das Bestreben, in Christi Geist einzugehen, in den Ton seines Empfindens und das Endziel seines großen, hohen Lebens. Dann fällt z. B. die Transsubstantiation allmählich dahin, aus der Wahrnehmung, daß sie im Widerspruch gegen das Christentum steht, welches Geist und Leben ist. Es lokalisieren, es in irgend einer Weise an die Materie fesseln, es an ‚Tage und Monde, Zeiten und Jahre‘ binden, es zu ‚Essen und Trinken‘ machen, es hindern, über die Anfangsgründe hinaus zu wachsen, das ist das A B C der Welt. Es zum Gegenstand von Satzungen, zu irgendetwas anderem als der Anbetung

Gottes im Geist und in der Wahrheit machen — ist Zurückgehen auf das Judentum.

„Indes wundere ich mich nicht über den Glauben an die Transsubstantiation, denn er nimmt ein in sich ja mögliches Wunder an, wenngleich er dabei einem großartigen, religiösen Irrtum verfällt. Aber ich wundere mich über Erwachsene, die an Hellseherei glauben und es ablehnen, die Argumente für die Transsubstantiation anzuhören. Ich traf neulich eine selbständig denkende, aufrichtige, ganz natürliche und vorurteilsfreie Dame, die sich doch zu einer Anhängerin dieses Aberglaubens von 1849 bekehrt hat. Seitdem kann ich begreifen, daß die Transsubstantiation tausend Jahre lang unangezweifelt bestanden hat, alsdann vernichtet und wieder auferweckt worden mit der schönen Aussicht, noch — sagen wir — fernere tausend Jahre ein kräftiges Dasein fortzuführen."

Von dem Unverstand frommer Damen hatte Robertson nicht wenig zu erleiden. Er erhielt oft ganze Stöße anonymer Brirfe, worin ihm u. a. Vorstellungen über sein Auftreten und äußeres Benehmen gemacht wurden. Aber auch an direkten, persönlichen Angriffen fehlte es nicht. So warf ihm eine Dame, mit der er nur oberflächlich bekannt war, ketzerische Ansichten vor und malte ihm drohend die Folgen aus, welche sein Vorgehen in dieser und jener Welt für ihn haben würde. Er antwortete nur: „Daraus mache ich mir nichts." — „Wissen Sie, wo das Nichts-daraus-machen ein Ende nahm?" — „Jawohl, gnädige Frau", gab er ernst zur Antwort, „er wurde auf Golgatha gekreuzigt."

Von ähnlichen Vorgängen schreibt er in einem anderen Briefe:

„Ralph King, Lady Byrons Enkel, der die seltsame Laune gefaßt hat, mich zu verehren, kam aus eigenem Antrieb mit seinem Hauslehrer aus der Stadt, um mich am Sonntag predigen zu hören. Montag kam er zu mir zum Frühstück und setzte auf höchst naive und originelle Weise auseinander, wie sehr ihn meine Ansicht über die Ungeistlichkeit des Sehnens nach dem Tode interessiert habe

und bemerkte dabei, daß dieselbe Selbstmord sei, ohne den Mut der That.

„Eine fromme Dame dagegen kam in die Sakristei, um mir ihr Befremden über meine Auffassung auszudrücken. Ich erwiderte ihr, daß es meiner Meinung nach das Beste sei, eine wahre, wirklich menschliche Richtschnur zu geben statt einer entweder unaufrichtigen oder krankhaften. So mancher evangelikaler Prediger werde nach einer übertrieben geistlichen Predigt, in welcher er das Verlangen nach dem Himmel und nach Gott als ein und dasselbe, und als das des Christen einzig würdige Gefühl gepriesen habe, hinabgehen in sein Haus und es sich bei einem Glas Portwein wohl sein lassen; zufrieden dabei, wie vorher auch — bis er in den Himmel komme. Ich müsse dies aber als geraden Weg zur Unaufrichtigkeit betrachten. Sie erwiderte darauf: ‚Und ich dachte, Sie vor allen anderen glichen hinieden Paulus und sehnten sich ebenso wie er nach einem himmlischeren Leben!‘ Ich entgegnete: ‚Erstens befinden Sie sich im Irrtum, zweitens sehne ich mich nach dem Tode, wenn ich Schmerzen habe oder des Lebens überdrüssig bin, was oft genug der Fall, was ich aber nicht für geistliches Wesen halte. Es ist nichts weiter, als in unliebenswürdiger Weise zu Gott sagen: Ich bin unzufrieden mit dem, was du mir gegeben hast, ich mag die mir anvertrauten Pflichten ganz und gar nicht erfüllen; ich leide Schmerzen und möchte ohne Schmerzen sein. Ich bin überzeugt, sehr viel gewöhnliche Menschen könnten diese Litanei erhabener Unzufriedenheit anstimmen. Sie z. B. nicht auch? Die schöne Heilige war zum Schweigen gebracht.“

Der folgende Brief schließt ebenfalls mit dem Zurückweisen eines frommen weiblichen Angriffs.

„Dr. Channings Leben bietet viel Interessantes in einer ruhigen, gedankenvollen Art. Er erlebte nicht gerade Ungewöhnliches, noch waren seine inneren Kämpfe, wie sie uns mitgeteilt werden, besonders merkwürdig. Er hat sehr an sich gearbeitet und die edleren Elemente seiner Natur waren so hervorragend, daß sein Leben ein fortschreitender, beständiger Siegeslauf war,

nicht unterbrochen von dem zeitweiligen Übergewicht des Bösen, das dem Leben der meisten derer, die sich zu ungewöhnlicher Vollkommenheit durchgerungen, oft solch schauerliches Interesse verleiht. Reinste Liebe zu den Menschen, unerschütterliches Vertrauen in die menschliche Natur bilden die Grundlage seines Wesens. Er war Unitarier, aber das ist ein weiter Begriff, und umfaßt eine unendliche Mannigfaltigkeit von Persönlichkeiten, die über wesentliche Dinge sehr verschieden denken. Ich kann nur sagen, daß ich froh wäre, wenn die Hälfte derer, welche die ererbten Ansprüche des Sohnes Gottes anerkennen und verehren, sich vor seiner sittlichen Hoheit mit einer halbwegs so tiefen Anbetung beugten, oder mit einer halbwegs so begeisterten Liebe, wie Dr. Channing dies thut. Ich, der Trinitarier, möchte ihn lieben und anbeten, und das göttlich Gute in ihm nur annähernd so empfinden, wie dieser Unitarier ....

„Es kam heute eine fromme Dame zu mir; als dieselbe in das Wohnzimmer trat, legte sie ihre Hand auf Channings Memoiren und sagte; ‚Es thut mir leid, Herr Robertson, daß Sie dies Buch lesen.‘ Ich erwiderte: ‚Dr. Channing war einer der vorzüglichsten Menschen. Ich könnte es nur erbärmlich finden, wenn ein Geistlicher ein solches Buch nicht lesen wollte. In dem Maße bangt mir nicht vor Irrlehren. Ich werfe mich auf den Vater des Lichts, lese alles und vertraue ihm, daß er mein Verlangen nach Licht erfüllen wird. Ich lehne es ab ein unmoralisches Buch zu lesen, ein Buch aber, welches falsche Lehre, oder das, was man dafür ausgiebt, enthält, wage ich nicht, ungeprüft zu lassen; sonst dürfte ich konsequenterweise keinen Katholiken auffordern, mein ketzerisch-protestantisches Buch zu lesen.‘ — ‚Aber Dr. Channing konnte kein guter Mensch sein, er glaubte ja nicht an Christus.‘ — ‚Verzeihen Sie, er that es wohl, er liebte Christum. Ich wünschte, ich betete ihn nur halb so an wie Channing es that.‘ — ‚Aber Channing verneinte es ja, ihn anzubeten?‘ — ‚Dafür kann ich nicht. Wenn tiefste Ehrfurcht und begeistertste Liebe das Wesen der Anbetung sind, dann betete Channing Christum an. Ich halte mich nicht an die Äußerungen eines Menschen.

Channings Ehrfurcht Christo gegenüber war von tieferer Anbetung durchdrungen, als die von den meisten ausgeht, die ihn bereitwillig Gott nennen. Erinnern Sie sich nicht an die Geschichte jener beiden Söhne, von welchen einer sagte: Ich gehe hin, und nicht ging — der andere aber das Hingehen weigerte und dann doch ging? Was ist daran gelegen, daß Dr. Channing sagt, er bete nicht an, wenn er's im Geiste dennoch thut?' Sie erwiderte: ‚Ich glaube, er betete sich selbst weit mehr an.' Ich antwortete, einige Stellen seines Tagebuchs drückten die tiefste Selbsterniedrigung aus. ‚Nun, wahrscheinlich hatte er sich ein hohes Ideal gemacht und war unmutig, es vor der Welt nicht erreicht zu haben.' — ‚Erinnern Sie sich,' sagte ich, ‚wie die Pharisäer eine ähnliche Schwierigkeit, wie die ihnen vorliegende, beseitigten? Ein Heiliger stand vor ihnen und da die Schönheit seines Thuns nicht abzuleugnen war, fanden sie heraus, dieselbe stamme aus teuflischen Beweggründen, um der Sache Beelzebubs zu dienen. Hüten Sie sich: es ist ein gefährlich Ding, von der Vorstellung ausgehen, weil eine Lehre wahr sei, müßten alle, die ihr nicht huldigen, schlecht sein. Christus verfährt in umgekehrter Weise: »Glaubet mir um der Werke willen!« Ich könnte ebenso leicht meinen Glauben an Gott aufgeben, als bei der Betrachtung eines Charakters, wie der Channings war, noch zögernd fragen, ob er das göttliche Ebenbild verwirklichte, ob Gott ihn könne angenommen haben oder nicht, ob eine solche Handlungsweise und ein solches Leben die Frucht des bösen oder des himmlischen Geistes seien'."

Zur Toleranz zu erziehen, das erkannte Robertson sonderlich für eine Aufgabe seines Lebens; aber er wurde darin in Brighton durch die Opposition und den Parteigeist der Amtsbrüder, die weder die Bedeutung seines Lebens, noch die Zeichen der Zeit zu erkennen vermochten, sehr gehemmt. Erst nach seinem Tode lernte man ihn nach dieser Seite hin würdigeu. Die folgenden Briefe an ein und dasselbe Gemeindeglied sind aus dem Jahre 1851. Sie zeugen von seinem tiefen Ernst in der Seelsorge ebenso wie von seiner Gabe, auf andere einzugehen und für sie die Erfahrungen

der eigenen, überwundenen Zweifel fruchtbringend zu verwerten. Sie fassen die leitenden Gedanken seiner religiösen Anschauungsweise noch einmal zusammen und lassen hineinblicken in die Eigentümlichkeiten einer Natur, die mehr als andere dem Leiden und der Qual innerer Anfechtungen ausgesetzt war:

„Ich bin tief dankbar für Ihren Brief, kann aber wiederum nur sagen, mehr erstaunt und gedemütigt als erfreut. Dennoch kann ich mich, wenn auch nicht um meinet-, doch um Ihretwillen darüber freuen. Daß ein Seelsorger voller Unvollkommenheit und Dunkelheit irgend etwas Gutes schaffen könne, ist mir immer eine Ursache erneuten Staunens. Daß jemand, dessen Worte und Wahrheit — soweit diese gefunden ward — geistigen Schmerzen und inneren Kämpfen abgerungen worden, hin und wieder eine entsprechende Saite in anderer Gemütern berührt, mit denen er aus unüberwindlicher und fast unglaublicher Scheu selten in persönliche Berührung kommt, ist nicht so überraschend. Denn das große Lebensgesetz, daß wir nur im Blute Heilung finden, halte ich auch für universal, mag es nun Christi Ringen mit dem Tode selbst, oder den schwachen und geringeren Leiden gewöhnlicher Gemüter und Geister entquellen. Wenn sich nicht von Zeit zu Zeit unerwartet solche Belohnungen und Tröstungen einstellten, wäre das christliche Pfarramt, wenigstens für manche Naturen und heutzutage unerträglich! Noch einmal: haben Sie Dank! Ich hoffe von ganzem Herzen, daß der Wert des Eindruckes, den das Gehörte auf Ihr Herz gemacht, Sie nicht trüge! Ich weiß wohl, daß gesprochene Worte Eindruck machen, und daß Eindrücke Gefahren sowohl wie ihr Gutes haben. Deshalb kann ich mich nicht ohne Bangigkeit freuen, weil mir der Unterricht von der Kanzel herab bestenfalls ebensowohl wirksam wie verderblich zu sein scheint. Carlyles Ansicht über den abstumpfenden Einfluß der Beredsamkeit ist nur zu traurig wahr. Das Leben und alle Kraft des Herzens und der Nerven daran zu setzen, scheint mir fast wie das Säen auf Dünensand.

„Und doch entsteht manches Gute daraus, wenn auch viel weniger als die Leute denken, und dem Rückschlag, den Sie richtig

erwähnen, muß man bei scheinbaren Erfolgen immer Rechnung tragen. Ich meine das Nichtvorhandensein einer Gelegenheit, um das erweckte Gefühl sofort in Thun umzusetzen, und das Abstumpfen eines Gefühls, das beständig erregt, doch zu keinem bestimmten Zweck hinleitet.

„Alles, was ich bestenfalls erwarte, ist die Möglichkeit, daß in so manchen Seelen hie und da ein Gedanke Wurzel fassen, wachsen, sich mit dem Leben verschmelzen und einen höheren Ton in die gewöhnliche Empfindungsweise bringen möge, der Erfolge bewirkt, freilich unbewußt und völlig unnachweisbar für den, der sie angeregt; gerade wie es unmöglich ist, zu sagen, woher die Stranddistel stammt, die sich jetzt als große Menge Unkraut auf unseren Dünen ausbreitet; — o weh! das Gleichnis ist kein verheißungsvolles."

„Ich frage immer: was heißt Dogma? nicht, was hieß es in derer Munde, die es aufstellten, sondern wie kann ich in meiner Sprache die ihm zugrunde liegende Wahrheit formulieren und zwar womöglich in einer richtigeren, bestenfalls aber doch nur annähernd richtigen Form? Auf diese Weise sind mir Fegefeuer, das Sakrament der Absolution, Mariendienst — Versteinerungen, nicht aber Lügen.

„Natürlich wird in bitterer Weise über meine Art zu lehren gesprochen und ich empfinde das tief. Aber ich kann es nicht ändern und den eingeschlagenen Weg nicht verlassen, um der Opposition und Abneigung zu entgehen, die zum Teil auf Mißverstehen, zum Teil aber auch auf Grundverschiedenheit der Ansichten beruhen. Aber den Geist über den Buchstaben und die Gesinnung über die äußerliche Regel zu erheben, war Zweck seines Lebens und ward Ursache der Abneigung, die ihm widerfuhr; deshalb gebe ich mich zufrieden. Dies enthält nebenbei eine Antwort auf Ihren Zweifel, ob es nicht gefährlich sei, eine so genaue Paralelle zwischen seiner und unserer Aufgabe zu ziehen? Ich antworte darauf: Nur in dem Gefühl der Gemeinschaft und Einheit mit diesem Leben, und

dem zuweilen triumphierenden Bewußtsein derselben Empfindungen und derselben Kämpfe, die durch sein Leben gingen, ist das Leben überhaupt zu ertragen. In ihm ist die Menschheit beschlossen, und in ihm allein wird mir mein Menschsein verständlich. Zittern Sie nicht, wenn sich Ihnen Schwierigkeiten und uferlose Ausdehnungen der Wahrheit aufthun, wenn Sie fühlen, daß Sie dahin treiben! Gottes Wahrheit muß grenzenlos sein. Trakterianer und Evangelikale halten sie für einen Teich, den man umschreiten könne mit dem Bewußtsein: Ich besitze die Wahrheit. — Wie, die ganze? Jawohl, die ganze; hier ist sie, umgrenzt, auseinandergesetzt, bewiesen; und du bist ein Ungläubiger, wenn du nicht zugeben willst, daß dieser mein Teich, den der große Scott und Newton und Cecil gegraben, groß genug ist, um das unermeßliche Evangelium des Herrn des Weltalls einzuschließen.

„Wagen Sie es, allein mit Gott zu sein! Vertrauen Sie ihm, und fürchten Sie nicht, er werde Sie lange im Dunkel allein lassen, obgleich sein Licht blenden mag. War er nicht allein in dieser Welt unverstanden, unbegriffen, beargwöhnt? wurde ihm nicht unabläſſig widersprochen? Und vor ihm stand das Kreuz, vor uns nur die Beurteilung am Theetisch und in heiligem Schauder erhobene Hände. Und das nennen wir unser Kreuz tragen! Schämen wir uns. Und doch gebe ich zu, daß es schwerer für ein liebebedürftiges Herz ist, der Sympathie entbehren zu müssen, als Schmerzen zu ertragen. Fragen Sie mich nur über alles, was Ihnen in meinen Predigten dunkel erscheint. Ich würde gern jedem aus meiner Gemeinde klar machen, was ich gemeint, wenn ich mich unklar ausgedrückt, oder was ihren Vorstellungen zu widersprechen scheint. Ihnen bin ich aber jederzeit mit wahrer Freude bereit, Erklärungen zu geben; darum zweifeln Sie nie mehr, ob Sie mich fragen sollen.“

„Die von Ihnen gestellte Frage ist durchaus nicht leicht zu beantworten, ob es nämlich recht und ratsam für Sie wäre, über beide Seiten der Frage zu lesen — oder, ich sollte vielmehr sagen,

der Fragen? denn über diesen Gegenstand giebt es zahllose, sie wachsen empor wie die Köpfe der Hydra.

„Ich könnte nicht mit ‚nein‘ antworten; denn das ist der Rat der römischen Kirche, den wir so hart tadeln. Und es ist inkonsequent, wenn wir ihr Verbot ketzerischer und protestantischer Bücher verurteilen, während bei uns selbst trakterianische oder evangelikale Geistliche das Lesen von Büchern verbieten, die wir ketzerisch finden, wie dies beständig geschieht. Ich sehe nicht ein, warum Unitarier, Rationalisten, Glaubenslose uns nicht denselben Vorwurf machen sollten. Indes die Thatsache, daß die, welche die römische Kirche verdammen, sich genötigt sehen, sehr inkonsequenterweise ihr Verfahren nachzuahmen, scheint mir ein Beweis, daß selbst in diesem unprotestantischen Vorgehen ein Wahrheitsmoment enthalten ist, nach welchem jeder in seiner Weise unvermeidlich handelt, wenn wir es nur herauslösen könnten!

„Zu allererst nun: die Fragen über religiöse Wahrheit sind endlos und ein ganzes Leben wäre kaum hinreichend, nur ihre Außenwerke zu umschreiten. Ferner haben sehr wenige Menschen die Mittel, oder die strenge geistige Schulung, die sie befähigte, selbständig die Wahrheit zu suchen; wenn wir demnach nicht mit einer großen Anzahl von Wahrheiten beginnen können, die uns von vornherein als erste und Grundprinzipien feststehen, so muß das Leben sich in einen Zustand beständiger Zweifel und Ungewißheit auflösen. Auf der anderen Seite ist es geistlicher Selbstmord, wenn wir bei entstehenden Zweifeln das Forschen nnd Prüfen unterlassen wollen, und ich kann nicht einsehen, wie alsdann je ein Fortschreiten in der Wahrheit hätte stattfinden können. Weshalb wären die Pharisäer denn getadelt worden für die seit lange festgestellten Ansichten, und die Juden wegen ihres Beharrens im Judentum?

„Ein Trost drängt sich uns indessen gleich auf. Wahrheit findet man nicht sowohl durch strenges Forschen, als durch Reinheit des Lebens und Demut des Herzens. Wahrheit wird herausempfunden und nicht herausgeklügelt. Und wenn es Wahrheiten

geben mag, die nur dem scharfen Verstande zugänglich sind, so können wir überzeugt sein, daß dieselben nicht das Leben der Seele ausmachen, so wenig ein darauf bezüglicher Irrtum der Seele den Tod brächte. Z. B. vom metaphysischen Begriff des Daseins Gottes; vom ‚Heilsplan‘ wie man zu sagen pflegt; von der genauen Unterscheidung der menschlichen und göttlichen Natur in der Person Christi. Über all' diese Dinge mag man lesen und lesen, bis einem der Kopf schwindelt, das Herz still steht und die Seele verwirrt werden muß. Aber über die Fragen von gut und böse, göttlich und teuflisch, edel und gemein, darüber glaube ich kann einen keine Sophisterei verwirren, solange man ein rechtschaffenes Leben führt.

„Mein Rat würde daher sein, erstens: Halten Sie sich an das, was gewiß ist. Giebt es Zweifel über die Bergpredigt? ob die Seligpreisungen z. B. thatsächlich wahr sind? ob die, so reines Herzens sind, Gott schauen werden? ob das Gesinntsein wie Jesus Christus Heil und Frieden bedeutet? Ist dem so, alsdann mögen Sie ganz im Frieden vieles andere, wo Gott es so will, der langsamen Entfaltung überlassen. Wenn nicht hier, so können Sie dies getrost von der Ewigkeit erwarten.

„Zweitens: Frei herausgesagt, ich, an Ihrer Stelle, würde nichts Polemisches lesen. In dieser verwirrenden Zeit, wo statt gesunden Trankes soviel trüber Hefensatz geboten wird, wo alle Welt, wie einst die Masse der Anbeter der ephesischen Diana, durcheinander schreit, meist ohne zu wissen weshalb, oder um was es sich überhaupt handelt, da scheint es mir: je mehr wir uns einfachen Pflichten hingeben, desto besser. Seien Sie gewiß, wenig giebt es hinieden zu erkennen, viel zu ertragen, etwas zu thun. Was Sie sind und was Ihr Leben bedeutet, wissen Sie nicht. Gott hat das Geheimnis. Sie müssen sich mit dem Dämmerlicht begnügen, das nur im Gegensatz zur Finsternis einen vergleichsweise hellen Schein abgiebt.

„Würde dies nicht ganz vornehmlich in Ihrem Fall die gewiesene Pflicht sein? Sie genießen regelmäßiger, bestimmter Unterweisung, die Sie nicht unbefriedigt läßt. Ich wäre der letzte, der

Sie drängte, sich damit gewissermaßen die Augen verbinden zu lassen, oder ein Licht abzuweisen, das von anderer Seite hereinfallend diesen Unterricht vielleicht falsch scheinen ließe. Aber solange er Ihnen nicht Dunkelheit, sondern Licht zu bieten scheint, ist es das Weiseste, um Ihres Friedens und der Harmonie Ihres Lebens willen, nicht vom Wege abzutreten, um nach Ansichten zu forschen und zu suchen, die dieses kleine Licht in Frage stellen könnten. Versuchen Sie lieber, den Wahrheiten, die Ihnen feststehen, nachzuleben und ihrer immer gewisser zu werden. Wie können Sie erwarten, Fragen zu ergründen, die die Weisesten vergeblich erforscht? Steht dieser Entschluß und diese Überzeugung erst einmal fest, dann meine ich, werden wir zufrieden sein — zu warten — (eine große Lektion!) und uns von Gott allmählich lehren zu lassen, statt uns einzubilden, daß wir alles durch eigene Anstrengung herausfinden können! Wir setzen unser Vertrauen nicht auf Gott, sondern auf uns. Wir glauben nicht, daß er uns sucht, sondern meinen, wir müßten ihn suchen. Wir sind darauf erpicht, alles über Gott zu erfahren, und vergessen darüber, Gott zu erkennen. Des Glaubens an Gott bedürfen wir anstatt des Glaubens an die Religion oder gar an die Theologie.

„Ich würde an Ihrer Stelle alle Polemik, geschriebene oder mündliche, vermeiden. Streiten mit Bekannten verwirrt, setzt Sie Verdächtigungen aus und verbittert Ihnen das Herz. Auch ist die polemische Tageslitteratur so ausschließlich ‚Hefe‘, daß Sie nur verwirrt würden. Ich selbst befolge diese Regel soviel wie möglich. Ich verkehre wenig mit der Welt der Frommen und vermeide dadurch Diskussionen. Ich lese wenig Theologie, viel mehr andere Litteratur, obwohl wegen geistiger Abspannung jetzt beinah so gut wie nichts. Und ich suche mich auf Gott zu verlassen; auf Gott und meine Seele. Es giebt sonst nichts Zuverlässiges. Ich glaube, ich würde Ihnen einen traurigen Rat geben, wenn ich sagen wollte: lesen Sie über beide Seiten der Frage. Nein, ich sage lieber, vertrauen Sie auf Gott — leben Sie in ihm, thun Sie seinen Willen — und werden Sie still!“

Es folge hier noch der Schluß eines Schreibens, welches er kurz vor seinem Tode auf Veranlassung öffentlicher Angriffe seitens der hochkirchlichen Partei — wider seine sonstige Gewohnheit — veröffentlichte. Es ist das schmerzlichste Zeugnis für das, was er gelitten und wie tief er gelitten für seine Ansichten und durch sein Alleinstehen:

„Ich mußte bei mir lächeln über des Verfassers gänzliches Mißverstehen meiner Ziele, Ansichten und Stellung. Wenn er glaubt, daß das, was er philosophisches Erhabensein über den streitenden Parteien nennt, eine Stellung sei, die irgend jemand aus Liebe zu behaglicher Zurückgezogenheit erwählen könne, so verrechnet er sich gründlich. Wenn er voraussetzt, daß der aufrichtige Wunsch: ‚Den Geist des Guten aus dem Bösen herauszuziehen', die auch dem Irrtum zugrunde liegende Wahrheit zu erkennen, und das Gute aus allen Parteien und von allen Menschen sich anzueignen, anstatt ihr Böses hervorzusuchen und zu vergrößern, daß ein solches Streben geeignet sei, die gute Meinung Aller zu gewinnen und den eigenen Frieden zu sichern, sowie selbstverständlich eine große Popularität bei der Menge zu ernten, so kann ich ihn ernstlich versichern, daß, sobald er das Experiment machte, er seinen Irrtum erkennen würde. Es wird ihm dann vielleicht ein neues Licht auf die Worte fallen: ‚Wenn ich Friede sage, rüsten sie sich zum Streit'. Er wird zu seiner schmerzlichen Verwunderung bemerken, daß man ihn auf der einen Seite um seines Ernstes willen der Ketzerei beschuldigt, und auf der anderen, um seiner christlichen Liebe willen der Ungebundenheit zeiht. Sein Wunsch, den Geist hervorzuheben, wird ihm als Unehrerbietung gegen den Buchstaben, seine Geringschätzung der Satzungen als Mangel an Eifer für Prinzipien, seine Unterscheidung zwischen Regeln und Geist als Verachtung des Gesetzes ausgelegt werden. Er wird sein Bestreben, die Menschen zu lieben, sein Sehnen nach Sympathie und tief-innerlicher Verständigung durch Beargwöhnung seiner Motive und gehässige Verleumdungen belohnt sehen; sein heißes Verlangen, Ideeen zu erfassen anstatt Worte und auf den Grund der mensch-

lichen Anschauungen zu dringen, wird ihm selbst von denen, die sich für aufrichtig halten, als Befriedigung einer absonderlichen Geschmacksrichtung und als eine über den Kampf um die Existenz sich erhaben dünkende Philosophie ausgelegt werden.

„Ich würde ihm nicht raten, es mit dieser ‚philosophischen Höhe‘ zu versuchen, welche er für Nachgiebigkeit an das eigene Ich hält, wenn er nicht die Unerschrockenheit besitzt, sich den schneidenden Winden auszusetzen, die an allen einsamen Orten — Höhen wie Niederungen — blasen. — Wenn er sein Herz stählen kann gegen Argwohn und Mißtrauen, wenn er es zu tragen vermag, daß die Unwissenden ihn gefährlich nennen und daß seine Amtsgenossen öffentlich auf ihn anspielen und im geheimen vor ihm warnen; wenn er sich entschließen kann, auf jeder Seite angegriffen zu werden und dies nicht zu erwidern, allen Verzeihung zu gewähren und keine zu verlangen; wenn er im Dunkel kämpfen kann wie Ajax mit dem Gebet auf den Lippen — schweigsam und allein — dann laß ihn die Richtung einschlagen, die ihm so leicht erscheint, und allen gerecht, großmütig und ritterlich begegnen. Wenn er aber davon als ‚ganz selbstverständlich innere Befriedigung sowohl als große Popularität bei der Menge‘ erwartet, so kann ich ihm versichern, daß derlei Belohnungen auf diesem Wege nicht erblühen. Lieber laß ihn Parteimann bleiben und sich mit irgend einem Sondernamen nennen; er wird dann immer noch Angriffe erfahren, aber seine Partei wird zu ihm stehen.“

Unter äußeren Angriffen und ungeachtet der zunehmenden Isolierung seiner Stellung nahm Robertson innerlich zu an Demut, Stille und Gelindigkeit. Sein Alleinstehen in innerer Unabhängigkeit ist besonders nach einer Seite hin für unsere Gegenwart segensreich geworden. Er hat gezeigt, daß eine deutlich ausgeprägte Individualität auch für die Träger des geistlichen Amts möglich und wünschenswert ist. Es liegt eine große Gefahr für den Geistlichen in der allgemeinen Tendenz der Menschen, sich ihn nach einem bestimmten Schema vorzustellen. Der Nachteil, den dies mit

sich bringt, wird von denkenden Geistlichen und Laien in unseren Tagen sehr wohl empfunden. Robertson, nach dieser Seite hin Schleiermacher ganz besonders verwandt, war tief davon durchdrungen. Der Wahrung seiner Individualität verdankt er die Freiheit des Handelns, sowie die Ursprünglichkeit und das freie Ausklingenlassen der Empfindungen, welcher Menschen in jedem Beruf verlustig gehen, wenn sie ihr Inneres allgemeinen, konventionellen Anschauungen accomodieren.

Es wird von Irving erzählt, daß er einem jungen schottischen Geistlichen bei der Ordination gesagt habe: „Sei stets und überall der Geistliche und nie weniger als der Geistliche." Robertson hätte eher gesagt: „Sei überall Mensch, ein Christenmensch, und nie weniger als ein Mensch." Priesterliches Selbstgefühl, wie es sich in Irvings Rat ausspricht, lag ihm ganz fern. Schreibt er doch einmal:

„Es liegt mir nichts daran, von Ihnen als Ihr Geistlicher angesehen zu werden. Nehmen Sie mich als Menschen — so wie ich bin."

Eins der klarst empfundenen Bedürfnisse unserer Tage geht dahin, die Menschen innerhalb gewiesener Schranken ihre Persönlichkeit sich entwickeln und ausleben zu lassen. Robertson nimmt dies Recht für sich sowohl wie für alle Menschen voll in Anspruch. Er geht jedem nach auf dem Wege seiner Veranlagung und Entwickelung, sucht seine Eigentümlichkeit zu verstehen und zu erklären, urteilt vorsichtig und gerecht, erwägt noch allen Seiten hin, läßt das Unerklärliche auf sich beruhen, ohne zu verurteilen, stellt es sich zur Aufgabe an den Menschen und das Gute in ihm zu glauben und hofft fort, wo alle Hoffnung verloren scheint. So hat er nicht nur viel dazu beigetragen, den Geist echter Duldsamkeit unter den verschiedenen Parteien zu erwecken, sondern auch dem Einzelnen den Weg gewiesen zur Schonung derer, die anders veranlagt, anders fühlen, denken und handeln, als er.

Kapitel V.

[Robertsons Interesse an den politischen Ereignissen 1848 — Er wird des Sozialismus beschuldigt. — Verteidigt sich dagegen. — Sein Verhältnis zu dem Arbeiterinstitut — Seine Rede im Rathause — Ihr Eindruck — Sein Einfluß auf die Arbeiter — Ihre Dankbarkeit — Verschiedenheit von Kingsleys und Robertsons sozialen Ansichten — Trost bei äußerem Mißerfolg von Liebesarbeit — Robertsons Wirken unter den Armen — Sein nachhaltiger Einfluß auf junge Leute — Dankadresse derselben — Seine Stellung zu den Wahlen, zur Politik von der Kanzel — Seine Vaterlandsliebe — Wahrer Fortschritt liegt nicht im Erwerb äußerer Güter.]

Robertson war noch nicht lange in Brighton, als die französische Revolution (1848) ausbrach und die ganze Entwicklung Europas in neue Bahnen riß.

So wenig Robertson sich auch zum republikanischen Bekenntnisse hingezogen fühlte, so mußte er doch, gewohnt die Dinge von den verschiedensten Seiten zu betrachten, kraft der ihm eigenen Anlage die wirklich neuen und ins Auge springenden Punkte der ungeheuren Umwälzung lebendig erfassen. Robertson erkannte deutlich die soziale Bedeutung des Ereignisses, und es wurde ihm klar, daß man sich mit dem Volke, mit den arbeitenden Ständen jetzt in neue, in *geistige* Beziehungen zu setzen habe, eine Aufgabe, zu der vielleicht gerade der Träger des geistlichen Amts besonders berufen ist.

So sehen wir ihn denn bald inmitten einer Thätigkeit, welche durchaus verschieden von seinem bisherigen Wirken, dennoch ihn uns völlig im Lichte seines eigenartigen Geistes zeigt.

Er schreibt im Jahre 1848 an einen Freund:

„Die Welt ist anders geworden, seit wir uns nicht gesehen. Für mich ist sie voll Hoffnung, zum zerspringen! Was Du wohl über all' diesen Tumult denken magst? Die Umrisse von Christi Reich fangen an zu dämmern, erst schwach, erst wie in weiter Ferne, vielleicht noch für Jahrhunderte. Trotzdem sind die wenigen Striche einer von Meisterhand entworfenen, unfertigen Skizze des Anschauens wert, obgleich noch niemand weiß, wie die Skizze ausgeführt werden mag. Und die kühnen, freien, in's Auge fallenden Züge sind zu deutlich gezeichnet, um so wieder ausgelöscht zu werden. Mit Blut gezeichnet, wie immer, und in etwas gewaltsamer Weise, aber die Meisterhand ist in den großen roten Flecken auf der Leinwand des Universums erkennbar. Ich bin manchmal geneigt von ganzem Herzen zu sagen: ‚Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!'

„Im Januar 1848 begann er einen Kursus Vorträge über das 1. Buch Samuelis zu halten. Das veranlaßte ihn, über soziale Fragen, über das Emporkommen und die Fortentwickelung nationaler Ideeen, sowie im Weitergang auch über die Rechte des Besitzes und der Arbeit zu sprechen. Er erschreckte und entsetzte dadurch beinah alle Parteien in Brighton. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich gegen ihn; er wurde als Revolutionär und Demokrat bezeichnet. In einem anonymen Briefe wurde dem Bischof eine Predigt denunziert, in welcher Robertson sich über politische Fragen in einer Weise ausgelassen haben sollte, welche bei der durch die Ereignisse auf dem Kontinent herbeigeführten Erregung der Gemüter geeignet wäre, die Leidenschaften der arbeitenden Klassen in Brighton noch mehr aufzustacheln. Er erwiderte auf derartige Vorwürfe, daß wenn die Grundlinien der Geschichte Israels universale Bedeutung hätten und auf die jetzigen Ereignisse paßten, dies nur den weltgeschichtlichen Charakter und die tiefe Inspiration der Bibel darthäte, und der Tadel dafür nicht ihn treffe. In dem Brief, den er an den Bischof schrieb, heißt es zum Schluß:

„Ich habe wiederholt die auf göttliche Prophezeiungen gegründete Ansicht von der Kanzel vernommen, daß alle irdischen

Dynastieen vor der Wiederkunft des Messias aufhören sollen. Die Zertrümmerung des Bildes bei Daniel wird immer so verstanden. Die Wandelung der Sonne in Finsternis und des Mondes in Blut wird gewöhnlich als Gleichnis vom Zusammensturz aller irdischen Gewalten und der Adelsherrschaft ausgelegt und es werden diese Ansichten beständig öffentlich gepredigt und ohne jedes Ärgernis vernommen. Die weisesten Ausleger prophezeien Anarchie und rohe Gewalt als der Aufrichtung des Reiches Gottes vorangehend. Und ich glaube, hätte ich bei den Ereignissen der Gegenwart schwarz gesehen, statt hoffnungsvoll; hätte ich in hergebrachter Weise das nahe Kommen Christi verkündet, statt daß gut und böse im Kampfe liegen, und daß das Gute sich vom Bösen nicht ohne fürchterliche Geburtswehen und Todesnöte frei machen könne — meine Ansicht wäre ohne Opposition geblieben. Oder wenn ich mich darauf beschränkt hätte, nur die aufrührerischen unteren Stände abzukanzeln, würde man mir nicht zu große Heftigkeit vorgeworfen haben. Aber ich sprach über die Fehler der über mir Stehenden und darüber beklagen sich diese und wollen sich nicht in Gegenwart ihrer Dienstboten und Untergebenen ermahnen lassen.

„Ich kann mir nicht helfen, Hochwürden — ‚hinc illae lacrymae‘. (Daher die Thränen.) Ein Diener Christi, der die Wahrheit Gottes verwaltet, ist über den Vorwurf der Anmaßung erhaben, wenn er deutlich, aber liebreich das, was böse und lasterhaft ist, auch bei denen rügt, die gesellschaftlich über ihm stehen. Er macht sich persönliche Feinde damit, er setzt sein äußerliches Fortkommen aufs Spiel, und — was einem zartfühlenden Herzen noch härter — er findet Kälte, wo ehemals Herzlichkeit bestand. Aber ich bin bereit dies lebenslang auf mich zu nehmen, wenn es nötig ist. Ernste, eindringliche Seelsorge unter den Reichen ist eine sehr, sehr schmerzbringende Aufgabe. Der Rest meines Lebens gehört den Armen.“

Während Robertson bei den höheren Ständen vielfach Mißbilligung erfuhr, erwiesen sich die Arbeiter, ja selbst ausge-

sprochene Revolutionäre, sowie solche Leute, die imstande waren, nicht nur die zerstörenden Gewalten, sondern auch das berechtigte Element in dem politisch-sozialen Gärungsprozeß zu erkennen, ihm gerechter und würdigten seine Vorträge nach ihrem Wert, als aufrichtige Versuche, eine christliche Lösung dieser schweren Fragen zu finden. Mancher hat es ihnen zu verdanken, daß er der falschen Brüderlichkeit und Freiheit des Sozialismus entrann und seine Gedanken höher erheben lernte zu der wahrhaftigen Brüderschaft und reineren Freiheit in Christo.

In Robertson war eine Art Dualismus. Seine angeborenen Neigungen, in gesellschaftlicher wie politischer Hinsicht, waren die eines Aristokraten — seiner Überzeugung und Lebensrichtung nach war er aber ein Mann des Volkes. Seine ganze Erziehung, der Wunsch Soldat zu werden, nährten den königstreuen Enthusiasmus seiner Seele. „Ich glaube" — sagte er selbst — „wenn die Krone je zu tyrannischer Herrschaft ausartete und eine Volkserhebung dagegen stattfände, so würde ich gegen den Pöbel kämpfen, namentlich wenn unglücklicherweise eine Königin an der Spitze des Regiments stände."

Das Gefühl der Pflicht gegenüber der Gesamtheit des Volkes war indessen stärker als seine Sympathie für eine Klasse. Deshalb ordnete er die letztere dem Höheren entschlossen unter. Gegen die Gemeinheiten, lauten Forderungen und Aufdringlichkeiten des Proletariats hatte er lebhafte Abneigung. Aber er war zu gerecht, um ihrer mangelnden politischen Bildung und Erziehung nicht Rechnung zu tragen. Durch männliches Unterdrücken seiner übergroßen Sensitivität war er bald imstande, auch unter rauher Außenseite den edleren Gehalt bei den Arbeitern wahrzunehmen. Sein ganzes Leben war ja ein steter Kampf zwischen Neigung und Überzeugung, der ihm selbst zwar wie Disharmonie und fast wie ein Hindernis seines Wirkens erschien, in Wahrheit aber durch die ihm eigene Feinfühligkeit nach jeder Seite hin seinen Einfluß vermehrte. Er empfand mit beiden Teilen der Gesellschaft und konnte deshalb nicht nur gerecht urteilen, sondern vielfach auch Friedensstifter werden.

So schreckten die Störungen in Europa ihn nicht aus seinen Überzeugungen heraus, noch ließ er sich von dem herrschenden Strom der sozialistischen Bewegung fortreißen. Da er die Wahrheit in beiden extremen Ansichten erkannte, aber von ihm verlangt wurde, nur die Halbwahrheit jeder Partei zu sehen, konnte er es keiner recht machen. Aus dem Christentum schöpfte er jene echte Weitherzigkeit, die die Weisheit eines konservativen Geistes mit dem Vorwärtsstreben des edlen Liberalismus verbindet. Er sah das Heil weder in Unterdrückung der Freiheit, noch in ungebundener Herrschaft der letzteren, sondern in der Herrschaft des Geistes echter Nächstenliebe, männlicher Pflichterfüllung und gewissenhafter Achtung der gegenseitigen Rechte.

Die Anfeindungen, die er deswegen zu erfahren hatte, schmerzten ihn tief, wie aus folgendem Brief ersichtlich:

„Ich glaubte, es müsse jedermann deutlich und erkennbar sein, daß meine Überzeugungen auf der Bibel ruhen und daß sie die alleinige Quelle ist, aus der ich beim Vorausblick in die Zuknnft geschöpft habe. Und ganz ohne alle Frage sind meine Ansichten über Brüderschaft und dergl. einzig aus ihr, d. h. aus Christo Leben und dem Geist, der sich darin ausspricht, hergeleitet. Natürlich nennt man mich einen Radikalen, aber mein Radikalismus ist nicht politischer, sondern religiöser Natur — ein Prinzip und kein Plan, ein Überzeugtsein von anderer Rechten und nimmermehr der Wunsch, mein eigenes Recht zu betonen. Als mir vor einiger Zeit zuerst der Vorwurf des Radikalismus gemacht wurde, war ich starr vor Erstaunen, denn ich hatte mich seit lange nicht im Spiegel beschaut und wußte nicht, was für eine Art Mensch ich sei. Ich hatte gesucht, den Sinn der Worte Christi zu e m p f i n d e n, mein Herz mit seinem in eins schlagen zu lassen, und so wurde ich, was man einen Radikalen nennt. Trotzdem verweigern die Radikalen und Chartisten, mich als Bruder anzuerkennen und sehen in mir einen wütenden Tory. Das eine ist mir indessen ganz klar geworden, der Wahlspruch meines Lebens, der Ausdruck meines ganzen Innern lautet: ‚Christus allein!‘ nicht in der sogenannten evan-

gelikalen Bedeutung, die ich für die erbärmlichste Heuchelei halte seit den Tagen, da die Pharisäer selber seine holdseligen Worte bezeugten und dennoch es versuchten, ihn vom Hügel bei Nazareth hinab zu stürzen; nein, in einer tieferen, wahrhaftigen Bedeutung, in dem Geist Christi fühlen, wie er fühlte, die Welt und ihre Grundsätze beurteilen wie er: das ist das einzige, wegen dessen es sich lohnt, zu leben. Dies thun, heißt: nichts fühlen als Christum allein. Aber in dem Maß, als der Mensch dies verwirklicht, streift er ein Gewand nach dem andern von sich ab, bis seine Seele von allem entblößt ist, was früher ein Teil seiner selbst schien. Nicht nur ein Vorurteil nach dem andern giebt er auf, sondern er lernt auch verzichten auf eine Sympathie seiner Freunde nach der andern, — seiner Freunde, deren Lächeln und Zustimmung einst sein Leben waren, bis er zu ahnen beginnt, daß er sehr bald mit Christus allein sein wird. Das ist feierlicher, als ich ausdrücken kann. Dies zu glauben und dennoch vorwärts zu dringen, das verstehe ich unter dem Wort: ‚Christus allein!‘ Ich bin unvermögend, all' dies in verständliche Worte zu fassen, was ich hiermit meine, aber manchmal bedeutet es mir ein kaum zu ertragendes Gefühl von Schweigen, Stille und Verlassenheit.

„Ich glaube, daß in unseren Ansichten über Brüderlichkeit ein Unterschied besteht, aber mehr den Worten als dem Wesen nach. Ich könnte nicht sagen, ein Mensch sei nur in soweit des andern Bruder, als beide den Vater erkennen und als beide seines Geistes teilhaftig sind. Ich glaube vielmehr, daß Brüderlichkeit und Nächstenliebe etwas Wirkliches ist, etwas der Erkenntnis Vorausgehendes, obschon noch nicht verwirklicht und erst durch Pflichterfüllung ins Leben tretend — Verwirklichung führt zu der höheren, wahren Vereinigung in Christo. Der Samariter war des Juden Nächster aus Barmherzigkeit, ob der Jude es anerkannte oder nicht, ob der Samariter es sich deutlich bewußt war, daß sie denselben Vater anbeteten oder nicht. Der Mensch als solcher ist Gottes Kind, ein Kind des andern Bruder, ob sie sich ihrer Verwandtschaft als Kinder Gottes bewußt sind oder nicht. Die Fabrikarbeiter, zu

denen ich redete, waren als Menschen meine Brüder, obwohl sehr wahrscheinlich nicht als Christen, denn es waren viele Ungläubige darunter und viele Chartisten. Brüderliche Liebe bleibt brüderliche Liebe, ob Christi Gebot angenommen und verstanden wird oder nicht. Ich kann einem Menschen sagen: liebe deinen Bruder, ohne hinzuzufügen, daß Christus es ihm gebietet, wenn ich befürchten muß, daß er Christi Autorität zurückweisen würde. Ich freilich bin meiner Sache nur gewiß, weil ich sie in Übereinstimmung mit Christi Willen weiß, er aber erkennt dies noch nicht. Christus gab das Gebot als eines, das nicht willkürlicher Autorität entsproß, sondern urewigen Prinzipien, wie sie jedem Menschenherzen erkennbar sind und seine Anerkennung fordern müssen, sodaß ihr Nichterkennen stets mehr oder weniger eine moralische Schuld in sich schließt.

„Ich glaube, wir stimmen überein, wenigstens bin ich gewiß, unsere Herzen sind eins in Gott und Christo. Meine Ausdrucksweise ist vielleicht recht unzutreffend, aber in dem Maße, wie ich Christum anbete (und meine ganze Seele erbebt bei dem Gedanken an ihn, wo ich ihn irgend verstehe oder zu verstehen glaube und fühle, daß mein eigenes Herz in sein Leben willigt und sich seinen Ansichten von Leben und Gott als Offenbarungen mit ganzer Überzeugung beugt), — in demselben Maße verabscheue ich das System der sogenannten Evangelikalen. Ich fühle mich einem verkehrten, irrenden, wahnwitzigen, sündigen Chartisten verwandter, als einer Religiosität, die das Papsttum in hunderttausend Teile zerbrochen und aus jedem Teil einen ganzen, neuen, unfehlbaren Papst gemacht hat; die ruhig und kaltblütig die Flammen der nächsten Welt an alle ihr Diktum bestreitenden Ketzer verteilt zur Entschädigung für den Verlust der Macht, die ihre Geistesvorfahren wohlgefällig ausübten durch die Flammenspende dieser Welt. Glücklicherweise bleibt einem die Hoffnung, daß sie nicht die Bevollmächtigten der Stätte sind, mit der sie so vertraut erscheinen.

„Mehr und mehr, Tag für Tag fühlt sich die Seele allein mit Gott und immer entschlossener, einzig auf seine Stimme in den Tiefen des Geistes zu lauschen."

Ungesucht bot sich Robertson Gelegenheit, an geeigneter Stelle noch eingehender diese Fragen praktisch zu erörtern.

Zu Anfang 1848 hatte er häufig ein Glied seiner Gemeinde, den damals schwerkranken Herrn Holtham besucht. „Der eine Gedanke", sagte Robertson von ihm, „beherrschte seine Seele: auf welche Weise kann ich den arbeitenden Klassen Gutes thun?" Nach mehrwöchentlichen Beratungen zwischen den beiden kam der Versuch zustande, einen Arbeiterverein in Brighton zu gründen.

Robertson ging mit Mut und Begeisterung auf die Sache ein, und Mut war nötig in dieser Zeit.

Wir folgen den Mitteilungen seiner Briefe über das Unternehmen. Er schreibt darüber an eine Dame:

„Es liegt mir am Herzen, Ihre Sympathie zu gewinnen für eine Sache, der ich zu dienen versuche. Ungefähr tausend Arbeiter unserer Stadt sind zu einer Genossenschaft zusammengetreten, welche es ihnen ermöglicht, durch kleine wöchentliche Beiträge (10 Pf.) eine Bibliothek und Lesezimmer zu errichten. Ihr Vorgehen hat sich bis jetzt ausgezeichnet durch seltene Umsicht und Behutsamkeit, mit der Ausnahme, daß sie unerwartet mich aufgefordert, ihnen eine Eröffnungsrede zu halten.

„Ein großer Teil der Mitglieder besteht aus intelligenten Chartisten, und man hat Bedenken über die Folgen dieser Bewegung und hegt den Verdacht, daß sie nur ein politischer Kunstgriff sei.

„Was mir das Wichtigste ist — diese Versuche werden gelingen. Die Arbeiter haben dasselbe Anrecht an Bibliothek und Lesezimmer, wie der Adel an sein Kasino, die Kaufherren an ihr Athenäum. Die Frage ist nur, ob wir ihnen warm dabei entgegenkommen, oder mit jener Kälte, die den Verdacht schärft, der in den unteren Klassen schon um sich frißt, daß ihre Vorgesetzten ihnen nur solange fortzuschreiten gestatten, als sie selbst dabei die Zügel in der Hand behalten.

„Die Auswahl der Bücher für die Bibliothek ist von sehr großer Wichtigkeit; seit ich in dieser Angelegenheit einige Einsicht

gewonnen, habe ich eine Ansammlung von Bitterkeit und Eifersucht gegen die bestehenden Verhältnisse bemerkt, wie ich sie vorher in dieser Ausdehnung nicht ahnte. Und dabei fahren die Leute fort ‚Friede, Friede‘ zu rufen und ist doch kein Friede.“

Die Errichtung einer Bibliothek und eines Lesezimmers kam zustande. Die Arbeiter putzten das Haus selber ab, tapezierten und möblierten es eigenhändig und schafften auch die Bibliothek größtenteils allein an. So sicherten sie sich ihre Unabhängigkeit, waren aber nicht zu hochmütig, um Beistand und Beiträge an Büchern von Wohlhabenden anzunehmen. So erfüllte sich einer von Robertsons heißesten Wünschen, daß Reiche und Arme durch gemeinsames Interesse verbunden würden. Die Rede bei Eröffnung des Instituts, die er im Oktober 1848 hielt, blieb vielen unvergeßlich. Sie atmete eine wahrhaft tapfere, hochgemute Gesinnung, deren Wert und Bedeutung wir heute, wo die Verhältnisse sehr verändert sind, kaum noch ermessen können. Damals bedeutete „Hebung der arbeitenden Klassen“ den meisten soviel wie Zerstörung des Adels und der Monarchie. Sympathie mit Chartisten äußern, war Beweis genug, um für einen gefährlichen Menschen zu gelten. Es erschien vielen wie Gottlosigkeit in dem Munde eines Geistlichen, von der Wahrheit zu sprechen, die dem Begehren nach Freiheit und Gleichheit zugrunde liegt. Aber Robertson blieb unbeirrt bei seinen Überzeugungen.

Eine Klasse Menschen, obwohl lange Zeit durch Argwohn gehalten, nahm seine Worte nach und nach mit Freuden auf. Die Arbeiter in Brighton empfanden es dankbar, daß ein Geistlicher der Kirche erkannte, was sie erstrebten und worin sie ungerecht behandelt waren. Weil sie als Menschen verstanden, weder patronisiert noch ihnen geschmeichelt, sie weder gefürchtet noch verachtet wurden, ließen sie ihre Vorurteile fahren und hörten auf das, was dieser Mann aus einer so anderen Lebensstellung ihnen über die Dinge zu sagen hatte, von denen sie erfüllt waren.

Ein Brief aus dieser Zeit zeigt, was er selbst von den Bestrebungen erwartet:

„Gestern Abend wohnte ich einer Versammlung des Arbeitervereins bei und war sehr erstaunt über die natürliche, männliche, moralische Haltung der Redner. Ich kam nachhause in sehr hoffnungsvoller Stimmung für unser Land, wenn ich das Gehörte mit dem Ton der französischen Klubs verglich. Natürlich werden Leute, welche ein vollkommenes Utopien davon erwarten, enttäuscht sein, und andere vielleicht mit Befriedigung den geringen Erfolg betonen. Aber die entsprechenden Einrichtungen der höheren Stände sind wie alle menschlichen Dinge ebenfalls durchsetzt mit Gutem und Bösem, und bieten die Möglichkeit, sowohl die Macht der Guten für das Gute, als die der Bösen für das Böse zu steigern. Mehr kann man nicht erwarten; denn dies ist die unvermeidliche Folge aller Macht und Privilegien, welche die Menschheit erlangt. Und sie müssen ihr zuteil werden, komme daraus, was da wolle. Es giebt kein verständiges Prinzip, aus dem nicht in letzter Konsequenz die Folgerung gezogen werden könnte, Barbarei sei der wünschenswerteste gesellschaftliche Zustand."

Zwei Jahre später begann der Verein zu kränkeln unter dem Konflikt innerer Meinungsverschiedenheiten. Ein Teil der Mitglieder wollte gottesleugnerische Bücher einführen, welchem Bestreben sich die Mehrzahl widersetzte. Nach Robertsons Überzeugung war bei Konstituierung des Vereins ein großer Fehler begangen worden, über den er sich folgendermaßen äußert:

„Es war natürlich vorauszusehen, daß der Fels, an dem das Unternehmen möglicherweise scheitern konnte, der erfolgreiche Versuch sein würde, die Kapitalien und den Betrieb des Vereins von seiner ursprünglichen Bestimmung abzulenken und zu politischen Parteizwecken zu benutzen. In solchem Moment aber würde ein Rücktritt aller wohlgesinnten Leute die Gesellschaft bis zum Erlöschen zusammenschmelzen lassen. Der gegnerische

Plan war ein wohlangelegter, insofern bei Verkehrung ihrer Zwecke und bei Ausscheiden der Gutgesinnten der Verfall unvermeidlich war.

„Ein verhängnisvolles Versehen bei Gründung des Vereins verwirklichte die vorauszusehende Gefahr. Es wurde wie billig als recht erkannt, daß die Arbeiter die Leitung ihrer Gesellschaft selbst in Händen haben sollten, damit nicht der leiseste Verdacht entstünde, als ob ihre Wohlthäter sie leiten oder bevormunden wollten. Jeder Versuch einer Einmischung wurde gewissenhaft vermieden, wie dies nur verständig und richtig war. Aber nicht nur die Herrschaft der oberen Klassen war unmöglich gemacht, sondern selbst ihr Beistand und ihr Rat war ausgeschlossen, weil die Ehrenmitglieder inkompetent waren, im Komitee eine Stimme abzugeben oder handelnd einzutreten. Und dieser Paragraph, welcher der übergroßen und irrtümlichen Gewissenhaftigkeit eines begüterten Vorstandsmitgliedes seine Entstehung verdankte, mußte, weil von Hause aus falsch, verhängnisvoll wirken.

„Die uneingeschränkte Oberaufsicht oder Leitung Personen der reicheren Klassen zu übertragen, wäre seitens der Arbeiter von vornherein ein Aufgeben des Prinzips gewesen, auf welches sie ihren ganzen Plan gründeten. Aber jede Mitwirkung und praktische Beteiligung der Besitzenden ausschlagen, ihre Beiträge annehmen und ihren Rat ablehnen, hieß einen Geist nicht männlicher, sondern eifersüchtiger Unabhängigkeit wecken und großziehen, und in neuer Form den verderblichen Abstand zwischen Klasse und Klasse befestigen, der heutzutage das schlimmste Übel unseres sozialen Lebens ist — das sich gegenseitig Abstoßen der Gesellschaftsklassen auf allen Punkten, mit Ausnahme des pekuniären Interesses. Und damit wird der Geist der Selbstsucht zum Bindemittel erklärt, der Geist, der seinem innersten Wesen nach zerstörender Natur ist. Fürwahr: — ein verhängnisvoller Irrtum!“

Robertson beabsichtigte der Versammlung des Arbeitervereins beizuwohnen, in welcher der Vorschlag, gottesleugnerische Bücher

und Schriften zuzulassen, diskutiert werden sollte. Aber er unterließ es und schreibt darüber:

„Ich wohnte der Versammlung nicht bei, wie ich erst vorgehabt, und es thut mir dies jetzt beinahe leid; aber einige Komiteemitglieder waren besorgt für mich, wegen der Heftigkeit nnd Roheit der Sozialisten; auch glaubten sie, daß selbst wenn ich den Ausschlag gäbe bei der Abstimmung, man dies Resultat dem Einfluß des Pfaffentrugs zuschreiben und nicht respektieren würde. Diese Erwägung bestimmte mich, sie den Kampf allein ausfechten zu lassen, und ich hoffe aufrichtig, daß sie einen endgültigen Sieg errungen. — Doch soll der Sozialismus entsetzliche Fortschritte in England gemacht haben. Louis Blancs Ansichten breiten sich mit Schnelligkeit aus. Sie sagen, wir müßten erst die ‚abergläubische Ansicht‘ von dem unsichtbaren Gott loswerden; bis dahin sei nichts zu erreichen. Darauf folgt natürlich der Kommunismus und der Kampf ums Eigentum.“

Robertson entschloß sich bald darauf, im Rathause eine öffentliche Rede zu halten, nicht nur, weil er mit den Interessen des Vereins enge verknüpft war und durch das Vorgehen der Arbeiter persönlich kompromittiert wurde, sondern vornehmlich, weil er fühlte, daß für dieselben alles, was sie erstrebten, auf dem Spiel stand. Diese Rede war in mehr als einer Hinsicht von tiefgreifender Bedeutung und blieb den Hörern noch lange in Erinnerung wegen des ungemeinen Taktgefühls, das der Redner bewies. Der große Saal des Rathauses war überfüllt; alle Stände in der Versammlung vertreten, alle Arbeiter des Vereins anwesend. Die in der Minderheit befindlichen skeptischen Sozialisten waren mit dem Entschluß gekommen, eine Störung herbeizuführen und Robertson hinauszutrommeln. Sie hatten sich zu diesem Zweck an verschiedenen Stellen im Saal verteilt. Robertson begann sehr ruhig, in langsamem, deutlichem, gehaltenem Ton. Er erklärte den Zweck der Versammlung. Als er von sich sprach als demjenigen, der sie hierher entboten und der sich der geplanten Einführung gottesläugnerischer Bücher widersetze, erhoben sich Menschenknäuel, um ihn zu unter-

brechen. Pfeifen und Zischen wurde gehört, aber die unerschrockene Haltung des Mannes, die ruhige Stimme und der melodische Fluß der ununterbrochenen Rede, die, in gemessener Ruhe die maßlose Erregung beherrschend, ihren Verlauf nahm, ließ den Gegnern nichts übrig, als sich wieder niederzusetzen. Murren und leidenschaftliches Fußscharren wiederholte sich freilich noch mehrmals. Endlich aber, als er sagte:

„Ihr hörtet alle schon von einem Ort, den man ‚Feiglingsburg‘ nennt. Die Feiglingsburg ist die Kanzel oder Rednertribüne, von wo herab ein Mann, von Freunden umringt, in Abwesenheit seiner Gegner — des Beifalls gewiß und gegen Widerspruch gesichert — diejenigen angreift, die von ihm abweichen“ — — da entstand Totenstille. Und von diesem Augenblick an verlautete nicht mehr ein Wort, kaum ein Beifallsruf, bis der Schlußsatz verhallte. Es schien, so sagt ein Ohrenzeuge, als ob jedermann im Saale von denselben Gefühlen durchzuckt gewesen; als ob eine von dem Redner magnetisch ausströmende Gewalt sie alle mit ihm, ja untereinander in eins verschmolzen hätte. Die Rede war unter allen seinen Ansprachen hinsichtlich der Beredsamkeit die merkwürdigste, sofern man darunter die Macht versteht, durch kühne und überzeugende Worte die Herzen der Hörer zu zwingen. Sie war aber auch noch um anderer Ursachen willen bemerkenswert.

Erstens offenbarte sich darin ein Stück seines inneren Lebens und Gemüts. Durch die Verhältnisse war er gedrängt, von sich zu sprechen, und alle fühlten, daß er ihnen das Grundprinzip seines ganzen Lebens enthüllte, als er sagte: „Ich lehne es heute Abend ab, die Liebe, die ein Christ zu seinem Erlöser hat, in Diskussion zu ziehen, eine Liebe, viel zarter noch als die Liebe, die je ein Mann für seine Schwester empfand, oder die Anbetung, die er dem Schöpfer entgegenbringt; eine Ehrfurcht, geweihter noch, als einer sie für seine Mutter hegt.“

Die Rede ist auch deshalb bemerkenswert, weil er seinen Gegnern damit kühn den Handschuh hinwarf. Nicht nur an die Arbeiter, nein an ganz Brighton war sie gerichtet — vielleicht unabsichtlich.

Wer aber wußte, wie man über ihn dachte, der empfand, daß er sich verteidigte, nicht in dem Sinn eines Widerrufs, sondern gleich einem Sokrates vor den Athenern. Er war hier nicht auf der Kanzel und konnte sich deshalb freier äußern; er sprach gar nicht als Geistlicher, sondern als Mensch, wie es denn mehreren auffiel, daß er bei dieser Gelegenheit eine schwarze Halsbinde trug. Wenn er nun ausführt, wie die Bezeichnung einer Sache als: „Unglaube" oft nur das Feldgeschrei der Engherzigkeit ist gegen eine alte, unter neuer und vergeistigter Form auftretende Wahrheit, und ein aus zweiter Hand aufgegriffener Vorwurf und Aufruf zur Verfolgung von Meinungen, über welche doch völligste Unkenntnis herrscht; wenn er die kirchlichen Blätter schwer trifft, indem er sagt: „Ich habe gelernt die bloße Beschuldigung des Unglaubens sehr leicht zu nehmen" — wenn er ferner, statt zu verdammen, voll Mitleid von Shelley spricht, weil ihm in seiner Jugend ‚Gott als ein Dämon, und das Christentum als ein verbittertes System der Exclusivität dargestellt worden' — wenn er sodann erklärt, ‚das Dasein Gottes lasse sich dem Verstande nicht beweisen' und sich verteidigt, weil er in Dickens' Werken ‚eine moralische Bedeutung' gefunden, und die Bedenken dagegen für ‚geistliches Geschwätz' erklärt; wenn er endlich von den ‚gegen seine Freunde, die Arbeiter', erhobenen Beschuldigungen und von seinen Beziehungen zu ihnen spricht und es ablehnt, in das Geschrei derer einzustimmen, die, schreckensstarr durch die Ereignisse auf dem Festlande, in der Belehrung der Arbeiter und dem Zu-ihnen-stehen ein Stärken des Unglaubens und des Sozialismus sahen, so wandte er sich damit thatsächlich an die Allgemeinheit, dem Einzelgeschrei gegenüber, das sich gegen sein Auftreten erhob, und versicherte kühnlich, daß er unentwegt an seinen Meinungen festhalte und nicht einen Zoll breit weichen, sondern geradeaus steuern werde. Und dahin wurde er auch verstanden. Viele, die zuvor in den blinden Lärm gegen ihn eingestimmt, hörten ihn, gingen fort und sagten: Das ist in Wahrheit ein ganzer Mann; anders als wir ihn uns gedacht; ein Mann, mit dem wir nicht übereinstimmen können, den wir aber auch nicht mehr angreifen

werden. Seine Verteidigung war kühn, bestimmt, aber im Geiste der Lindigkeit. Inbezug auf die im allgemeinen erlebte Beargwöhnung, Mißdeutung und persönliche Abneigung äußerte er sich dahin:

„Ich halte es für Pflicht, liberal und großmütig auch den Illiberalen und Engherzigen gegenüber zu sein. Es scheint mir erbärmlich für einen Mann, danach zu streben wahr zu sein und die Wahrheit zu verkündigen, und dabei erstaunte Klage darüber zu führen, daß die Wahrheit nicht Kronen zu vergeben hat, sondern Dornen. Ich sage dies nur, damit wir uns verständigen."

Die Rede hatte größeren Erfolg bei den Arbeitern, als er erwartet hatte. Einige von der skeptischen Minderheit wurden von ihrem Unrecht überzeugt. Die übrigen bildeten eine Körperschaft für sich, nahmen einen großen Teil der Bibliothek und des Eigentums mit sich und gründeten eine neue Genossenschaft, die aber nicht lange Bestand hatte. Die Majorität vereinigte sich dahin, Robertsons Vorschläge auszuführen. Zunächst schafften sie die alte Regel ab, wonach kein Mann der höheren Stände in dem Komitee mitstimmen und handeln durfte, und rekonstruierten die Gesellschaft auf diesem besseren Boden. Dann wählten sie Robertson zu ihrem Präsidenten. Seine Stellungnahme zu diesen Veränderungen erhellt aus folgenden Briefen:

„Ich verpflichte mich, wenn Ihre Gesellschaft sich konstituiert hat und lebensfähige Elemente in sich trägt, sie entweder durch eine Rede zu eröffnen, oder noch vor Jahresschluß einen Vortrag zu halten. Es scheint mir aber von großer Wichtigkeit, die öffentliche Aufmerksamkeit nicht schon in ostensibeler Weise auf Ihre Wiederherstellungsversuche zu lenken, solange dies nur erst Versuche sind. Ist der Verein notwendig, wird er von den Arbeitern ersehnt und ernstlich erstrebt, dann wird sich auch eine gehörige Anzahl zusammenfinden und seinen Bestand sichern, ohne das Reizmittel einer öffentlichen Ansprache. Wenn nicht, so bin ich überzeugt, daß der Versuch, durch solche Mittel ein Zustandekommen herbeizuführen, sehr gefährlich wäre. — Bei der früheren Gelegenheit traten in einem Moment der Begeisterung siebenhundert Arbeiter

zusammen und gingen gleich darauf wieder auseinander. Wenn es künstlicher Mittel bedarf, um ihre Existenz zu sichern, wird die Gesellschaft bald eines natürlichen Todes sterben, und wir würden aufs neue die Beschämung eines fehlschlagenden Unternehmens auf uns laden. Dem aber darf sich die Sache der Arbeiter nicht aussetzen. Lieber schweigend fallen, als ein neues öffentliches Bekenntnis der Unfähigkeit ablegen.

„Eine Eröffnungsrede würde im Augenblick die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf sich lenken. Sie würde, wie eine jede öffentliche Bewegung, die Schwankenden für den Augenblick herüberziehen und — vielleicht das nötige Geld beibringen. Aber das will nichts bedeuten im Vergleich zu dem Zurücktreten vieler, gleich hernach. — Ich schlage deshalb vor: Lassen Sie die Genossenschaft so bald und so still wie möglich ins Leben treten; d. h. so still, wie es mit dem Maß von Öffentlichkeit vereinbar ist, welches notwendig, um die Arbeiter damit bekannt zu machen, daß eine neue Genossenschaft im Begriff ist sich zu bilden. Finden sich nicht Mitglieder genug, dann geht das Ding ruhig zu Ende bis auf künftige, günstigere Gelegenheit. Und seien Sie überzeugt, daß keine künstliche Aufregung ihm Dauer verleihen, sondern nur eine vorzeitige, nicht lebensfähige Geburt herbeiführen könnte.

„Nach einigen Monaten, wenn die Genossenschaft sich aus innerer Kraft behauptet, dürfen wir äußere Hilfsmittel versuchen. Ich, für meine Person, verpflichte mich dazu. Aber die große Aufgabe für uns alle besteht in diesen Tagen aufgebauschter Reklame darin, zu lernen in der Stille und Wahrhaftigkeit zu arbeiten; dagegen aber Selbstankündigungen und Selbstprahlereien solchen zu überlassen, die sich am Rande des Bankrotts befinden."

Zweiter Brief:

„Zur Beantwortung Ihres heutigen Briefes kann ich kurz sagen, daß der Gedanke, ich könne den Vorsitz des Vereins übernehmen, gänzlich ausgeschlossen ist. Weder halte ich mich geeignet für solch Amt, noch bin ich überzeugt, daß es der Genossenschaft zum Vorteil gereichen würde .... Ich glaube, ich kann den

Mitgliedern in einer untergeordneten Stellung besser und jedenfalls unbehinderter von Nutzen sein. Hervortreten und Macht sind Dinge, an denen ich keinen Geschmack finde.

„Es liegt mir sehr am Herzen, daß ein abermaliges Mißlingen ausgeschlossen bleibe; aber größte Weisheit und Erfahrung sind vonnöten, um dies zu verhindern . . . .

„Die Arbeiter haben bewiesen, daß selbst eine wohlgesinnte Mehrheit nicht imstande ist, sich gegen eine stürmische Minderheit zu behaupten, ohne den Beistand anderer gesellschaftlicher Elemente, die sie unterstützen, nicht aber befehligen. Es wäre mir sehr leid, wenn Herren (Gentlemen) die Mehrzahl des Komitees bilden sollten. Aber die Arbeiter bedürfen einiger Männer von Ansehen und Erfahrung, an denen sie einen Rückhalt haben. Und dies ist meiner Auffassung nach das allein wahre, demokratische Prinzip: nicht eine Oligarchie der Besitzlosen, sondern eine Verschmelzung der Stände, in welcher innerhalb gewisser Schranken den Männern von umfassenderer Bildung und überlegener Urteilskraft das ihnen zukommende Gewicht beigelegt wird.

„Was mir am wehesten thut, ist das Mißtrauen der Arbeiter gegen die Wohlhabenden, und nichts ist unheilvoller und unchristlicher, als Popularität bei ihnen zu erhaschen durch Ausbeutung dieser Gefühle und etwaige Andeutungen, als ob die Geistlichkeit, die Frommen und die Reichen ihre Feinde seien, oder ihre Sache nur als Mittel zu einem selbstischen Zweck betrieben. — Ich darf unter ihnen keine hervorragende Stellung einnehmen: ich bin ihr Freund, aber ich begehre nichts dafür, nicht einmal Einfluß und Anerkennung. Kann ich ihnen ein wenig Gutes erweisen, nun wohl! aber um ihretwillen darf ich nichts annehmen, was bei einem von ihnen nur den Schatten eines Schattens von Verdächtigung meiner Absichten erwecken könnte."

Nachdem die Gesellschaft mehrere Jahre lang in ausgezeichneter Weise günstig gewirkt hatte, hat sie vor kurzem, zu vieler Bedauern geschlossen werden müssen, aus Mangel an Unterstützung. Mit

einer Ausnahme scheint sich nach Robertsons Tode außerhalb der Arbeitersphäre niemand mehr der Sache angenommen zu haben. Er erhielt in dieser Zeit zwei Briefe von Arbeitern, die ihn tief ergriffen und die am besten seinen Einfluß kennzeichnen.

„Hochwürdiger Herr, ein geringer jemand bittet Sie, die Einlage als Osteropfer anzunehmen und gewissermaßen als dankbare Anerkennung für die vielen einsichtsvollen Belehrungen über Wahrheit, Ehre, Barmherzigkeit und Liebe, und für die Hoffnung der Unsterblichkeit, die ihn jetzt beseelt und mit einer inneren Freudigkeit erfüllt, der er jahrelang fremd gewesen. Möge Gott nach seiner unendlichen Barmherzigkeit Sie uns noch lange in Gesundheit und Wohlsein erhalten und Sie segnen! Das ist der aufrichtige Wunsch des Ihnen treu ergebenen — Schreiber dieses."

Ein anderer anonymer Brief begleitete ein paar selbstgearbeitete Leuchter mit folgenden Zeilen:

„Mein Herr! ein geringer jemand, der gern seinen Dank für die vor nichts zurückschreckende Güte ausdrücken möchte, die Sie den arbeitenden Klassen dieser Stadt stets erwiesen haben, bittet Sie, das Beifolgende anzunehmen. Und indem Sie dies thun, werden Sie zugleich, wie er hofft, verzeihen, was Ihnen vielleicht unenglisch erscheint, daß der Brief ohne Unterschrift an Sie abgeht. Möge mich dies entschuldigen, daß Sie mich nicht kennen und folglich auch meiner Handlungsweise kein falsches Motiv beilegen können. Nur die tiefste Verehrung hat mich bewogen, mir diese Freiheit zu nehmen. Da Sie nicht bloß als Gentleman, sondern als ein Mann geachtet werden, der zu dem Niveau der Arbeiter herniedersteigen kann, und sie versteht — (eine seltene Eigenschaft heutzutage! bei der Klasse, zu der Sie gehören) so schätzen die Arbeiter alle Ihren Rat und Beistand nur um so höher. Möge derselbe ihnen lange erhalten bleiben! Ich führe nicht die Klage, daß die höheren Stäude keine Teilnahme für uns hätten — ich glaube, daran fehlt es nicht. Aber von fünfzigen kann sich nicht einer wahrhaft in unsere Lage und in unsere gewöhnlichen Naturen versetzen und es erkennen, wie die Mechaniker und Handwerker

unseres Volkes, obgleich oft tiefe Denker, doch des Rates und Beistandes bedürfen, den allein höhere Bildung verleiht. Wir haben ihre guten Wünsche und pekuniäre Unterstützung und sind dankbar dafür, aber ein kleiner, freundlicher Ratschlag im rechten Moment würde oft mehr ausrichten. Eben dies giebt uns das Gefühl, daß wir Ihre Hand ergreifen können wie die eines Bruders in allem, was auf den Fortschritt der Nation zielt. Wollte Gott, daß es solcher wie Sie mehr gäbe! Wie ganz anders würden wahre Religiosität, Moral und gesunder Sinn gedeihen! Dann brauchten wir weder den Papst noch den Teufel zu fürchten. In wahrer Hochachtung verbleibe ich der Ihrige."

Der Arbeiterverein hatte um seine Existenz zu kämpfen, denn die Spaltung in seiner Mitte hatte ihn erheblich geschwächt. Robertson war unermüdlich in seinen Bemühungen, ihn zu befestigen. Er schreibt im November 1851:

„Ich war jeden Abend in den Versammlungen und bei den Vorträgen der Arbeiter zugegen." Auf ihren Wunsch hielt er zum Besten ihres Fonds zwei öffentliche Vorträge über „den Einfluß der Poesie auf die arbeitenden Klassen." Diese Vorträge blieben nicht ohne Folgen. Erstens brachten sie das nötige Geld ein, dann aber machten auch die Arbeiter Brightons von der darin zum erstenmal ausgesprochenen Wahrheit, daß die Beschäftigung mit Poesie nicht das ausschließliche Vorrecht einer privilegierten Klasse sei, sondern allen zustehe, die gleiche menschliche Empfindungen besitzen, sofort Gebrauch. Indem man ihnen die Fähigkeit zutraute, Poesie zu würdigen, wurden sie sich freudig ihrer Empfänglichkeit dafür bewußt. Aus der Lehrweise Christi hatte Robertson das große Erziehungsprinzip gewonnen, daß die Menschen am besten zur Verwertung ihrer geistigen Anlagen geführt werden, wenn man bei ihnen selbst das Vertrauen in ihre Gaben weckt. Bei diesen Vorträgen übertrug er dasselbe Prinzip auch auf weltliche Dinge, und erweckte dadurch bei den Geringen des Volks den Sinn für Poesie. Die Arbeiter fingen infolge dessen an ihre Dichter zu

lesen und erörterten und verglichen in lebhafter Weise die Verdienste von Pope, Walter Scott und Tennyson. Ein Teil des Zieles, welches Robertson sich gesteckt, wurde somit erreicht. Die bei einem toten, mechanischen Kreislauf, oder bei grober Handarbeit beschäftigten Männer wurden in eine edlere Region und in ein reineres Geistes- und Empfindungsleben eingeführt. Es faßte sie ein Verlangen, das Schöne zu erkennen und zu fühlen. Eine Stufe zu ihrer Erhebung war gewonnen.

Man hat Robertson in seinem hingebenden Eifer für die Hebung des Arbeiterstandes vielfach mit Kingsley und Maurice, den ihm in mehr als einer Hinsicht verwandten Männern zusammengestellt, doch bestand bei aller Verwandtschaft der Sinnesart dennoch ein Unterschied zwischen ihren sozialen Ansichten und Bestrebungen, dessen sie sich wohl bewußt waren.

Maurice äußerte sich nach Robertsons Tode gegen dessen Vater folgendermaßen:

„Robertson identifizierte sich nicht einen Augenblick mit den christlich Sozialen, noch ging er auf ihre Pläne ein. Vor dem Frühjahr 1851 habe ich nie die Freude gehabt ihn zu sehen; ich suchte ihn damals auf, veranlaßt durch Drews Aufforderung, der übrigens in keiner Weise zu unserm Vorgehen in Beziehung stand. Es geschah, daß Kingsley und ich mit Robertson von Pastor Drew aufgefordert wurden, in einem fortlaufenden Cyklus in seiner Kirche in Brighton zu predigen, und daß Kingsley nur widerstrebend der Aufforderung nachkam. Es wurden indes auch andere aufgefordert, die seine und meine Ansichten ganz verworfen haben würden. Und der Charakter der Kirche, in der wir nacheinander predigen sollten, zeigte deutlich, daß das einzige Band zwischen uns das gemeinsame Gefühl war, daß die Kirche unter allen Ständen, vornehmlich aber unter der arbeitenden Klasse wirken müsse. Als ich bemerkte, daß die mit Kingsleys Predigt verknüpften Umstände die Zeitungen verleitet hatten, die verschiedenen Prediger dieses Cyklus als Verbündete anzusehen, schlug ich vor,

Robertson, den einzigen, der außer Kingsley und mir dort gepredigt hatte, von dieser Voraussetzung zu reinigen. Aber er lehnte mein Anerbieten großmütig ab, meiner Überzeugung nach indes nur, weil er bei der ihm innewohnenden Ritterlichkeit sich nicht von uns lossagen wollte, während wir in Ungnade standen, nicht aber, weil er sich im geringsten zu unserer Partei gerechnet, oder geneigt gewesen wäre, sich an unseren Bestrebungen zu beteiligen. Ich habe nie die geringste Veranlassung gehabt, mir einzubilden, er sympathisiere mit irgendeiner meiner theologischen, sittlichen oder nationalökonomischen Ansichten. Ich hatte stets den Eindruck, daß er ein großes, edles Werk vollbringe unter viel Mißverständnis und Verläumdung, und ich war besorgt, ihm nicht noch mehr aufzubürden, als sein Los naturgemäß und notwendig mit sich brachte. Die große Freude, die es mir gewesen wäre, von ihm zu lernen und Winke und Korrektive meiner Ansichten von ihm zu erhalten, wäre zu teuer erkauft worden, wenn ich Feinde oder Freunde hätte glauben machen, er sei verantwortlich für Worte oder Handlungen, die sie an mir zu verdammen geneigt waren."

Robertson selbst äußert sich wie folgt:

„Ich gebe die nationalökonomischen Irrtümer in Kingsleys Predigt zu. Es ist verkehrt, das Elend des Proletariats ausschließlich der Selbstsucht der begüterten Klassen zuzuschieben, während es doch teilweise auf Rechnung des nur zu sehr ermutigten Instinkts zu setzen ist — sich zu vermehren, wie Kaninchen in ihrem Bau — und des entwürdigenden Zugeständnisses der Philantropen, als ob es unmöglich sei, diesen Instinkt einzuschränken. Es scheint mir ein großer Irrtum, die arbeitenden Klassen glauben zu machen, daß es Mittel gäbe, die auch unabhängig von ihrer eigenen Energie, moralischen Erhebung und ernster Selbstzucht — ihre Lage auf die Dauer verbessern könnten.

„Und was er über die Anhäufung des Kapitals sagt, ist unbestimmt und deklamatorisch. All' dies habe ich ihm selbst gesagt. Es will mir auch nicht scheinen (ich rede ohne Sachkenntnis), daß ein Zusammenwirken der Klassen auf die Dauer Konkurrenz ausschließen

könne, ohne doch darum selbst wieder zur Konkurrenz zu werden — nämlich zwischen Körperschaften statt zwischen Individuen; oder daß das daraus entspringende Gute in etwas anderem bestehen könne als etwa der Bildung, die der arbeitenden Klasse daraus in transitu, in Beziehung auf Urteil, Selbstzucht und Sparsamkeit erwachsen kann. Wenn ich aber mit Kingsleys Ansichten auch nicht übereinstimme, halte ich es nur für Pflicht der Billigkeit, zu erklären, daß seine Predigt sie mißverständlich darstellt. In einer andern veröffentlichten Rede — hat er ebenso stark die entgegengesetzten und korrektiven Wahrheiten betont und selbst die Leute verstimmt durch die Energie, mit welcher er die Notwendigkeit ungleicher und selbst großer Kapitalanhäufungen dargelegt hat. Dringend möchte ich dies einzige wünschen, daß man Mitgefühl hätte oder vielmehr Lauterkeit üben lernte gegenüber den zuweilen extremen Äußerungen so großmütiger und selbstloser Männer wie Kingsley, deren Wärme, selbst wo sie irren, weit höher zu schätzen ist als die Korrektheit kalter Herzen. Man findet so selten einen Geistlichen, der den hergebrachten, amtlichen Ton vergessen und mit warmem Herzen für die unterdrückten Klassen eintreten kann. Nicht wie ein Polizeibeamter, der angestellt ist, sie über das, was sich ziemt, zu unterweisen, sondern als Bein von ihrem Bein und Fleisch von ihrem Fleisch und einer gemeinsamen Menschheit mit ihnen teilhaftig. Deshalb scheint mir Pastor Drews Protest und das Verdammungsurteil des Bischofs von London, sowie der ebenso kalte Widerruf desselben traurige Zeichen des englischen Kirchentums zu sein. Ist es außerdem, der Natur der Dinge nach, nicht beinahe wünschenswert und gewiß unvermeidlich, daß feurige Behauptungen auf der einen Seite durch doppeltwarmes Hervorheben der entgegengesetzten Wahrheit ins Gleichgewicht gesetzt werden? Wir haben beinahe dreihundert Jahre lang die Armen zu Loyalität und Unterwerfung einexerziert. Kann man da etwas anderes erwarten, als daß die Menschen, wenn sie endlich mit eigenen Augen ‚das herrliche Gesetz der Freiheit‘ schauen, sich in empörter Weise äußern über das, was sie wie eine Entdeckung überrascht: ‚Ihr habt die

eine große Hälfte des Evangeliums verschwiegen, nämlich was es über des Menschen bürgerliche Freiheit lehrt, und wie es beständig Partei nimmt für den Unterdrückten.' Das abstrakte Recht der Kapitalanhäufung muß durch ein tieferes Recht in Schach gehalten werden. Summum jus summa impuria. Das Christentum muß hier das Gleichgewicht herstellen und die Nationalökonomie auf diesem Punkte berichtigen."

In einem anderen Briefe fährt er fort:

„Wir kennen Kingsleys Herz, seinen Eifer und den Ernst seines Wollens; und wenn je einige seiner Aussprüche zu Mißdeutung Veranlassung gegeben, hätten wir ruhig warten sollen, bis die Zeit und unsere Erläuterungen das Mangelnde ergänzt gehabt. Der Sohn Gottes hat vieles gesagt, was zu falschen Auslegungen veranlaßte, und nüchterne Leute hielten dies für sehr gefährlich und protestierten dagegen: ‚auf daß nicht die Römer kommen und nehmen uns Land und Leute'. Ich gebe zu, daß Kingsley oft unbedachte Äußerungen thut, doch Raschheit sollte man lieben und nicht unterdrücken. Aber nein, die englische Kirche duldet keine Heldenhaftigkeit, kein feuriges Draufgehen, keine überströmende Begeisterung. Sie hat nicht — wie Rom, — Verwendung für Loyolas und Xaviers. Wir ertragen nichts als prosaische, nüchterne Verständigkeit. Und sobald jemand auftritt, der Nerv hat und ein Herz, das ihn befähigt, Führer einer verlorenen Hoffnung zu sein, finden wir ihn ‚gefährlich' und bringen ihn durch kalte, verständnislose Vorwürfe zur Verzweiflung, bis er Dissenter oder Demokrat wird .... Ich glaube, Gott straft uns, wenn nicht anders so doch dadurch, daß alle edlen Geister sich von uns thun, wie Newman und Manning nach der einen, und Männer wie Kingsley nach der anderen Seite hin, und es uns überlassen bleibt, in dem Sumpf der Alltäglichkeit herumzuzappeln, weder fähig, uns über die tote Fläche zu erheben, noch darin unterzusinken. Tag für Tag stimmen sich meine Hoffnungen tiefer herab. Wir dürfen das, was wir fühlen, nicht mehr äußern. Wer darf es noch, wenn alle kirchlichen Blätter, wenn geistliche Brüder — wie Laienhörer

bei jeder Wendung über Ketzerei schreien? Uns binden ärgere Ketten als die von Rom. Und wenn ein Mensch hart wird wie ein Kieselstein und verzweifelt durchgeht mit geschlossenen Augen, ohne sich daran zu kehren, wen er stößt — der schädigt die eigene Seele und empört sich wie der edle Carlyle, verliert den Strom lebendigen Wassers im dürren Wüstensand, fruchtet nichts mehr, sondern verkommt schließlich in seichter Sumpfniederung. — Unvorsichtigkeiten, Halbwahrheiten, unbesonnenes Aufschreien des gefolterten Mitleids nennt man solchen Mannes Aussprüche . . . . jawohl! Aber dem allen zum Trotz halte ich fest an einem Menschen, von dem ich überzeugt bin, sein Herz sei gesund, und er meinte es anders als es den Anschein hat . . . . Ich halte mich an das Herz, an Mannhaftigkeit, an edle Gesinnung und nicht an korrekte Ausdrucksweise . . . . Ich suche Worte und Handlungen nach dem Menschen zu beurteilen und nicht den Menschen nach seinen Worten und Handlungen . . . . Was ich in Beziehung auf Kingsley gesagt, habe ich auch in Hinsicht der Trakterianer ebenso stark von meiner Kanzel herab ausgesprochen. Zu einem Menschen stehen heißt nicht, sich seine Ansichten aneignen, wo dies nicht die unsrigen, wohl aber Duldung derselben, und zwar in einem fast unbegrenzten Maße; unbegrenzt wenigstens im Vergleich zu den Grenzen, welche die liberalsten Leute, die ich kenne, zu ziehen vorschlagen. Und wenn ich überzeugt wäre, daß er das Rechte will, dann würde ich zu ihm stehen — bis zum Verteidigen und Erörtern seiner Ansichten. Kingsley nimmt an, vielleicht mehr als ich, daß menschliche Selbstsucht all' unseren sozialen Übeln zugrunde liegt. Ich glaube, daß die Übertretung gewisser Gesetze, die sich stets rächt — wie z. B. Mangel an Sparsamkeit und thörichtes Heiraten — an ihrem Teil dazu beigetragen haben, die gegenwärtige Notlage zu schaffen; und daß es ein anderes ist, wehe! zu rufen über die, welche den Arbeitern, die ihre Felder mähten, den Lohn vorenthalten, und ein anderes, dies auf solche anzuwenden, deren Schuld teils Unwissenheit, teils Nachlässigkeit war. Aber Kingsley giebt dies nur als seine spezielle Ansicht und ihm steht das Recht zu, eine Ansicht

zu haben. Überdies hat er vielleicht mehr recht als ich glaube. Unsere thörichte Vorliebe, Heiraten zu fördern und Unterwerfung unter einen tierischen Instinkt als christliche Pflicht hinzustellen; unser Parteigezänk, das die Erziehung des Volkes untergräbt; weiter, daß eine ungezählte Menge ohne christliche Pflege aufwächst und Ausbreitung der Kirche für uns nichts anderes bedeutet, als mehr Kirchen und höheres Gehalt .... Alle diese Dinge lassen mich im Zweifel darüber, ob nicht der Theorie Kingsleys eine tiefe, tiefe, furchtbare Wahrheit zugrunde liegt. Es ist wahr, daß Kingsley keine Notiz nahm von den Segnungen verfassungsmäßiger Ordnung. Aber diese bargen eben keinen besonderen Segen für jene Elenden, die zu tausenden vor seiner gequälten Einbildungskraft aufstiegen — Segen vielleicht für dich und mich, für den Adel und wohlhabende Kaufherren und das ganze vornehme Viertel von London. — Kingsley fühlte noch eine andere Obliegenheit als die, unsere unvergleichliche Konstitution zu loben: nämlich die Wahrheit zu verkündigen, daß eine Emanzipation noch unvollendet ist, die dem Westend und allen Sekt trinkenden Kaufherren und uns, den Geistlichen der Kirche, wenn wir sie nicht vollbringen helfen — Schlimmes bedeutet .... Ich habe Ihnen nun mein Herz ausgeschüttet .... Ich bin ebenso überzeugt von Ihnen als von mir selbst, daß Sie nicht aufseiten der Pharisäer und Honoratioren stehen in dem Sinne, in welchem ich vorher davon sprach. Philisterhaftigkeit in der bekannten Carlyleschen Bedeutung bezeichnet für mich wenigstens Leute wie Bileam, die anständig sind und weiter nichts; konservativ aus Bequemlichkeit und Selbstsucht. Nicht Conservative als solche, denn deren verehre ich viele, sondern Leute, die alle reformatorische Bewegung hassen, weil sie auf Thatsachen zurückgeht und Spinnweben zerstört."

Es war Robertson unbegreiflich, daß kein Geschlecht von dem anderen lerne, auch in sozialer und politischer Hinsicht nicht. Er schreibt darüber:

„Die Sprache einiger Leute über Irland ist geradezu unchrist-

lich und erinnert an den Ton, mit dem der französische Adel von der canaille sprach, unmittelbar vor Eintritt der fürchterlichen Vergeltung der Revolution. Unseren Frauen wird auf durchaus nutzlose und unpraktische Weise Geschichte gelehrt, sonst müßte das früher an Irland begangene Unrecht sie beständig verfolgen, und die dortige gegenwärtige Verkommenheit, die Bettelei und Demoralisation ein schaueriges Bild der Vergangenheit heraufbeschwören, welches das Gesetz der Widervergeltung in ihr Gedächtnis rufen, und ihnen die Zunge binden müßte, wenn ihr Ausdrücke der Verachtung entschlüpfen wollen. Was ging dem gegenwärtigen Stand der Dinge voraus? Vor wessen Thür liegt die Schuld, wenn nicht bei den Vorfahren derer, die jetzt den Boden geerbt haben? Aber französische Revolutionen belehren niemanden! Und ich glaube in der That, die Geschichte der Bienen und Ameisen erweist sich dem Menschengeschlecht ungefähr ebenso nutzbringend, wie das Studium der Weltgeschichte. So war es bei den Juden vor Alters: sie waren wetterkundig, aber ‚die Zeichen der Zeit' konnten sie nicht erkennen. Die jüdischen Damen waren nicht wenig erstaunt, sich als Sklaven römischer Wüstlinge wiederzufinden, und die pariser Damen waren ebenso verwundert, nachdem sie gewohnt gewesen, enorme Summen bloß auf ihre Coiffuren und Bänder zu verwenden, eines Tages ihre Haarfrisur auf Staatskosten arrangiert zu sehen à la guillotine. Die jüdischen Propheten erinnerten das Volk deutlich genug an das, was geschehen war, und Jesaias zerlegte haarklein den Kostenaufwand der jüdischen Damen für ihre hübsche Person, während die Sache der Witwen und Waisen unbeachtet blieb; aber sie lachten ihn aus, bis er dringender ward, und das fanden sie un peu trop fort. Der arme Jesaias wurde entzwei gesägt und quälte sie fürder nicht mit ihren ‚Kettlein und Armspangen, ihren Hauben, Feierkleidern, Spiegeln und Kollern, ihren Mänteln und Schleiern'. Ich möchte wissen, was sie dachten, als nachher Nebukadnezar in das Land einfiel und ihre eigene canaille sie dem Eroberer verriet.

„Verlieren Sie nicht die Geduld mit dem armen Irland! Es

ist ganz begreiflich, daß Herrn C.'s Anstrengungen fehlgeschlagen sind. Ging es dem Sohn Gottes doch nicht anders — und wenn er nach seinen Mißerfolgen mit Ihnen und mir uns als unverbesserlich aufgäbe, möchte ich wissen, was morgen aus uns würde! Trotzdem meinen wir, ein paar Anstrengungen christlicher Liebe müßten sofort Erfolg haben, und langjährig aufgehäufte Laster beseitigen können. Ich kenne eine junge Dame, deren Ansichten über diesen Punkt die naivsten sind, die ich je gehört. Sie ging eines Tages hinab nach H. und machte den armen Lumpen Vorwürfe über ihren Schmutz und die unbehaglichen trostlosen Zustände ihrer Häuser. — Und — o Erde und Himmel vernehmt es! die armen Schelme bereuten nicht ihre üblen Gewohnheiten und wurden nicht gebessert durch diese engelgleiche Heimsuchung. Es ist möglich, daß, weil sie Reinlichkeit und Behagen nie gesehen, sie gar nicht wußten, was eigentlich von ihnen verlangt wurde, wonach sie überhaupt streben, oder wie sie beginnen sollten. Elisabeth Fry würde ihnen etwas Seife gekauft haben und des Beispiels wegen eigenhändig die Hände eines Kindes gewaschen, ihnen eine Anzahl Regeln begreiflich gemacht und der Familie einmal wöchentlich die Parade abgenommen haben, gutmütig und halb im Scherz — um zu sehen, ob sie Ordre pariert hätten. Sie würde das ein Jahr lang durchgeführt haben und wäre am Ende desselben auch nur das Aufdämmern einer Besserung wahrzunehmen gewesen, so würde sie Gott gedankt und Mut gefaßt haben. Aber elegante junge Damen glauben, daß ein beredter Peitschenknall in die Luft nach neuester Londoner Mode ein keltisches Dorf elektrisieren und ein Volk von Wilden zu zivilisierten Neigungen und englischen Sitten bekehren müßte. Das geduldige Mühwalten der Liebe, die Gottes Werk treibt, wird aber nicht in der Londoner großen Welt gelernt. Zu der Aristokratie der jenseitigen Welt werden die Frys und die Chisholms gehören und die Leute, denen nicht daran liegt, geschniegelt einherzugehen, und die sich nicht scheuen, gleich ihrem Meister den armen Lumpen, die sie retten möchten, ‚die Hände aufzulegen'. Ich wüßte nicht, daß mich irgend etwas in ‚Onkel Toms Hütte' so

ergriffen hätte wie diese Bemerkung! Sie gehört zu denen, die Welten von Gedanken aufschließen und einen ganzen Strom von Licht über einen Gegenstand ergießen.

„Sie sagen, daß Herr C. sein Leben auf seinen Gütern zugebracht, versucht hat, sie zu heben ꝛc. — und damit gescheitert sei. ‚Wohlan', sagt Lord Carlisle, ‚der Himmel ist für solche, deren Pläne auf Erden gescheitert sind' — so gescheitert! Ist Herr C. angeekelt von der Undankbarkeit und im Begriff, alles aufzugeben und sich ein Genußleben zu bereiten? Wohlan, sagen Sie ihm: ‚Sehet euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangen.' Sagen Sie ihm: ‚Wo ihr in ein Haus kommt, so grüßt dasselbige. Und so daselbst wird ein Kind des Friedens sein, so wird euer Friede auf ihm beruhen: wo aber nicht, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden.'

„In den Augenblicken, wo das Leben sich mir in seiner wahren, feierlichen Bedeutung darstellt, möchte ich lieber der Urheber solchen Mißlingens sein, als all' des Erfolges und des Ruhmes von Wellington; und ich glaube, daß noch einige außer mir am Tage des Gerichts ebenso empfinden werden."

Um die Armen seiner Gemeinde bekümmerte sich Robertson in ganz spezieller Weise. Einmal wöchentlich hielt er ihnen bestimmte Vorträge in der Sakristei. Er verachtete nicht den beschränktesten Kopf und leitete in der Sonntagsschule die Kinder dazu an, möglichst selbst den Gedanken zu finden, auf den es ihm ankam. Es ist merkwürdig, wie diese feurige Natur so mild und ausdauernd blieb in dem Bemühen, aus schier hoffnungslosem Stein Funken zu schlagen.

Oft hat er, innerlich tief verwundet, die sauerste Anstrengung auf sich genommen. Anfechtung und Zweifel suchte er meist durch Arbeit unter den Armen zu bekämpfen. — Er empfahl nicht nur, sich der Höflichkeit zu befleißigen, sondern sein Betragen gegen Untergebene und Dienstboten war stets durch die zarteste Rücksicht bestimmt. Er sprach nicht nur über Aufopferung, sondern trat

willig das eigene Vergnügen und Vornehmen beinahe jedem ab. Er gönnte sich nicht die kleinste Ausgabe für persönliche Annehmlichkeit und sparte sich sogar das Notwendige ab, um es für anderer Bedürfnisse zu verwenden. Mit gleicher, beharrlicher Hingabe nahm er die geringen, kleinen Pflichten alle, gerade wie die großen Aufgaben seines Lebens auf sich. Wie tief er mit Armen und Kranken empfand, zeigt der folgende Brief:

„Unter meinen heutigen Armenbesuchen“, schreibt er, „waren zwei sehr traurige Fälle. Eine arme Familie, der Vater eben gestorben und die Mutter, eine fleißige, anständige Frau, vom Kummer überwältigt und fast vernichtet durch die Unmöglichkeit, die Begräbniskosten zu zahlen. Und zu denken, daß eine Summe, von vielen Reichen wie Pfennige verschleudert, hinreichen würde, eine Familie von acht oder neun menschlichen Wesen sorgenfrei zu machen, während der Mangel sie fast an den Hungertod bringt! Ich war imstande, versprechen zu können, die Rechnung zu erledigen — nicht ganz aus meiner Tasche; die Dankbarkeit und Erleichterung der Leute war wirklich rührend.

„Der andere Fall betraf ein armes Geschöpf, das ich verließ mit einem Abceß im Backenknochen, der nun für Krebs erklärt ist. Der Schmerz steigert sich unaufhörlich und unerträglich bis zu wahren Todesqualen. Morphium betäubt für kurze Zeit, und Chlorkalk reinigt ein wenig die Fäulnis des Mundes; aber in diesem Zustand muß sie nun Monate aushalten und keine irdische Macht kann sie retten, kaum nur die Qualen mindern, von denen sie gefoltert wird. Seitdem habe ich — nicht gelacht — nein, mein Lachen wäre jetzt gespensterhaft, eine hohle, falsche Lüge — aber ich habe zu Mittag gespeist, vergessen, gesprochen, gelesen, geschrieben und hatte keine körperlichen Schmerzen zu erdulden. — Wie unerhört, geheimnisvoll ist alles Elend und Leiden, und wie fragwürdig das Recht, das zwei Drittel der Welt beansprucht, sich die Ohren mit Baumwolle zu verstopfen, damit das Stöhnen nicht bis an ihr seidenes Polster dringe, und der Schrei der bis zur Erschöpfung Arbeitenden im Windesrauschen ungehört verwehe!

Aber nehmt einmal an, der Schrei dringe hinauf zu den Ohren Gottes, und er frage: Wem hast du geholfen? Wen hast du bekleidet? Wen hast du gespeist mit deinen zehn, hundert oder tausend, ja vielleicht vieltausend Mark? — Mag jedermann gegen Kingsley protestieren — er fußte dennoch auf einer hehren, tiefen Wahrheit mit der Behauptung: Gott wird Rechenschaft verlangen von der Selbstsucht der Besitzenden, und der Kampf muß erst ausgefochten werden. — Ich habe in letzter Zeit viel und schmerzlich darüber nachgedacht und mich selbst mannigfach anklagen müssen."

Der Egoismus der Menschen, und gar eine schlechte Handlungsweise konnten Robertson in einem Grade aufbringen, daß er vergeblich danach rang, sich in Worten Luft zu machen; Falschheit und Heuchelei empörten ihn bis ins Mark. Sein Christentum war nicht von der lauen Art jener, welche nur Christi Sanftmut gelten lassen mögen, nicht aber auch seinen Zorn, und die auf das Wort verzichten: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten, ihr Heuchler!" — u. s. w. Den Schwachen, Gefallenen, von Reue Gebeugten bewies er eine wunderbare Zartheit; seine Freude, wenn er von einer edlen That hörte, war so groß, daß diese Empfindung fast an Wehgefühl streifte. Sein tiefes Mitgefühl mit den Armen und Elenden findet in folgendem Brief einen ganz eigentümlichen Ausdruck:

„Ich las Alfieris Leben nicht. Das Unglück des Genies, seine falsche Richtung, sein Elend, entspringen zum Teil daher, weil sein Leben vor andern der Welt gehört. Manch ein Soldat starb eben so tapfer und unter denselben Leiden wie Sir John Moore bei Corunna, aber nicht jeder findet den Sänger, der ein Klagelied um ihn anstimmt. Manch unschuldiges Opfer, ja hunderte und tausende sind auf den Schafotten in Frankreich und in den Verließen der Raubritter umgekommen, aber stumm gingen sie unter. Ein paar Edelleute, deren Klageruf vielleicht laut genug erscholl, haben die Welt mit Mitleid für ihr Unglück erfüllt. So manchen mittelmäßig begabten Knaben mußte ich verkommen sehen auf der

Schule, und so manche einfache Existenz sah ich schon zugrunde gehen. Nur sind das keine Dinge für den Geschichtschreiber. Arbeitsleute treibt das häusliche Elend zur sittlichen Verwilderung und Waschfrauen siechen dahin unter roher Behandlung: aber die einen werden eingesperrt, wenn sie ihr Elend im Trunk ersäufen wollen, und die andern sterben an gebrochenen Herzen und wieviel Poesie geht in der Seifenlauge unter! Mir scheint, daß solche unausgesprochene Schmerzen viel bemitleidenswerter sind, als die eines Alfieri, dem eine Zunge verliehen ward, zu sagen was er leidet."

Neben dem Arbeiterverein waren es noch Bestrebungen einer anderen Gesellschaft, für die Robertson im Jahre 1849 öffentlich auftrat. Es handelte sich darum, dem in den Läden beschäftigten Personal Freistunden zn erwirken und zu dem Zweck ein zeitigeres Schließen der Läden am Abend herbeizuführen. Er hielt bei Konstituierung der Gesellschaft die Eröffnungsrede und hob darin hervor, daß die Schwierigkeiten, das Ladenpersonal früher zu entlassen, vornehmlich in dem späten Hereinkommen der Käufer ihren Grund hätten. Die Lösung der Frage liege demnach vornehmlich in Händen der Kaufenden, mit einem Wort, der besitzenden Klasse. Man solle indes ernstlich darauf denken, den jungen Leuten Zeit zu ihrer Fortbildung zu verschaffen, müsse aber von ihnen auch nützliche Anwendung der freien Stunden erwarten.

Die Rede war voll praktischer, nationalökonomischer Einsicht, und nüchtern und schlicht in ihren Ausführungen. Es ist merkwürdig, wie der stets so schwungvolle Mann sich durchaus in den Grenzen sachlich praktischer Ausführbarkeit zu halten wußte. Aber keiner Partei machte er es recht. Erst nachdem die anfängliche Erregung sich gelegt, fanden seine Vorschläge Eingang.

Neben den Armen der Gemeinde widmete er sich in ähnlich spezieller Weise den jungen Handlungsgehilfen, Ladendienern und Dienstboten aus der Stadt. Unter ihnen waren gerade viele, welche er sich durch die Nüchternheit seiner Rede zuerst abgeneigt

gemacht hatte, und unter denen er später den größten Erfolg gewann. Er setzte viel Zeit und Kraft daran, den jungen Leuten nützlich zu sein, aber nur allmählich gewann er anhaltenden Einfluß auf sie, und das nicht, weil er ihren Ansichten geschmeichelt, oder in ihr gewöhnliches Geschrei eingestimmt hätte, vielmehr war es gerade die Aufrichtigkeit seiner Absichten, die Anziehungskraft auf sie übte. Sie lernten ihm vertrauen und das Christentum wurde ihnen lieb durch seine Persönlichkeit, denn sie sahen es an ihm mit eigenen Augen, wie männlich und wie edel ein Christenleben sein könne. „Mit dem ganzen Ernst der ihm eigen" — sagte später einer der Jünglinge — und wie groß war dieser Ernst! — „ermahnte er uns, in unserer Jugend anzufangen, mit David zu sprechen: O, Gott, du bist mein Gott! frühe wache ich zu dir!" — Manche seiner Predigten waren besonders an sie gerichtet. Es war leicht, die jungen Leute anzuregen und zu fesseln, aber damit gab er sich nicht zufrieden. Er brachte sie dazu, Gefühlen zu mißtrauen, die sich nicht umsetzten in Thaten. Das Neue seiner Anschauungen und die Jugendfrische seines dabei so mannhaften Charakters machte ihn höchst geeignet zum Leiter der Jugend. Aber er wollte sie nicht von sich abhängig wissen; er ermahnte sie vielmehr, daß sie, um geistig zu erstarken, lernen müßten, mit Gott und ihrer eigenen Seele alleinzustehen. Er lehnte es ab, Meister ihres Glaubens zu sein: „Einer ist euer Meister" — sagte er — „Christus." So war er bemüht, sie zu christlicher Mannhaftigkeit hinzuleiten und Gott segnete seine Anstrengungen. Es ward ihm die seltene Freude, die Bäume, die er gepflanzt hatte, gute und reife Frucht tragen zn sehen.

Kurz vor seinem Tode noch widmeten die jungen Männer ihm eine Dankadresse mit über achtzig Unterschriften und überreichten ihm dieselbe in einer feierlichen, in ihrer Art einzigen Versammlung im Rathause zu Brighton. Es war ein großartiger Moment: die verschiedenen Interessen des Standesunterschiedes, der mancherlei Meinungsverschiedenheiten u. s. w. waren vergessen, waren wie weggeschmolzen in dem Feuer einer allen gemeinsamen Liebe.

Robertson beantwortete die Adresse mit wenigen Worten. Als er sprach, erhoben sich alle in aufrichtiger Bewegung, und Robertson selbst war tief ergriffen. Er sagte:

„Wir sind nicht hier, um Komplimente miteinander auszutauschen; ihr seid nicht gekommen, um mir zu schmeicheln, und ich kam nicht, um mit affektierter Scheu euere Schmeicheleien zurückzuweisen, nur damit sie wiederholt werden möchten. Ihr habt mir als freie, ehrliche Engländer mitgeteilt, daß meine Seelsorge euch Gutes gebracht hat, und als freier, ehrlicher Engländer sage ich euch, daß ich es von ganzem Herzen glaube. Ich weiß, daß Männer unter euch sind, die vormals im Dunkel und Zweifel standen und kein Licht sahen, die nun aber Anker, Fels und Ruheplatz fanden. Ich weiß, daß Männer unter euch sind, die sich einst verbitterten und erbosten über die nach ihrer Meinung unbillige Verschiedenheit der Stände, und die sie nun in milderem, demütigerem und gelinderem Geist ansehen. Ich weiß, daß Reiche unter euch sind, die gelernt haben, einer edleren Gesinnung gegen die Armen Raum zu geben. Ich glaube — denn wissen kann dies nur Gott allein — ich glaube, Männer unter euch zu kennen, die sich bewegen ließen, einem höheren Panier als bisher zu folgen und ich darf vielleicht hinzufügen, die ihr Leben in Wahrheit mehr damit in Einklang setzten. Ich wage es nicht, diese meine Zuversicht zu verbergen, und bin im tiefsten Herzen dankbar dafür, sagen zu können, daß, wenn mein Amt morgen zu Ende ginge, es wenigstens in dieser Stadt nicht durchaus vergeblich gewesen wäre."

Es thut einem wohl, einmal Worte so freudiger Zuversicht aus Robertsons Munde zu vernehmen.

Bald nach diesem Ereignis, im Juli 1852, begannen die Wahlen in Brighton und beschäftigten und interessierten unsern Freund so sehr, als wäre er selber ein politischer Parteimann. Es war aber nur das stärkere Pulsieren des öffentlichen Lebens und die allgemeine Erregtheit der Stadt, was ihn mit fortriß und

eine Zeit lang seiner eingezogenen Lebenssphäre entrückte. Das Turnier der Leidenschaften, der Kampf, wobei er sein Auge nur auf das mannhafte Ringen heftete und nicht auf die oft damit verbundene Büberei, erweckten den ganzen kriegerischen Enthusiasmus seiner Soldatennatur. Überall war er zu sehen, die blauen Augen entflammt, das braune Haar aus der Stirn geworfen, sein Gang eilig, seine Worte rasch und zündend. Er hielt eine Predigt über die Pflicht der Wähler, aus welcher die folgende Stelle am besten zeigt, in welchem Geist er diese Dinge ansah:

„So zarter und schwieriger Natur das Besprechen solchen Gegenstandes von der Kanzel herab stets ist, so scheint es mir doch die gebieterisch geforderte Pflicht eines Dieners Christi — vor welcher er nur aus Feigheit zurückbeben könnte — den Versuch zu machen, die großen christlichen Landmarken klar zu stellen, die zu solchem Vorgang gehören. Aber versteht mich recht. Es ist nicht seine Pflicht, Politik im gewöhnlichen Sinn zu besprechen, sofern man damit die Ansichten einer besonderen Partei meint. Nimmermehr darf die Kanzel zu einem Parteimittel erniedrigt werden. Hoch, hoch über solchen Fragen, soll sie die Würde einer Stimme wahren, die von der Ewigkeit zeugt und nicht von der Zeitlichkeit. Wo möglich, sollte nicht ein Wort fallen, aus dem des Geistlichen persönliche politische Meinung zu erkennen wäre. Dennoch müssen die großen Prinzipien über recht und unrecht bei solchem Vorgang zu ihrer Geltung kommen; und in Ausübung meiner Pflicht möchte ich euch dieselben vor Augen führen."

Standhaft ließ er in dieser Predigt seine eigenen politischen Anschauungen ganz außer Auge und legte nur die großen Gesichtspunkte klar, aus welchen ein Votum abgegeben werden müsse.

Außerhalb der Kanzel war sein politischer Einfluß nicht unbedeutend. Auch scheute er sich nicht, damals im Gegensatz zu allen andern Geistlichen der englischen Kirche, seiner politisch-liberalen Überzeugung gemäß zu wählen und zugunsten dieser Wahl zu wirken, wie denn stets die Vaterlandsliebe ein mächtiger Impuls seines Lebens war.

Er konnte leidenschaftlich wünschen, an den damals von England am Kap geführten Kriegen persönlich teilzunehmen. Viele seiner Briefe behandeln ausschließlich Mitteilungen aus dem Kaffernkriege. Aber in demselben Grade, wie er sich für die Tapferkeit und den Heldenmut der englischen Armee begeistert, ist er empört, sowohl über die von einzelnen Offizieren und Mannschaften an den Eingeborenen verübten Grausamkeiten, als über die Entdeckung, daß der Krämergeist seines Volkes sich soweit erniedrigen konnte, dem Feinde Waffen zu liefern.

In folgendem Brief findet sein Patrotismus charakteristischen Ausdruck:

„Morgen wird der große Wellington begraben .... Alt-England ist für einmal seiner Gewohnheit bescheidener Beerdigungen untreu geworden, und ich gehöre nicht zu denen, die seine Handlungsweise in diesem Fall nicht billigen. Den Herzog wie gewöhnliche Größen begraben, wäre unstatthaft. Ein Jahrhundert ist nötig, um solche Männer hervorzubringen, und wir werden in diesem Geschlecht nicht seinesgleichen erleben. Wäre auch ein dem seinen ähnliches Genie zu finden, so könnte es sich doch erst nach achtzig Jahren als solches ausweisen. Dies alte schwerfällige Land, über dessen unhaltbare und voreingenommene Meinungen die Filigrannationen oft lachen, — wie kerngesund ist es in der Art seiner Heldenverehrung! und was hat es für einzige Helden! — Pflicht — die Parole Nelsons und Wellingtons — war der letzte erhabene Schlachtruf des einen und der lebenslang gewahrte Grundsatz des andern — ohne jegliches Aufsehen und Gepränge und theatralisches Wesen. Tennyson faßt es alles in eine inhaltschwere Zeile zusammen:

„‚Das lange Opfer seines Lebens ist vollbracht!‘

„Nelson, die Königin Adelaide, Wellington — das sind die großen Verluste, welche England in diesem Jahrhundert erlitt; und Peel, weil die Leute glaubten, daß auch in ihm in einem gewissen Grade der Opfergeist gelebt habe. Ja, Vortrefflichkeit, Pflicht, Opfer das sind Eigenschaften, die England zu ehren weiß.

„Es begafft und bewundert hin und wieder einmal, wie ein thörichter Bauer, allerlei anderes — Eisenbahnkönige, Mesmerismus und anderes Blendwerk — aber nichts bewegt sein großes altes Herz bis auf den tiefsten Grund, und nachhaltig, ringsum im Lande, als allein das Rechte. England legt sich seinen Shawl sehr ungeschickt um und benimmt sich täppisch genug in einem Konzertsaal, kann die schwedische Nachtigall kaum von einer Dohle unterscheiden; aber — Segen über das Land! — Es lehrt seine Söhne wie Männer untergehen, in Wellen und Wogen, ohne Parade, ohne Schaustellung, als ob Pflichterfüllung das Selbstverständlichste von der Welt wäre; und es wird nie sehr lange einen Schauspieler für einen Helden nehmen und umgekehrt. Männer wie Arnold und Wordsworth erkennt es schließlich in ihrem Wert — Männer wie Wellington, die leichter zu begreifen sind, sofort — und hält mit unentwegter Treue an ihnen fest. Ich liebe mein altes, gutes, täppisches Vaterland und entschuldige im voraus die Ungeschicklichkeiten die bei der Paradeaufbahrung des Herzogs aus Mangel an Erfahrung in dergleichen Schaustellungen — vorkommen werden."

Dem materialistischen Gedanken der Zeit, der den Fortschritt der Entwickelung des Menschengeschlechts hauptsächlich in einer Vervollkommnung äußerer Lebensbedingungen sieht, trat er in Predigten, sowie auch u. a. in folgendem Brief auf das energischste entgegen:

„Ich mache mir sehr wenig aus einem Fortschritt der Gesellschaft, welcher nur bedeutet, daß in einigen hundert Jahren die Menschen reichlicher essen und trinken und reinlicher gebettet sein werden, als der große Haufe heutzutage, wenn diese Menschen sterblich und vergänglich und einem ewigen Tode verfallen sein sollen. Diese Anschauung raubt einem alles, was die Menschheit groß macht, und verlangt dennoch Interesse für ihren Fortschritt. Ich erwarte denselben von der Religion, ich hoffe auf eine Kirche; d. h. eine mehr mit Gott vereinigte und darum auch mehr unter

sich verbundene Gesellschaft. Aber hiervon, und von der darin gegebenen Möglichkeit der Veredlung losgelöst, erscheinen mir die Schicksale des Geschlechts wenig interessanter als die Betrachtuug über die Aussichten einer Platte voll Seidenwürmer — ekelhaften, kriechenden Gezüchts, mögen immerhin Motten daraus werden, welche sterben, wenn sie kaum Eier gelegt haben. Das ganze Universum erscheint mir aus diesem Gesichtspunkt als ein entsetzliches Fantasma; — das grausame Laboratorium eines experimentierenden Hexenmeisters . . . . Nein, nein, nein! Es giebt etwas Besseres, und der französische Atheismus muß erst ein menschliches, demütiges, liebevolles Herz erlangen, ehe er nur ahnen kann, was das ist!“

Kapitel VI.

[Robertsons persönliche Beziehungen in Brighton — Seine Freunde — Lady Byron — Mitteilungen über sein Wesen.]

Über Robertsons Privatleben und seine persönlichen Beziehungen in Brighton erfahren wir leider wenig. Besonders ist zu bedauern, daß über seine Familie und die Persönlichkeit seiner Gemahlin, sowie über seine Ehe und sein häusliches Leben so wenig Mitteilungen vorliegen. Fr. Arnold rühmt, wie verständig und liebevoll er auf die Natur seiner Kinder einging und erzählt davon kleine Züge. So verkündete Charly eines Tages, er sei brav wie ein Löwe. Da hob ihn sein Vater in die Höhe und erklärte ihm, von welcher Art die Tapferkeit des Löwen sei, und wie ein kleiner Knabe nicht nach Weise des Löwen, sondern in höherem Sinne brav sein könne und solle. Als er ein anderes Mal bemerkte, daß der Knabe bei einer Sache, wo ihn Tadel traf, recht hatte, brachte er dies — geleitet von der richtigen Empfindung, daß ein Kind durch nichts so leicht geschädigt wird wie durch eine Verletzung seines Gerechtigkeitsgefühls, — sogleich zum Austrag und ließ dem kleinen Schelm seinen vollen Schutz angedeihen.

So still es in seinem Hause zuging, so bunt und geräuschvoll flutete draußen das Leben. Er selber schildert dies in einem Briefe wie folgt:

„Brighton ist weder eine Fabrik- noch Handelsstadt, sondern

ein Vergnügungsort für Fremde. Etwa ein Drittel oder Viertel seiner Bevölkerung sind nicht Einwohner, sondern Passanten.

„Jeden Sonnabend überschüttet London uns mit Tausenden, die hier Seeluft atmen wollen.“

Mit der Badegesellschaft kam er wenig in Berührung. Er lernte wohl einige der geistig hervorragendsten und auch etliche der vornehmen Leute darunter kennen, nahm aber keine Stellung in dem ihm antipathischen Leben und Treiben der Menge von Fremden ein. Ja, der Gedanke, in dem Ruf zu stehen, der beliebte Prediger eines eleganten Badeorts zu sein, war ihm kränkender als absichtliche Beleidigungen.

Nur mit wenigen der besten Menschen verkehrte er, mit diesen wenigen aber pflegte er vertrauten, nahen Umgang. Größere Gesellschaften besuchte er nicht, oder ganz ausnahmsweise, und höchst selten nur lud er selbst Gäste ein. Doch sehr liebte er es, wenn die ihn besuchenden Freunde in zwangloser Weise an den häuslichen Mahlzeiten teilnahmen.

Mit den Geistlichen in Brighton stand er, wie es scheint, wenig oder gar nicht in persönlichem Verkehr, doch hatte er zu Geistlichen der Umgegend, wie u. a. zu dem später noch zu erwähnenden Pastor Tower, freundliche Beziehungen.

Gleich im ersten Jahre seines Aufenthalts in Brighton erneute er die in Heidelberg geknüpfte Bekanntschaft mit Crabb Robinson, einem Schriftsteller, der auch mit Goethe und Wordsworth befreundet war und der noch heute in England als Schriftsteller ein hohes Ansehen genießt. Derselbe spricht in seinen Schriften mit großer Wärme und Bewunderung von Robertson und seinen Predigten.

Mit Thackerey und anderen litterarischen Größen hatte Robertson auch ganz interessante persönliche Berührungen.

Nahe befreundet war ihm der Vorsteher seiner Kirche, Herr Bowdidge, der die äußeren, schwierigen finanziellen Verhältnisse in der Gemeinde mit großer Mühe und Treue regelte. In seinen Armen ist Robertson gestorben.

Derselbe wohnte ganz in der Nähe von Trinity Chapel und Robertson fühlte sich bei ihm wie zuhause. Er blieb Sonntags zwischen den Gottesdiensten öfter ganz dort und nahm bei dem Freunde ein einfaches Mahl ein. Bowdidge war eine populäre Persönlichkeit in Brighton, ein zuverlässiger, ehrenhafter Charakter. Keine größere Freude kannte er bis zuletzt, als von Robertson zu sprechen: „Ich wäre für ihn durch Feuer und Wasser gegangen", pflegte er zu sagen, „aber die meisten Leute hier haben ihn erst nach seinem Tode erkannt. Sie kamen nur, um ihn anzustaunen". Er erzählt ein Beispiel davon, wie wenig eitel Robertson gewesen. Bowdidge war mit ihm beim Photographen, der eine Aufnahme von Robertson gemacht, aber als die Rede auf Vervielfältigung seiner Bilder kam, zertrat Robertson die Platte.

Einer seiner besten Freunde, der ihn von allen vielleicht am besten verstand, war Dr. Acworth. Ihm haben wir die meisten Beiträge zu „Robertsons Leben und Briefe" zu danken. Es schrieb sich diese Freundschaft schon aus Cheltenham her, wo Dr. Acworth als angesehener Arzt lebte. Später erlitten seine medizinischen Ansichten einen völligen Umschwung; er wurde Homöopath und gab aus Überzeugung seine große Praxis mit einem bedeutenden Einkommen auf. Es gelang ihm nicht, Robertson zur Homöopathie zu bekehren, aber seine Selbstaufopferung und Überzeugungstreue wußte Robertson ganz besonders zu schätzen. Die beiden Männer hatten manche Eigentümlichkeiten gemein; was Acworth über Robertsons Charakter mitteilt, paßt in vieler Hinsicht auf ihn selbst. Später hat er in Brighton auch als Homöopath eine große Praxis ausgeübt.

Unter den Freunden in Brighton stand Robertson wohl Lady Byron, die Gemahlin des Dichters am nächsten. Er sagt von ihr, sie sei eine der edelsten, reinsten Frauen, die er kenne: „Ihr ruhiges, in echter Selbstzucht stehendes Wesen, ihre warme, persönliche Teilnahme und der Einblick in ihre mannigfachen Erfahrungen sind mit das Beste, was mir hier zuteil geworden."

Fr. Arnold widmet Lady Byron in seiner Robertson-Biographie

ein besonderes Kapitel. Er teilt Urteile berühmter Zeitgenossen über sie mit, spricht von ihrem versöhnten Gefühl, Byron gegenüber, und berichtet über die Lebensschicksale ihrer Tochter und Enkel. Wir heben hier nur das auf Robertson bezügliche heraus:

„Zwischen der Witwe des größten Dichters seiner Zeit und dem warmherzigen jungen Geistlichen entwickelte sich allmählich eine tiefe, warme Freundschaft, würdig, mit so mancher klassisch gewordenen, edlen Beziehung verglichen zu werden. Eine lebhafte Sympathie verband sie in allen Fragen des höheren Lebens und allen Angelegenheiten praktischer Wohlthätigkeit. Sie kamen in nahen persönlichen Verkehr, Robertson war ihr Ratgeber und Freund bei allem privaten und öffentlichen Wohlthun. Er stand am Sterbebett ihrer Tochter, deren Seelsorger er während ihrer letzten Krankheit war, in welcher alle religiösen Zweifel, die sie bis dahin gequält hatten, schwanden. — Er beriet mit Lady Byron die Erziehung ihrer Enkel. Ihr Haus in Esher gehörte zu den wenigen, die er außerhalb Brightons besuchte. Er sollte ihr litterarischer Testamentsvollstrecker werden; die Briefe und Papiere, die Licht geworfen hätten auf das tiefe und noch nicht gelöste Geheimnis ihres Lebens, waren ihm anvertraut; aber die bejahrte Frau sollte den so viel jüngeren Freund noch um sieben Jahre überleben.

„Lady Byron war eine ganz hervorragende Frau, einer der merkwürdigsten weiblichen Charaktere des Jahrhunderts: eine durchaus edle Natur, aber nicht frei von Exzentricitäten. So wollte sie bei Robertsons Begräbnis nicht im Wagen folgen, weil sie ‚nicht würdig sei, selbst zu Fuß der Leiche eines so begabten, heiligen Mannes zu folgen‘.

„In ihrer Jugend glaubte sie sich zur Schriftstellerin berufen und Byrons Verhältnis zu ihr, das später zur Heirat führte, gründete sich wahrscheinlich neben dem eigentümlichen Zauber ihres hohen, fast herben Charakters auf diese litterarischen Interessen. Alles, was uns von ihren Aufzeichnungen blieb, ist anziehend und zeugt von großer schriftstellerischer Begabung, die sich ja auch auf das lebendigste in ihren Briefen kundgiebt. Aber besser, als ihre

Jeder es vermocht hätte, nützte sie der Menschheit mit einem langen Leben des praktischen Wohlthuns, durch welches sie auch so manches Unrecht, das ihr Gemahl verschuldet, zu sühnen getrachtet hat.

„Vielfach und gründlich hat sie sich mit Phrenologie beschäftigt und liebte es, jungen Leuten auf Grund dieser Beobachtungen Ratschläge zur Berufswahl und dergl. zu erteilen.

„Ein Porträt, das sie als schöne alte Frau darstellt, giebt den Eindruck von Charakter und Willensstärke. Alle Angelegenheiten ihres Lebens und Wohlthuns waren stets vollkommen geregelt und dankbar rühmt sie Robertsons scharfen Blick in verwickelten geschäftlichen Fragen. — Bis zuletzt behielt sie das regste Interesse an den Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Litteratur sowohl, wie an allen religiösen Fragen. Ihrer Anregung verdanken wir wahrscheinlich die Behandlung wichtiger Fragen in Robertsons Briefen, deren viele wohl an sie gerichtet waren.

„Ihrer Wohlthätigkeit verdankt die erste Gewerbeschule in England ihre Entstehuug. Sie sandte einen Lehrer in die Schweiz, um Fellenbergs Methode zu studieren. An verschiedenen Orten eröffnete sie wohlthätige Anstalten aller Art. Es ist behauptet worden, daß sie mehr als irgend sonst jemand in England Gutes gestiftet habe, und zwar nicht nur durch die Menge, sondern mehr noch durch die Weise ihres Wohlthuns. Während ihr vor allem die Erziehung der Armen am Herzen lag, unterstützte sie, soweit sie konnte, auch jede andere gute Sache und jedermann, der es irgend verdiente.

„Da Robertson, der stets über Vermögen von seinem geringen Einkommen Notleidenden mitgeteilt, den Seinigen wenig hinterlassen hatte, so war es diese edle Frau vornehmlich, die im Verein mit andern Freunden es sich zur Freude machte, nach seinem Tode für die hinterbliebenen Kinder in ausreichender Weise zu sorgen."

Robertson war ein Mann für alle, für vornehm und gering. Leuten jeden Standes und Bekenntnisses, bis in die ärmsten

Schichten der Gesellschaft, gewann er das Herz ab. Ein kleiner Buchhändler, der, obwohl Baptist, nie in Robertsons Kirche fehlte, kleine Ladenbesitzer u. a. mehr, so namentlich auch ein alter, freisinniger Schuster, mit dem Robertson in seiner Werkstatt zu philosophieren pflegte, betonen mit Vorliebe, daß sie in ihm einen „wahren, ganzen Mann“ gefunden hätten!

Wie wahr er in seinem ganzen Wesen war, bezeugen auch folgende Briefe zweier Freunde. Der erste schreibt:

„Er kam mit zwei anderen Freunden zu mir aufs Land und wir beschlossen, den Tag im Freien zuzubringen. Er war sonderbar einsiedlerisch gestimmt, aber dabei voll innerer Heiterkeit. Er hielt mich zurück, um etwas über Blumen zu fragen — sah schelmisch den anderen nach, die uns voraufgingen, und frug: ‚Können wir sie vermeiden? Giebt es noch einen Seitenweg auf die Dünen?‘ Ich sagte ihm, daß er alsdann über eine Mauer springen müßte. ‚O, das thut nichts.‘ Er sprang behende über die Mauer, jagte über den Rasen, und nach einem schnellen Gang, während dessen er die Luft zu trinken schien, erreichten wir einen Buchenwald und warteten hier auf unsere Freunde. Beim gemeinsamen Frühstück war er dann — das einzige Mal daß ich ihn so sah — fast ausgelassen lustig und sein Gespräch übersprudelnd von Paradoxen. Spät abends verließ er uns mit einigen Blumen, die er seinem Sohn auftrug sorgfältig inacht zu nehmen: ‚Du weißt, Charly, daß Mama Blumen so liebt!‘“

Sehen wir hier den ernsten Mann unter dem erquickenden Einfluß der Natur frei und fröhlich aufatmen, so zeigt uns der folgende Brief, wie tief die Schatten seines Lebens bis in sein innerstes Gemüt sich einzudrängen und es zu verbittern drohten:

„Er besaß mehr blitzenden und sprühenden Witz als eigentlichen, erwärmenden Humor; und hier und da, wenn das Gespräch ernster wurde, brach bei ihm ein Gefühl von Bitterkeit hervor, das all' seinen Anschauungen über Menschen und Ereignissen beigemischt zu sein schien. Ich glaube, daß bei ihm Erfahrung und

Streben vielfach in grellem Widerspruch standen und ihn in heißen Kampf verwickelten. Und dieses innerliche Kämpfen war es, was ihn so schmerzlich anziehend machte. Ich hatte, namentlich als ich ihn zuerst kennen lernte, den Eindruck, daß er in gewöhnlicher Gesellschaft die Unterhaltung in zu hoher Tonart führte, und daß es ihm an der allgemeinen gesellschaftlichen Fühlung fehle, die alles ausgleicht durch Anschlagen der oberen Terz, statt immer den Grundton zu greifen."

Kapitel VII.

[Robertsons Briefschreiben — Widerspruch zwischen Predigten und Briefen — Briefe über die Frage von der höchsten Vorsehung — Über die wahre Bedeutung von Schmerz und Leid — Über persönliche Neigungen — Trennungen — Seine Gedanken über die Frau und ihren Beruf — Robertsons Menschenkenntnis — Eingehen auf andere — Interesse für Menschen — Psychologische Probleme.]

Die bisher mitgeteilten Briefe von Robertson selbst führen uns mit wenigen Ausnahmen fast ausschließlich in seine religiösen, sozialen und politischen Ansichten ein, obwohl ihr Hauptreiz immer in einem stark hervortretenden, persönlichen Moment liegt. Leider erfahren wir aber nur ausnahmsweise, an wen sie gerichtet sind.

Das Talent zum Briefschreiben war ihm angeboren, wie die Rednergabe. Es war ihm Bedürfnis und Wonne zugleich, den Freunden, die er liebte, jedes innere Erlebnis, jeden Vorfall, ja jede Stimmung des täglichen Lebens mitzuteilen. Es hatte ihm vielleicht jemand, der nur ein paar Straßen entfernt wohnte, eine Mitteilung zukommen lassen, die ihn irgendwie anregte, und in Erwiderung darauf beschrieb er sofort einen Bogen nach dem andern; beginnend mit Scherz und Neckerei, endete er da oft in düsterer und selbst krankhaft schmerzlicher Stimmung. Daher die Widersprüche in seinen brieflichen Äußerungen, aber auch die volle Unmittelbarkeit eines Menschen, der sich jeden Augenblick ganz so giebt, wie er ist. Fr. Arnold sagt, daß unter den nicht veröffentlichten Briefen neben den aus gedrückter Stimmung herausgeschriebenen viele auch von einer großen inneren Heiterkeit, ja von

einer gelegentlich selbst zu Scherz und Übermut neigenden Natur zeugten.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob Robertsons eigentliche, wahre Persönlichkeit richtiger aus seinen Briefen oder aus seinen Predigten erkannt werde. In den Predigten sehen wir ihn unzweifelhaft auf seiner ganzen Höhe. Sie zeigen uns, was er zu sein strebte und was er in seinen besten und höchsten Momenten auch wirklich erreichte — sowie, was er dauernd gewesen sein würde, hätte ihm das Leben weniger Kämpfe und Trübsale gebracht, oder hätte sein Herz dieselben weniger glühend empfunden, und wäre seine Körperkraft nicht vor der Zeit durch Krankheit untergraben worden.

Was seine Briefe angeht, so kann man, um gerecht zu sein, keinen Menschen allein nach der eigenen Schilderung seines Lebens beurteilen. Gerade Menschen wie Robertson sind strenge und unnachsichtig gegen sich selbst. Sie schreiben oft in dem Gefühl tiefen Wehes, unter dem Eindruck des Augenblicks, und nachdem sie ihre schmerzliche Stimmung hierdurch überwanden, geschieht es wohl, daß sie hinaustreten aus ihrem Studierzimmer und eine solche Thatkraft entfalten; daß niemand glauben würde, daß sie vor einer Stunde noch unter dem Eindruck standen, als ob sie nutzlos wären unter ihrem Geschlecht, und sich in bitteren Worten darüber Luft machten.

Manche werden beim Lesen derartiger Stimmungsergüsse gegen Robertson den Vorwurf erheben, zu sehr den Hang zur Einsamkeit und das unauslöschliche Verlangen nach Sympathie betont zu haben. Sie werden sich versucht fühlen, seine Einbildungen krankhaft, seine Klagen unmännlich, seine öfter auftauchenden Zweifel unchristlich zu finden. Aber nur, wer sich in Robertsons Natur hineinzudenken, und wie er die Qualen und Sünde der Welt in lebendigstem Mitgefühl zu fassen vermag, nur der, welcher den tiefen Schmerz und die höchste Wonne empfindet, wie er sie empfand, wird imstande sein, ihn richtig zu beurteilen.

Sein leidenschaftliches Klagen und Wünschen war echt mensch-

lich und wäre erst zum Unrecht geworden, hätte er ihm die Herrschaft eingeräumt. Nicht auf Vernichtung der natürlichen Wünsche und des berechtigten menschlichen Sehnens zielte sein lebenslanges Bemühen, sondern darauf, dasselbe höheren Zwecken dienstbar zu machen.

Ein stets im Gleichgewicht bleibendes Gemüt ist nicht das tiefste, ein starkmütiges nicht immer das edelste, und wer alle Schmerzensäußerungen unterdrücken kann, wird nicht das zarteste Mitgefühl erzeigen und durch die Erfahrung eigener Leiden anderen helfen und sie trösten können. Hätte Robertson nicht heiß gelitten, und oft in solchem Grade, daß er, der Mann, einen Klagelaut nicht unterdrücken konnte, würden seine Predigten nie die tiefe Quelle des Trostes und der Erleuchtung für Tausende geworden sein. Die Erfahrung, daß einer, der den Kampf des Lebens so ehrlich und tapfer auf sich nahm, dabei doch so leiden mußte und sein Leiden nicht stolz verbarg, hat viele gestärkt die ähnlich litten und duldeten, wenn sie auch vielleicht noch nicht zu gleichem Siege durchgedrungen.

Die Notwendigkeit solcher Äußerung des Schmerzes ist beinahe immer mit dem poetischen Temperament verbunden, und kaum irgendwo so deutlich als in den Psalmen. Diese sind voll von Klagen Davids und der anderen Sänger über ihr Geschick. Sie zeugen von langen, einsamen Nächten, von dem bitteren Leiden unter Menschenhänden, von thränenvollen Nächten und bangen Zweifeln an der ewigen Gerechtigkeit. Und indem der also Angefochtene sich durch die natürlichen Äußerungen seines leidenschaftlichen Empfindens sein überschweres Herz erleichtert, erlangt er die nötige Ruhe zur Erkenntnis der Wege des Herrn, und seine Klagen schließen mit dem Ausdruck triumphierenden Vertrauens. Ähnlich Robertson. Es bleibt wunderbar, wie es ihm gelang, hochgespannte Empfindungen, leidenschaftliches Hoffen auf die Verwirklichung fast unerreichbarer Ziele und eine Feinfühligkeit, für die andere kaum den Maßstab besitzen, sich zu erhalten und zugleich auch so zu beherrschen, daß er sich dem Willen seines himmlischen Vaters im kleinsten und im größten beugte.

Es hat gewiß nur wenig Menschen gegeben, die so wie er das Leid der ganzen Menschheit mitempfanden. Er kam in die mannigfachste Berührung mit Kummer, Schmerz und Schuld aller Art und alles dies weckte ein Echo in seinem Herzen. Bei der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft stieg vor ihm fast überwältigend das Leiden der Schlachtfelder auf; er glaubte den Schmerzensschrei der Tausende zu vernehmen, die heimatlos und elend als Opfer der Selbstsucht und der Unverträglichkeit der Menschen in der Fremde verbluten, oder als Krüppel heimkommen. Erschreckt durch Sünde und Verbrechen, die er überall gewahrte, ward er oft innerlich schier zu Boden gedrückt durch den Gedanken an die Schuld und den Jammer der Menschheit. Er fühlte dies alles so persönlich, so einschneidend, als wäre es sein eigenes Weh. Es war dies kein eingebildeter Schmerz, er ließ ihn nicht los. Und anderseits lastete mit einer nach Lösung ringenden Gewalt das Problem auf ihm, daß allem Leid, Schmerz und Fluch der Welt gegenüber ihr Schöpfer und Lenker dennoch die Liebe sei. Abrahams Frage (1 Mose 18, 25 nach dem Grundtext). „Sollte der Richter der ganzen Welt nicht recht thun?" klang wieder und wieder in seinen Ohren. Er fühlte, daß das Leben so lange seines Zweckes verfehle, bis die Beantwortung dieser Frage gefunden würde. Die Langsamkeit, mit der er die Lösung fand, steht im Verhältnis zu der Tiefe seines Mitleidens und Empfindens dieses großen Weltgeheimnisses. Endlich fand er sie, fand sie — in dem Kreuz Christi! und mit ganzer Klarheit ließ er den gefundenen Schatz hinfort Grundton seines Lebens und Lehrens werden. Alles Fragen verließ ihn, je näher er seinem Ende kam. Er vermochte hinauszublicken über die Gegenwart, in der die Menschheit leidet, dorthin wo alles Leid in der Vollkommenheit, die es gewirkt, seine Lösung findet. In dieses Kämpfen, Ringen und Gewinnen lassen die nächsten Briefe manchen Blick thun.

So schreibt er im Jahre 1850:

„Fast ein Jahr ist vergangen, seit ich beschloß, über der Welt zu stehen. O Gott! wie wenig ward gethan! Und wie blühte

und trieb und knospete es damals in meinem Geist von hohen, strahlenden, enthusiastischen Hoffnungen! Aber wie sehr überragt das Ideal stets die Wirklichkeit! Und nun haben die Erfahrungen und mannigfachen Kämpfe des Lebens, das von uns abfällt und dahinschwindet, aufs neue in mir den nüchternen, wehmütigen aber unüberwindlichen Entschluß gezeitigt, ganzen Ernst zu machen mit dem Leben. Fahrt hin ihr Phantasiegebilde, ihr Wünsche nach etwas Besonderem, fahrt hin auf immer! — Aber nicht nehme ich Abschied von dem Verlangen nach etwas Heiligerem und Besserem, etwas viel Heiligerem, wie es sich für Wesen ziemt, deren göttlicher Funke mit Thon versetzt ist. In mir vernehme ich die ‚stille, schwermütige Musik der Menschheit', und Selbstsucht scheint mir noch verächtlicher als früher, nun mir des Lebens Zweck deutlicher bewußt geworden. Ich habe mit dem Leben abgeschlossen, und doch blicke ich nicht verbittert, nicht enttäuscht, sondern versöhnt, ja dankbar darauf zurück. Ich bin am Lesen des letzten Verses von Wordsworths ‚Ahnungen der Unsterblichkeit aus Kindheitserinnerungen', die in etwas das gestillte und gereinigte Gefühl, das ich zu verwirklichen anfange — ausdrücken: ‚Und kommt sie nie zurück, die Zeit, wo dem Gemüte der Grashalm bracht' Entzücken und Wonne jede Blüte,' — ich trauere doch nicht darüber, das leidenschaftliche Pulsieren romantischer, jugendlicher Erwartung der Zukunft nie mehr empfinden zu können. Ich kenne jetzt die Realitäten einer Welt des Irrtums, deren Schöpfer aber — ich bin fest davon durchdrungen — die Liebe heißt. — Ich fühle ihre gewaltigen, schmerzlichen Gesetze, unterwerfe mich ihnen in Demut und wünsche sie nicht anders als sie sind."

In einem andern Briefe heißt es:

„Ach, daß ich die erhabenen Wahrheiten ergreifen könnte, die seit Jahren meiner Seele vorschweben als Lösung des Lebensgeheimnisses! — Der Menge nur eine Schattenwelt — mir die einzigen Realitäten! . . . . Es drängt mich hinein in eine unsichtbare Region, und dort, in dem Ewigen und Unwandelbaren, dem,

das nicht dem Unbestand des Vergänglichen, nicht mehr den flüchtigen Erregungen und verdrießlichen Verhältnissen unterworfen — scheint mir irgendwo meine Heimat zu liegen. . . . . Aber dieser Zustand ist unbefriedigend, und was noch schlimmer: unproduktiv. Es mag erhaben sein, in einer Welt des Fühlens und der Einsamkeit zu atmen, in welche menschliche Stimmen nicht hineindringen, aber wir haben auf Erden eine Aufgabe zu lösen. Fast ist es mir gewiß, daß dies Werk am besten von solchen vollbracht wird, die mit Entschiedenheit nach klaren Regeln handeln und weder von dem traumhaften Streben nach einem Ideal von unerreichbarer Schöne verfolgt werden, noch durchdrungen sind von der Überzeugung, daß nichts Realität hat als allein der Gedanke und das Unsichtbare.

„Aus dem Innern müssen wir unsere Kraft holen, denn Abhängigkeit unserer Seele von irgend etwas Äußerlichem läßt uns hilflos, sobald dies wegfällt oder ausbleibt. . . . . Unser höchstes Gut kann nur durch uns selbst in seiner Tiefe gehoben werden.

„Wir machen unser Leben zu dem was es ist. Es giebt zartorganisierte Naturen, in denen ein innerliches Versehen, ein falscher Ton im Denken — mehr Kummer heraufbeschwört, als ein Verbrechen bei roheren Gemütern."

In einem anderen Brief heißt es:

„Ich bin überwältigt von dem erhabenen Geheimnis des Lebens und der Dunkelheit, welche die Frage umschleiert, was es doch damit auf sich hat und wohin es eigentlich zielt. Trotzdem bin ich so überzeugt, wie ich nur immer in dieser Welt von etwas gewiß sein kann, daß es Gutes und nicht Böses für das Individuum wie für das Ganze bedeutet. Es ruht eine wunderbare, geheime Kunst in der Zeit und in der Macht Gottes, unsere Fehler, Irrtümer, Sorgen, ja selbst Sünden in goldene Segnungen zu verwandeln; eine Wahrheit, die mir immer aus der Geschichte des Sündenfalls entgegentritt. Der Fluch über Mann und Weib, über Arbeit und was dahingehört, alles ist im Lauf der Zeit zum Segen geworden; selbst des Weibes Los — Unterwerfung und Schmerzen

— es ist der Weg geworden zur Entwickelung gerade ihrer besten Charakterkräfte: Aufopferung und Sanftmut. Nur in dem Fluch über die teuflische Versucherin, die Schlange, ist kein Element aussichtsvoller Änderung gegeben. Scheinbar ist ihr Geschick ein leichteres, Erniedrigung, nicht Schmerz! der aber wäre heilsam gewesen. denn Qual hätte allmählich eine Umwandlung bewirken können — aber auf dem Bauch kriechen und den Staub des niederen Seins fressen auf immer! Eine Wahrheit um derentwillen mein ganzes Herz den ewig Gerechten segnet und anbetet. ‚Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.‘ Thränen, welche die äußere Schönheit des Menschen zerstören, seine Wangen furchen, sich in seine Züge mit dem scharfen Stichel der Qualen eingraben, können ein herrliches Werk an seinem inwendigen Menschen vollbringen und ihn zu jugendlichem, lebendigem Empfinden erneuen.“

Der nächste Brief verweilt bei demselben Gedanken:

„Ich hatte heut eine lange, merkwürdige Unterredung mit einer Dame, die seit kurzem ein Glied meiner Gemeinde ist. Sie frug mich, ob mir jemals so herbe Prüfungen vorgekommen wären, wie die ihrigen. — Ja, sagte ich, unzählige; das ist Menschenlos. Leiden und Enttäuschungen sind etwas sehr Gewöhnliches. — ‚Sollen denn all' unsere Neigungen welken?‘ — Ich glaube, sehr oft. — ‚Weshalb sind sie uns denn gegeben?‘ — Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, aber ich vermute, es wäre Ihnen nicht sehr gut gewesen, wenn es immer nach Ihrem Willen gegangen wäre. — ‚Glauben Sie denn, daß ich durch diese Schmerzen, die in vernichtender Weise aufeinander folgten, besser geworden bin?‘ — Das weiß ich nicht, wohl aber, daß Sie es sein sollten!

„Traurigkeit ist der Welt tiefer Grundton: in abgemessenen Intervallen klingt sie als feierlicher Baß aus allen Tönen heraus. Alle Weisen der Welt klingen zuletzt in diesen einen Ton aus. Wo dies voll empfunden wird, kann nur das Kreuz das schmerzliche Geheimnis des Lebens deuten; das Leiden des Höchsten, des Herrn des Lebens, herbeigeführt durch Irrtum und Sünde, aber sich vollendend zum Heilmittel, uns zur Reinigung und Erhebung.“

Ein anderer Brief erörtert die Frage weiter nach ihrer tiefsten Seite hin:

„‚Le mystère de l'existence, c'est le rapport de nos erreurs avec nos peines'*).

„Sie verstehen das nicht? Das Geheimnis liegt in der Art der Verbindung beider. Verbrechen wird weniger geahndet als Irrtum.

„Eine Schwäche des Herzens schafft uns und anderen größeres Elend und wird härter gestraft als überlegte Bosheit. Ich mußte oft hierüber sinnen. Nehmen Sie den schwachen Eli, er war nur etwas zu nachsichtig, und die Folge? eines ganzen Landes Entehrung und Niederlage, das Emporwachsen zweier Bösewichter, das verzweifelte Sterbebett einer Witwe und Mutter, und der Tod des jämmerlichen Greises, für den es Barmherzigkeit gewesen wäre, hätte sein Hals eher brechen dürfen als sein Herz.

„Und bei Pilatus — nur Unentschlossenheit, und die Folge — Untergang des Heiligsten. Die einzige Lösung des Geheimnisses, die ich gefunden, ist die: der Einfluß der Sünde ist verhärtend, macht unempfindlich und stumpf gegen Schmerz, ist aber eben darum ein schwereres Gericht, als das furchtbarste Leiden. Seelenangst — mehr und mehr bin ich davon durchdrungen — wirkt heilend, Verstocktheit aber trägt keine Hoffnung in sich. Was würden Sie wählen, wenn Sie zu einem Entschluß genötigt wären? Die Qualen eines gebrochenen Gliedes, das nur durch Schmerzen noch Lebenszeichen von sich giebt, oder die Schmerzlosigkeit des Erstorbenseins? den bösesten Schnitt des Operationsmessers, oder Verknöcherung des Herzens? In der inneren Welt die Schmerzen einer wahrhaft zartbesaiteten, durch die Empfindung von Schuld und fast hoffnungslosem Weh bis zum Tode verwundeten Seele, aber mit noch wachem Gewissen, das geknickte Streben dennoch unzerknickt — oder den Tod auch der letzten guten Regung, die

*) „Das Geheimnis des Lebens beruht auf der Beziehung zwischen unseren Fehlern und unseren Leiden."

Verknöcherung des Inneren, das schmerzlose Verlöschen des sittlichen Menschen, seines eigentlichen Selbst? Das ganze Mysterium des Leids hat sich mir allmählich gelichtet und nun ich den Schlüssel dafür habe, erscheint mir dies zuvor unentwirrbare Labyrinth als ein schönes, harmonisches Gefüge, sodaß ich jetzt glauben kann, auch die noch unerforschten Gänge seien Teile desselben Planes. Angst und Qual, ja diese mehr als Sonnenschein, lassen mich eine göttliche Absicht erkennen und an die unendliche Liebe glauben. Gutsein ist besser als Glücklichsein, und wenn der Schmerz Gutsein bewirkt, sehe ich einen Beweis der Liebe in dem Versagen des Glücks. Auch machen mich Ausnahmefälle dieser Überzeugung nicht abwendig, wenn die Folgen entgegengesetzter Art zu sein scheinen, oder wenn in der seelenlosen Kreatur nur Willkür zu regieren scheint, ohne noch ein anderes Resultat als Leiden.

„Ich bin so überzeugt, daß alles in Richtigkeit ist, daß nichts derart in der seelischen oder physischen Welt mich noch stört. Ich weiß, daß das Herz wie eine Wunde bluten muß, bis die Wunde sich durch ihr eigenes Blut gereinigt hat.

„Die Fragen über die endliche Aufhebung des Bösen und seine scheinbar unvermeidliche Notwendigkeit, die wegzuschaffen selbst die Allmacht nicht vermag, lastet viel schwerer auf meinem Herzen, und ist mir ein viel dunklerer Schatten; aber ich habe auch darauf eine Antwort."

Hierher möchte gehören, was ein Freund Robertsons nach seinem Tode von ihm schreibt:

„Er hatte ein so lebhaftes Bewußtsein von der zerstörenden und tötenden Kraft der Sünde, daß dieses in gewissen Fällen die Hoffnung auf die wiederherstellenden Mächte, die das Christentum offenbart, ganz in ihm erstickte . . . . Wenn ich mir unsere Gespräche zurückrufe, mit Robertsons Äußerungen einer tiefwurzelnden Verzweiflung hinsichtlich des Schicksals vieler, für die Christus doch gestorben, so finde ich meinen alten Eindruck bestätigt, daß diese

Verzweiflung eng mit der Schwermut in Zusammenhang stand, die wie ein unterirdischer Strom alle seine Predigten durchzieht . . . .

„Solchem Geiste konnte Leid nicht fremd sein. Die Höhe seiner Ideale trug ihm naturgemäß viel Kummer und Enttäuschung ein. Und er glaubte wirklich zeitweise, alle tieferen Naturen müßten unglücklich sein. Eines Tages, als wir über die reichen Anlagen eines Jünglings sprachen, für den wir uns beide interessierten, sagte er mit besonderem Nachdruck: ‚Wie unglücklich wird er werden!‘“

Es klingt wie die Mitteilung eigensten, schmerzlichsten Erlebens, wenn Robertson einmal schreibt:

„Es war klug von dem Vater, das Seil mit fester Hand zu durchschneiden, mit dem der eine Sohn auf immer in den Abgrund stürzte, um sich den andern, die Hälfte seines Glücks zu erhalten. Und wenn sich die eine Seite von eines Menschen Beanlagung und Daseinsbedingung in diesem Leben nie voll entwickeln kann, so ist es nur weise, ihr fest und bestimmt auf immer Lebewohl zu sagen, wenn sich die unerwartete Möglichkeit für die andere — sein schließlich edleres Teil — aufthut, aus dunkler Höhle zum Tageslicht aufzusteigen. Dennoch thut es verzweifelt weh, das Messer zu nehmen und das Seil zu durchschneiden mit dem vollen Bewußtsein: für immer! Und erschütternd ist es, wenn man dann, was man früher so gehegt, mit schrecklichem Getöse hinabstürzen hört in die dunklen Wasser der Tiefe, die ihre Toten nie wiedergiebt . . . .

„Der anderen Hälfte ist es bestimmt aufzusteigen, wie dem Bruder, der durch das Opfer des anderen Sohnes gerettet wurde.“

Vielfach beschäftigte Robertson innerlich das Problem der Weltregierung. Er schreibt:

„Der Beweis der Güte und Weisheit des Schöpfers in der äußeren Welt ist ein sehr fraglicher, wenigstens in manchen Stimmungen. So fand ich neulich eine Raupe, die sich vor Qualen

wand, durchbohrt von einem Dutzend Maden, die aus den Eiern der Ichneumonfliege gekrochen. Diese senkt ihren Stachel in die Haut des lebenden Tieres, legt ihre Eier hinein, und die sich daraus entwickelnden Maden verzehren nach und nach das Geschöpf bei lebendigem Leibe. Ein wunderlicher Vorgang! Kann das Güte sein? Ich würde nicht das Verständnis dessen anklagen, der hierbei vorzöge, an das Fatum der Stoiker zu glauben, statt an einen allmächtigen Willen. Ich weiß, daß durch die Lehre vom Kreuz und den durch sie uns geöffneten Blick in das große universelle Gesetz der Opferung, der bewußten oder unbewußten für das Leben anderer, dergleichen uns nicht betroffen macht. Aber ich bekenne, daß ich noch nie ein Verstandesargument oder auch nur annähernd eine Andeutung fand, die es wohlthuend erscheinen ließe, an einen Gott zu glauben, der solche Einrichtungen getroffen.

„Auch glaube ich nicht, daß wir durch Einsicht zur Empfindung gelangen. Ein Sklave ist von seinem tyrannischen Herrn abhängig; ein Kind Tag für Tag von seinen Eltern. Aber man mag all' seine Logik erschöpfen, um ihnen zu beweisen, daß sie abhängig sein müssen und sollen, und am Ende hat man auch noch nicht einen einzigen Schritt gethan zur Hervorbringung der bewußten Abhängigkeit des Glaubens."

Ein andermal schreibt er:

„Christi Leben und Tod giebt zuletzt die einzig wahre Lösung zu dem Geheimnis des Menschenlebens, und zu dieser höchsten Harmonie müssen sich am Ende all' die Mißtöne der wildbewegten Musik dieser Welt in Einklang setzen.

„Ein bitterer, wenn auch überwundener Schmerz zieht sich durch den Brief, den Sie mir mitgeteilt, aber wie deutlich spürt man zugleich, daß der Ton christlicher Denkweise darin fehlt. Ich meine nicht die christliche Phraseologie, sondern jenen echten, christlichen Ton, welcher bei vielen lauteren Menschen Wahrheit des Herzens ist. Ihr Ton mag hierzu mit der Zeit ausreifen, wie ich dies auch für mich erhoffe, aber noch sind wir beide nicht so

weit, obwohl ich gewann, was Ihr Korrespondent noch nicht gefunden, nämlich die Worte des Liedes — aber noch fehlt mir seine Musik. Und was sind die Worte ohne diese? Dennoch ist es schon etwas, auch nur die tiefe, tiefe Überzeugung zu haben, die mich selbst in den trübsten Stimmungen noch nicht verließ — daß Christus den Schlüssel hat zu den Geheimnissen des Lebens, und daß dieselben nicht unlösbar sind; sowie weiter, daß die Kreuzesgesinnung die Bedingung ist, an welche der Besitz dieses Schlüssels geknüpft ist: ‚Nehmt auf euch mein Joch, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.‘ Es ist schon etwas, ja es ist viel, dies zu wissen, denn dadurch lerne ich einsehen, wie unphilosophisch und thöricht es sein würde, mit meinem Lose zu hadern, und wie ich mir die Weisheit aneignen muß, durch Demut mein Los in Gold zu verwandeln. Mit Gott kann ich dann nicht länger hadern, weil ich die Schönheit und Gerechtigkeit seiner Bedingungen erkenne. Es ist ein großer Trost, zu fühlen, daß Gott recht behält, wer und was sonst im Unrecht sein mag. Ich empfinde des Apostel Paulus Worte: ‚Es bleibe also, daß Gott wahrhaftig sei und alle Menschen falsch.‘“

Robertsons Bedürfnis nach Freundschaft, nach Zuneigung und Sympathie ist schon oft hervorgehoben worden. Es läßt sich denken, daß er durch mancherlei Beziehungen zu Menschen, die er heiß geliebt, auch heiß gelitten hat. Hören wir ihn selbst darüber:

„Fichte scheint nach seinen ‚Blicken in das selige Leben‘ Anhänglichkeit an Personen und Sichtbares zu mißbilligen. Eine Fesselung durch Zuneigungsbande, bei deren Durchschneiden das Herz schier brechen möchte, würde ihm das Kennzeichen eines noch nicht auf das Unsichtbare gerichteten Geistes sein. Und doch, wie steht es eigentlich damit? Dann wären solche, die am wenigsten fühlen und sich am wenigsten hingeben, die Frommen der Erde. Die am anhänglichsten und zartesten empfinden, die sich selbst vergessen in einem anderen, würden mit der Versicherung getröstet, daß sie weder ‚Teil noch Erbe‘ haben am ewigen Leben. Und Er, dessen

Thränen am Grabe des Freundes und über der Hauptstadt seines Landes reichlich flossen, der den Johannes zum Gegenstand einer besonderen Liebe erkor — was sollten wir wohl von Ihm sagen? Nein, so kann die Sache nicht liegen! Es kann nicht sein, daß Gott uns hier Wesen gab zum lieben, und sie unsäglich zu lieben wäre Götzendienst?! Ich kann völlige Selstentäußerung für jemand, der uns lieber ist als unser Ich, verstehen; aber nicht die Vernichtung dieser geliebten Neigungen, noch das Opfer eines blutenden Herzens auf dem Altar dessen, der die Liebe ist. Ich verstehe jedoch nichts hiervon, es scheint mir alles dunkel. Ich begreife nicht, warum ein Herz desto mehr zerrissen und verwundet und gequält zu werden droht, je zarter es besaitet ist. — Trennungen, Verluste, Todesfälle, gebrochene Herzen — es liegt eine unerbittliche Härte in dem Anblick der Welt, für den, der hinter ihr oberflächliches Lächeln schaut — ja fast etwas Grausames, und jeder Tag macht das Leben schwerwiegender und lenkt auf ernstere Gedanken. Im nächsten Augenblick kommt vielleicht wieder der Leichtsinn zum Durchbruch, der eines denkenden und fühlenden Menschen unwürdig ist. Dennoch läßt uns gerade diese Empfänglichkeit für Glück und Heiterkeit, trotz trüber Gedanken, von der Wahrheit etwas ahnen, daß die Liebe das Steuer des dunkeln Weltlaufs lenkt. Sonst könnte der entsetzlich hohnvolle Ausspruch Talleyrands fast Glauben finden: glücklich sind, die harte Herzen und — wie soll ich es umschreiben? — gute Verdauungskräfte haben."

Die Berechtigung besonderer persönlicher Zuneigungen, findet Robertson in dem Verhalten Jesu bestätigt. Er schreibt:

„Warum war Johannes der Lieblingsjünger des Herrn? Ich meine, wir erkennen daraus die Berechtigung persönlicher Zuneigungen, weil einige Geister einander verwandter sind als andere. Aber auch, daß diese Verwandtschaft bei den Besten auf Geistesgemeinschaft beruht und nicht durch zufällig anziehende Eigenschaften, Talente, oder artiges Entgegenkommen und angenehme Formen bestimmt wird. Ferner glaube ich, daß diese Art der Überein-

stimmung (zwischen Christus und Johannes) nichts mit geistiger Überlegenheit zu thun hatte; diese hätte Bewunderung erzeugt, Johannes aber war liebebeseelt. Nicht eine Begabung, wie sie Paulus besaß, nicht Beredtsamkeit, noch Liebenswürdigkeit (im gewöhnlichen Sinn) war es, was Christi Geist zu ihm hinzog, sondern das große Herz, das den Johannes zum Glauben befähigte, weil er es tief empfand und es daher auch offenbaren konnte: ‚Gott ist die Liebe!‘ — Es ist übrigens sehr merkwürdig, daß er zu dieser Liebe erzogen wurde. Anfangs war er eher fanatisch als liebreich. Aber beginnend mit der Liebe zu Jesu als seinem liebstem menschlichen Freunde, dessen Mutter er wie ein Sohn pflegte, und der Anhänglichkeit an seinen Bruder Jakobus, wurde er durch diese persönlichen Zuneigungen dahin erzogen und bereit gemacht, nun auch die große Gottesliebe zu erfassen und aufzunehmen. Ich möchte sagen, er war der liebenswerteste, weil er in den verschiedenartigen Verhältnissen die ‚Menschen liebte, die er sah‘ und dadurch fähig wurde: ‚Gott zu lieben, den er nicht sah.‘ Der am meisten liebt, ist Christo am teuersten, denn er trägt am meisten von dem Wesen Gottes an sich, und diese Liebe wird unser Teil, wenn wir keine der vorbereitenden Stufen überschlagen, die unsere Hauptlektion hienieden ausmachen.“

Auf die Überzeugung, daß die tiefste Verwandtschaft auf Geistesgemeinschaft beruhe, gründet sich Robertsons Ansicht von dem dereinstigen gegenseitigen Erkennen und der Wiedervereinigung nach dem Tode:

„Ich kenne weder Schrift- noch Vernunftgründe für den Glauben an ein Gesetz universellen Wiedererkennens.

„Geistige Ähnlichkeiten werden einander anziehen und nur Seelen- und Geistesverwandtschaften die Beziehungen in jener Welt bestimmen. Ich werde dort Menschen kennen und mich mit ihnen unterreden, die ich nie zuvor gesehen habe, aber vor welchen mein Geist die tiefste Ehrfurcht empfindet, und viele, mit denen ich auf

Erden in beständiger Verbindung stand, werde ich in jener Welt nie wieder erblicken."

Ein anderes Mal schreibt er:

„Es will den Menschen oft unmöglich scheinen, in das Zerbröckeln und Zerreißen ihrer Neigungen und in all' die Widersprüche eines Geschicks zu willigen, unter welchem die Liebe welkt und erkaltet. Und gewiß! es ist hart, auf das verzichten zu sollen, worauf wir unser Herz gesetzt.

„Aber auch ein Kind möchte so sprechen, das bei schönem hellem Wetter in die Schule muß, und unser eigenes Herz, wenn es zur Sünde versucht wird, denn sündigen heißt das thun, was uns im Augenblick höchst lockend erscheint. Was aber das Abbrechen und Zerreißen der Neigungen betrifft, so haben wir das, glaube ich, immer uns selbst zu danken; unserer eigenen Unvorsichtigkeit, wenn nicht Schuld! Außerdem glaube ich aber noch an eine sehr triftige Ursache für das, was uns wie Verstümmelung unserer Herzenstriebe erscheint. Unsere Zuneigungen sind von Natur hinfällig und stehen auf Abbruch, wie ein Gerüst am Hause weggenommen wird, um dem eigentlichen Bau Raum zu geben. Die Liebe ruft das Tiefste im Menschen wach, und jede niedere Stufe der Zuneigung bereitet eine höhere vor. Die Liebe zu Gott ist das Höchste, und ich glaube alles andere muß abfallen, Blatt für Blatt, bis diese Frucht gezeitigt wird. Das Verwelken ist ohne Frage oft unaussprechlich schmerzlich; aber wir sehen dennoch, daß das Herz, allein auf sich selbst gestellt, nicht gedeihen kann und bis zuletzt das starke Liebesbedürfnis behält. Nach der gewöhnlichen Ordnung entwickelt sich dies Herzensleben allmählich in den verschiedenen Phasen kindlicher Zärtlichkeit, brüderlicher Zuneigung, leidenschaftlicher Liebe, reiner vertrauensvoller, ehelicher Hingabe, sowie endlich der Freundschaft und des Patriotismus. In anderen Fällen schreitet die Liebe mehr stoßweise voran, wie es Blumen giebt, die plötzlich erblühen, indem sie mit fast hörbarer Gewalt ihre zarte Knospenhülle durchbrechen. Dann entsteht die

große Aufgabe, wenn eine Stufe ausfällt, demütig die nächste zu ersteigen und nicht wieder auf die verlassene zurückzusinken. Wer z. B. während langer, banger Jahre innerer Vereinsamung — den Versuchungen zur Bitterkeit mannhaft widerstehend — ungetrübten Sinns, geduldig und liebevoll ausharrt, bis sich über der dunkeln Tiefe der Regenbogen wieder wölbt, zwar nicht mehr farbenprächtig, wie am Lebensmorgen, aber in der Klarheit abendlichen Friedens, wer so sein herbes Geschick aufnimmt und überwindet, der schreitet vorwärts, auch wenn alle seine Liebesbande zerrissen, und verdient unsere ganze Hochachtung."

Folgender Brief Robertsons ist ganz besonders charakteristisch: „Ich entsinne mich, daß Tennyson in seiner ‚Prinzessin' die Nordländer als ‚düster, wahr und zartfühlend' bezeichnet, und düster, wahr und innig ist das Kind des Nordens in der That; der Südländer dagegen ist leidenschaftlich, impulsiv und wankelmütig. Im allgemeinen giebt der Nordländer den edleren Charakter ab, wenigstens ist es ihm wiederholt gegeben worden, den entnervten Süden zu regenerieren durch Einflößung edleren Blutes und kraftvolleren, geistigen Lebens. Und wo die Würdigung der Frau die wahrere und tiefere ist, kann wohl nicht zweifelhaft sein — da, wo sie nur ein Spielzeug ist, oder dort, wo sie die Weihe ehrerbietiger Huldigung und verschwiegener Anbetung umgiebt . . . .

„Und doch glaube ich, daß jene Gemütsanlage, wie man sie nur im Norden findet, noch die Fähigkeit zum Leiden verstärkt — zum veredelnden Leiden, wenn Sie wollen, aber doch immerhin zum Leiden. Hier und da begegnet man solchen, ‚deren Herz die heiligen Gestalten einer jungen Einbildungskraft rein bewahrt hat.' Im allgemeinen aber, glaube ich, liegt gerade in der Idealität dieses Strebens eine Gefahr. Es greift oft nahe ans Unrecht und wird sehr leicht zum Versucher — ein Luzifer, der vom Himmel gefallen. Zartheit wandelt sich in etwas zwar Verwandtes, aber doch anderes, und — Enttäuschung wird Ruin. Erinnern Sie sich aus ‚Tausend und eine Nacht' der Erzählung

von einer Prinzessin, welcher übernatürliche Kräfte zueigen waren, die sie stets in edler Weise anwandte — wie sie das Genie entflammte, und — in dem Kampf durch ihr eigenes Feuer entzündet — im Moment des Sieges selbst zu einem Häufchen Asche verbrannte? Es ist dies alles sehr geheimnisvoll. Die Kinder des Staubes kriechen in Sicherheit mühselig ihren Weg zu Ende; und die darnach streben feurige Sonnenrosse zu lenken, oder den Himmel auf Schwingen wächserner Reinheit durchmessen, werden in ihr Verderben hinabgestürzt, oder versinken in den feuchten, kalten Wassern der Enttäuschung."

Die Gedanken des nächsten Briefes berühren sich eng mit dem vorigen:

„Ich stimme eigentlich der Ansicht bei, als habe der Apostel Paulus persönlich keine hohe Auffassung der Frauen gehabt, und es scheint mir dies eng mit seinem Temperament zusammenzuhängen. Ich hatte einen Freund, so warmherzig und feurig wie Paulus, nur ohne dessen Zartheit, der mit derselben Gabe gesegnet oder ungesegnet war und sich in gleicher Weise äußerte; nicht verächtlich, denn er mochte sich gern von Frauen besänftigen und schmeicheln lassen, aber so, als ob sie nur dazu geboren wären, Gehilfinnen des Mannes zu sein. Die feine Ritterlichkeit des Fühlens, die manche Männer charakterisiert, ist nur vorhanden, wo sich das findet, was Paulus mangelte und was doch zugleich in mancher Hinsicht eine Gabe war. Doch kann kein Mensch eines dieser menschlichen Gefühle missen, so vielem Jammer er auch dadurch entgehen mag, ohne in anderer Weise etwas einzubüßen. Mit einer gewissen Ehrfurcht machte ich die interessante Beobachtung, daß edlere Gefühle in ganzer Intensität nur bei denen vorkommen, deren ganze Natur, auch die niedere, mächtig veranlagt ist; und daß bei ihnen auch das an sich Niedrige und Gemeine zu etwas Himmlischem erhöht wird. Deshalb glaube ich, daß das Gutsein in den edelsten Naturen Folge gewaltiger Kämpfe sein muß. Gerade wie die Hochflut, die der Themse nichts bedeutet, im Ganges die mächtigste Umwälzung hervorruft, wenn die tausend Meilen weit herströmenden

Wasser, selbst wie ein Meer, der hereinbrechenden Flut des Ozeans entgegenwogen.

„Ich konnte mir jedoch nie diese Kälte in Pauli Natur mit dem eigenartigen Feuer und der Leidenschaftlichkeit seines Charakters reimen, noch mit seiner merkwürdigen, überströmenden Zärtlichkeit der persönlichen Liebe. Es teilen sich die Männer in drei Klassen, in die des cholerischen oder leidenschaftlichen, in die des sinnlichen und die des melancholischen Temperaments. Paulus gehörte der ersten, der ohne Zweifel edelsten und im ganzen auch glücklichsten an."

Robertson teilte in diesem Punkt nicht die Anschauungsweise des Apostel Paulus und es entspricht der Ritterlichkeit seiner Natur und Gesinnung, wenn er der Frau eine selbstständig hohe Stellung und Aufgabe zuweist. Er sieht in ihr die Trägerin ganz bestimmter Seiten der menschlichen Natur, wie sie in Christus geadelt worden, der als vollkommener Mensch männliche sowohl als weibliche Tugenden in sich vereinigt. In der Rede über „die Herrlichkeit des göttlichen Sohnes" (siehe den Anhang) finden sich seine Anschauungen darüber ins einzelne dargelegt.

Mehrfach erörtert er in halb scherzhafter Weise, z. B. als Fabel behandelt, die ganz verschiedenenartige Veranlagung von Mann und Weib. Als aber nach seiner Predigt über die Marienverehrung ein Traktarianer sagte: „Ich stimme nicht mit Robertson überein. Weib — Weib! was ist das Weib? ich ergründe es nicht —" ließ Robertson ihm antworten „daß er sich während seines ganzen Lebens in derselben Lage befunden habe."

Sehr merkwürdig ist es, wie Robertson, der im praktischen Leben so nüchtern urteilen konnte, angeregt durch Comtes ‚Vorausempfinden der Zukunft' und durch Helps, den er zunächst citiert, sich in Phantasieen wie die folgende hineinträumen konnte:

„Helps glaubt bestimmt, daß ‚— zu seiner Zeit, wenn die Welt dafür reif geworden, eine neue Wahrheit offenbart werden wird, welche das ganze Verhältnis von Mann und Weib auf einem besseren Fundament für die beiderseitige Glückseligkeit herstellt.

Der Engel und Apostel dieser kommenden Offenbarung muß unbedingt ein Weib sein, ein Weib, rein und weise, voll Majestät und Schöne, welches, wohlgemerkt — nicht durch die Tiefe der Schmerzen, sondern durch das himmlische Medium der Freude — zeigen müßte wie heilige Gemeinschaft wahrhaft glücklich macht, durch eine notwendig zu diesem Ziel führende Liebe.‘

„Mir ist dies merkwürdig, durch die Übereinstimmung mit einem Lieblingsgedanken von mir, den ich mehrfach ausgearbeitet — inbetreff des Ursprungs des Marienkultus und der unverkennbaren Tendenz des Tages, die ihn erneuern will, als ob die darin enthaltene Wahrheit noch nicht herausgezogen wäre.

„Auch stimmen hierzu die zuweilen unsinnigen Anstrengungen für Emanzipation der Frauen, und der besonders in Amerika erhobene Lärm über ihre Sklaverei. Ähnlich träumt Comte in einer philosophischen Spekulation über denselben Gegenstand: ‚Was die Zukunft bringt‘, indem er die Hoffnung für die Zukunft nicht an Helden- sondern Frauenverehrung knüpft. Freilich, wenn er recht hat, müssen wir diese anderswo suchen als bei unseren gehaltlosen, walzenden weiblichen Erscheinungen, die sich als moderne Göttinnen darbieten. Ich denke mir, es würde eine Art Scheideglanz und Herrlichkeit auf das Sterbebett solcher werfen, deren Streben auf hohe Ziele ging und deren Werk auf Erden vollbracht ist, wenn sie solche Hoffnung könnten dämmern sehen für das kommende Geschlecht. Gerade wie bei dem Anbrechen einer früheren gnadenvollen Heimsuchung alte Herzen, die fast matt geworden über dem hoffnungslosen Warten, ausrufen konnten: ‚Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!‘ Ein Werk des oben angeführten Verfassers enthält einige interessante und wertvolle, nicht Don Quixotische Gedanken darüber. Unterdessen ist die Hoffnung auf einen Strahl der Erleuchtung aus der Brust eines Weibes, der, obwohl vorbereitet, doch plötzlich hervorbräche wie der Blitz, welcher die während langer Sommermonate angesammelte Elektricität mit einem Schlag aus der Wolke zucken läßt — es ist diese Hoffnung ein köstlicher Gedanke, der so mit meinen eigenen unklaren Er-

wartungen übereinstimmt, daß ich mich viel damit beschäftigen werde, denn es ist gut, sich mit einer edlen Hoffnung zu tragen!"

Mit voller Energie nahm sich Robertson bei jeder Gelegenheit mutig und mannhaft der Frau an, denn die Sünde der Starken gegen die Schwachen empörte ihn stets bis ins innerste Herz hinein. Er sprach nicht nur über die Mannespflicht gegenüber dem wehrlosen Geschlecht, sondern er handelte auch danach; z. B. während seines letzten Lebensjahres ging er spät abends vielfach in der Stadt umher und suchte die Gefallenen auf andere Wege zu bringen. Jemand erzählt, daß er ihn die Faust ballen und mit den Zähnen knirschen sah, als ein Mensch vorüberging, von welchem er wußte, daß derselbe einem unschuldigen Mädchen nachstelle. Er schreibt selbst nach einem Gespräch über die Rechtlosigkeit der Frauen: Mein Blut schoß wie Feuer durch meine Adern. Aus dieser Ritterlichkeit seiner Gesinnung erklärt sich der folgende leidenschaftliche Brief:

„Ich sprach mich, als sich das Gespräch darauf wandte, für die Todesstrafe aus, wünschte aber, dieselbe möge für Mord aufgehoben, und nur an denen vollstreckt werden, die sich an Frauen vergangen haben. Mord ist im Verhältnis eine Kleinigkeit — das Leben hat gar nicht soviel Wert und die Zärtlichkeit für Menschenleben ist keins der edelsten Zeichen unserer Zeit, denn sie ist nicht auf Haß gegen das Böse zurückzuführen — während die Gesellschaft dem andern Fall gegenüber ärger als unchristlich denkt. Was beim Weibe für unrecht gilt, ist dies in verdoppeltem Maße bei dem Manne, denn sie wagt auf ihre eigene Gefahr, was er auf Gefahr einer andern hin, in persönlicher Sicherheit und verdammenswürdiger Selbstsucht thut."

„Ich kann mir denken, daß eine sentimentale Nachsicht, die das Leben erhalten will und der Majestät des Gesetzes gegenüber blind ist, dem Temperament eignen muß, das grausam wird, nicht wo es sich um Aufrechthaltung des Gesetzes, sondern um das eigene Interesse handelt."

Nachdem Robertson das letztemal aus Cheltenham zurückgekehrt, hatte er bei Eröffnung der Schwurgerichtssitzungen zu predigen und hielt bei der Gelegenheit seine vielleicht großartigste Rede über „das Reich der Wahrheit“; (übersetzt in der Mannheimer Ausgabe von 1861), der die Richter, die sich schon zu innerer Beschaulichkeit zurechtgerückt hatten, bald mit gespanntester Aufmerksamkeit folgten. Die Schwurgerichtsverhandlungen, bei denen er zugegen sein mußte, erregten ihn in hohem Grade. Als einer Kindesmörderin, deren Verführer frei ausging, das Todesurteil verkündigt ward, konnte er nach seinem eigenen Geständnis das drückende Gefühl nicht bemeistern, als ob er „müßig zusähe, wie man eine Frau ermordete“.

Daß Robertson weit entfernt ist, die Bestimmung der Frau in anderen als den ihr von der Natur zugewiesenen Bereichen zu erblicken, geht aus Folgendem hervor:

„Die Frau befindet sich in einer Lage der Abhängigkeit, wie sie im 1. Buche Moses mythisch als ein Fluch bezeichnet wird. Wohl, ich meine jedoch, daß jeder Fluch ein verhüllter Segen ist. Die Arbeit unter Disteln und Dornen — des Menschen heilsamstes Gut! Unterwerfung der Frau — — was sagen Sie zu Seiner Unterwerfung? ‚Er ward gehorsam — ein Knecht — deshalb hat ihn auch Gott erhöhet!‘ Es dünkt mich, eine nachdenkende, hochsinnige Frau könnte sich nicht durch ein Los erniedrigt fühlen, das sie dem göttlichsten Manne ähnlich macht, der ‚nicht kam, daß er sich dienen lasse, sondern daß er dienete‘. Ich habe stets vorausgesetzt, daß Sie dies Dienen als das höchste Leben, welches die Welt je gesehen, und gerade Seine Demut und Unterwerfung als die göttlichsten Züge desselben schätzen gelernt hätten. Die Griechen in Korinth begehrten, dies Lehrstück möge fortbleiben, und gerade dies wollte Paulus nicht auslassen: ‚Jesus Christus, aber Jesus Christus der Gekreuzigte‘ — ein Passus, den die Evangelikalen all’ ihrer Schönheit berauben. Glauben Sie mir, eine edle Frau,

die alle Pflichten ihres Geschlechts auf sich nimmt, obgleich zu höheren Dingen wohl befähigt — — die Welt hat nichts, das dem Menschensohn ähnlicher wäre.“

Noch entschiedener spricht er seine Ansicht darüber in dem nächsten Brief aus:

Fräulein H. ist eine gute, teilnehmende Seele, ich stimme ihr aber nicht ganz bei in dem, was sie über ihre Freundin, Frau V., sagt, daß deren Leben zu öde und prosaisch sei. Nein, bedenken Sie, Er hatte nichts da er sein Haupt hinlegte; das war wahrhaftig kahl und prosaisch. Paulus — für mich der erhabenste der Menschen — beschäftigte sich mit Teppichweben. Elisabeth Fry besuchte schmutzige Gefängnisse und würde mit unbezähmbarer Ausdauer selbst in Irlands schmutzigen Höhlen etwas gebessert haben. Ich wünschte nur, es möchte sich mehr wirklich Rauhes in Frau V.’s Leben drängen. Äußere, sichtbare Dinge wirken nicht notwendig erdrückend auf das Innere; wohl aber bedarf das innere Leben oft eines äußeren Druckes, um hervorzusprudeln. Eine edle Fregatte sieht, solange sie in Ruhe liegt, schwerfällig aus, tanzt aber im Wind so anmutig daher wie ein Seevogel. — Verlassen Sie sich darauf, die wahre Poesie des Lebens ist da zu finden, wo Er sie fand — im Vermehren der Brote und Fische, im Herabsteigen zu so gewöhnlichen Dingen, wie das Beschaffen von Wein zu Festlichkeiten, im Sammeln und Pflegen ungebildeter, einfacher Menschen, im demütigen Arbeiten in der Zimmermannswerkstatt während der Jünglingsjahre in der bescheidensten Umgebung, und Frau V. sollte in ihrer Lage nicht von Abhängigkeit oder Nonnentum sprechen.

„Lasen Sie je Blanco Whites Schilderung über den Inhalt und Seelenzustand eines Nonnenlebens? Seine Stagnation, seine kindische Altjüngferlichkeit, seine übergewissenhafte Reinheit, die thatsächlich Unreinheit ist — seine elend unterdrückten natürlichen Neigungen und die entsetzliche Rache, die die Natur nimmt, um ihre Rechte zu behaupten? Glauben Sie mir, wo das Weib klüger sein möchte als ihr Schöpfer, ist sie nur scheinbar klug. Wenn sie eine Seite ihrer Natur nährt durch Vernichtung einer anderen, ist sie doch

nichts weiter als eine verstümmelte Ungeheuerlichkeit. Frau V. möge überzeugt sein, daß Gott einer Frau nichts Edleres vertrauen kann, als ein großes Haus, dessen Leitung um der damit verbundenen Schwierigkeiten willen nicht minder groß ist. Ihr Ton ist nicht würdig, ich möchte ihn weibisch nennen, aber nicht weiblich.

„Ich will ganz deutlich sein, — Frau V. würde mich sonst mit Recht verachten. Petrus war in dem Augenblick kein wahrer Freund, sondern ein Sentimentalist, als er alles Rauhe und Irdische aus dem Wege räumen wollte, damit sein göttlicher Freund ein bequemes, anmutig behagliches Dasein führen könne. Ich möchte nicht ihr Satanas sein. Nein. Ist Sich-befassen mit irdischen Dingen so hart wie das Kreuz? Sind heulender Wind und kalte Zimmer so unpoetisch wie das Richthaus des Pilatus und der rohe Spott zügelloser Kriegsknechte?"

Bei aller Subjektivität besaß Robertson tiefe Menschenkenntnis. Wie durch einen sechsten Sinn fühlte er den Charakter derer heraus, mit denen er in Berührung kam. Daher sein großer, persönlicher Einfluß. In anderer Gegenwart war er mehr ihren, als den eigenen Gefühlen unterworfen und indem er sich mit den Menschen gleichsam identifizierte, war er in der Lage, sie über sich aufklären, ihnen den Zweck und die Bedeutung ihres individuellen Lebens aufschließen und ihnen begreiflich machen zu können, wie sie dasselbe idealisieren und veredeln könnten. Mit feinem Takt umschiffte er die Gefahren dieser Fähigkeit, die Menschenherzen zu leiten; er wurde weder herrschsüchtig, noch verschwieg er die Wahrheit aus Rücksicht für anderer Empfindungen. Die folgende in einem seiner Briefe enthaltene Charakteristik einer Dame — ein Beispiel von der Fähigkeit seines Eingehens auf andere — charakterisiert ihn zugleich selbst:

„Ich glaubte zu bemerken, daß Sympathie und eingehende Fragen unsere Freundin wieder belebt hatten, und alles ist ihr heilsamer als jene tödliche Windstille, in der die Segel schlaff am Maste niederhängen.

„Ich gründe die Hoffnung, ihr helfen zu können, zuversichtlicher auf diese Art des Einflusses, als auf jede andere, und es ist mir eine hohe Freude, daß er bisher nicht erschöpft ist, sondern noch reagiert. Ich glaube, der Steuermann kennt ein ähnliches Entzücken, wenn nach langer, tropischer Windstille das Steuer sich in seiner Hand bewegt. Doch ist dies nur eins der vielen Merkmale, welche mir die Bedürfnisse und Notwendigkeiten ihrer Natur verständlich machen. Aufregung — — das Wort hat leider, leider nur einen übeln Sinn und wir besitzen keins für die entsprechende gute Bedeutung; unser phlegmatischer Nationalcharakter kann ja das Gute oder Naturgemäße der Aufregung nicht zugestehen, hat daher keine Benennung für einen derartigen Begriff. Aufregung — worunter ich das verstehe, was aufrüttelt und ein intensives Lebensgefühl verleiht — ist zugleich Gesundheit und Krankheit, Nahrung und Gift, Bedarf und Verderb ihrer Existenz.

„Es giebt Menschen, die sich aufziehen lassen wie ein Uhrwerk und jahrelang gehen, ohne wieder des Aufziehens zu bedürfen, aber eine Genfer Taschenuhr verträgt das nicht. Je länger jene Leute bei einer Gewohnheit bleiben, desto leichter wird sie ihnen, bei ihr aber ist es nicht so. Sie bedarf fortwährenden Ineinandergreifens verschiedener Gewohnheiten, um sich zu schützen vor dem Überdruß der ‚unverdingten Freiheit'. Aber sobald eine Gewohnheit droht Wurzel zu fassen, wird es ihr eintönig und sie verlangt wieder nach Freiheit, sie möchte wieder fühlen:

„Des hochgemuten Herzens wildes Rühren,
So heiß und stürmisch wie vor diesem Streit —
Den lauten Wogengang des Lebens spüren
Im Flügelrauschen künft'ger Zeit!"

(Tennyson.)

Thatsächlich bedarf sie eines lebendigen Lebens — einer Wechselwirkung des Gewohnheitsmäßigen und des Impulsiven: des ersteren, um Ruhe zu gewinnen, des anderen, um sich der Freiwilligkeit bewußt zu werden — eines Lebens der Empfindung, statt des toten Mechanismus einer Maschinerie. Aber der Übergang

des einen Zustandes in den andern wird jedesmal peinlich sein, sowohl wenn sich die Erregung legt, als wenn sie sich aus der Monotonie ihres Daseins aufrafft. Beides verursacht Leiden, gerade wie Ertrinken und Wiederbeleben mit den peinvollsten Empfindungen verbunden ist. Das einzige Mittel dagegen wäre für sie eine neue, kräftigende Aufregung, noch bevor die vorhergehende sich erschöpfte. Ist sie doch glücklich, ruhig, heiter, thätig, gut, ja energisch, sobald sie von etwas ergriffen ist, denn ich sehe wohl, und ach, wie ganz verstehe ich es! daß das Herz ihren Verstand und ihre übrigen Fähigkeiten in Bewegung setzt und nicht der Verstand das Herz. Ich wünschte, ich wüßte, wie ihr tiefes Bedürfnis nach Aufregung mit dem ebenso tiefen Verlangen nach Ruhe in Harmonie zu bringen wäre.

„Kein Lebenszustand wird das bewerkstelligen, der nicht diesen beiden Bedürfnissen gerecht wird. Über Aufregung habe ich noch nicht alles gesagt, was ich darüber sagen muß. Es scheint mir, als brächte ihr dieselbe, sowie die Dinge sind, mehr Schaden als Nutzen; sie genießt alle Arten derselben ohne Unterschied. Die merkwürdige Beschreibung de Quincy's von der Erfahrung des Opiumessers, der aus himmlischen Entzückungen in höllische Schrecknisse fällt, oder der seltsame Zustand, in dem ich mich zwölf Stunden lang unter dem Einfluß des Chloroform befand und den ich vergebens zu schildern suchen würde, fällt mir dabei ein. Wenn sie das Chloroform des Lebens vorsichtig gebrauchte, unter Kontrolle, um den Schmerz zu lindern, wäre es gut. Ihre außerordentliche Feinfühligkeit in Verbindung mit einer ihr zugänglichen Philosophie, die nichts anderes wäre, als Anwendung und einzig praktische Verwertung der Selbstzergliederung würden sie befähigen, eines der edelsten Wesen zu werden, die mir begegnet sind. Ich spreche aus eigener, schmerzlicher Erfahrung. Meine Natur ist der ihren in vielem ähnlich: impulsiv, im Guten beharrend, solange ein Sporn dazu da ist, doch ohne denselben sofort erschlafft und dabei oft in einem Grade erschöpft, daß mir Dantes Vorstellungen des Inferno fade erscheinen. Der Gedanke zum Beispiel, mich hier unverändert

bei derselben Arbeit quälen, jeden Sonntag zweimal predigen und inspiriert sein zu sollen nach dem Glockenschlag, und dies durch Jahre sich vorzustellen, scheint unmöglich. Ich bedarf beständig der Begeisterung, welche aus stets frischen Anschauungen von Pflicht und bisher unbetretenen Wegen Gutes zu thun, unmittelbar entspringt — immer neuer Impulse des Herzens; und doch lassen gerade diese mich in einer Erschöpfung zurück, die an die Grenzen des Erträglichen grenzt. Einiges derart habe ich auch bei ihr bemerkt bei nur noch feinerer Empfänglichkeit und weniger innerer Nötigung, die mich doch zugleich — so aufreibend sie wirkt — in heilsamer Weise zwingt, Bestimmtes zu leisten. Folglich leidet sie ohne Zweifel mehr und hat weniger Hilfsquellen. Meine Rettung liegt in dem Entschluß, schwer und heiß und ununterbrochen bis zuletzt meinen Mann zu stehen und mir weder Zeit noch Besinnung zu gönnen, um zu fühlen, wie wund und mürbe und verbraucht und verbittert ich innerlich bin. Es hätte wohl schneller mit mir geendigt, wenn ich nicht bei alledem die menschlichen Empfindungen anderer für das Gute hätte anregen können. Aus dieser Übereinstimmung heraus und weil ich mich selbst kenne, glaube ich auch, sie und ihre Bedürfnisse teilweis zu verstehen. Der Schlüssel ihres Charakters liegt in ihrer durch und durch impulsiven Natur und das ganze Geheimnis ihres sittlichen Fortschreitens und inneren Glücks beruht nicht in dem Ausreißen, sondern in der richtigen Leitung dieser Anlagen. . . . . Was wir bedürfen in allen Versuchungen — großen wie kleinen — ist Kraft. Der Kelch ging nicht vorüber, selbst nicht bei seinem Flehen unter Thränen, aber ein Engel ließ sich sehen, der ihn stärkte, auszuharren und den Kelch willig zu trinken, nicht ihn beiseite zu schieben."

Der folgende Brief ist nicht sowohl für Robertsons Menschenkenntnis bezeichnend, da Verwandtes meist Verwandtes versteht, als für das liebevolle Eingehen, das er selbst bei einer anderen Gelegenheit für so selten und so schwer erklärt, wenn er schreibt:

„Ist es richtig, daß wir keinem menschlichen Auge, ohne uns zu gefährden — gestatten dürften, das innerste Getriebe unseres Herzens zu durchschauen? Ich glaube, es ist unmöglich, mit Zartheit und Barmherzigkeit im andern zu lesen. Persönliche Gefühle kommen dazu, sowie die Unfähigkeit, alle vorhergehenden und nachfolgenden Umstände zu übersehen; wir beurteilen hart, was mit unseren Neigungen unvereinbar ist; ja selbst das, was mit ihnen übereinstimmt; ich möchte sagen, daß wir unsere eigenen Gefühle in einem anderen nicht mögen — sie erscheinen uns da wie karikiert. Und doch glaube ich, daß es Menschen giebt, die wir voll Vertrauen alles in unserem Inneren lesen lassen dürften, ohne ihre Achtung und Liebe einzubüßen. Es müssen selbstverständlich Menschen der alleredelsten Gemütsart sein, wie ich nur einen oder zwei kenne. Es fällt mir dabei eine Anekdote von Thomas Scott (Mitbegründer der Evangelikalen) ein, der zu seinem Hilfsprediger, welcher sich ängstigte, als er vor ihm predigen sollte, sagte: Warum scheuen Sie sich denn vor mir, wenn Sie doch vor Gott nicht bangen? Aber wie leicht war die Antwort darauf! Er brauchte nur zu sagen: Gott ist nicht eifersüchtig, nicht abgünstig, nicht ritisch und außerdem, — Gott — zieht alles in nachsichtige Erwägung!“

Mit der Teilnahme an dem Leben der einzelnen wächst aber auch Robertsons Verständnis für ganz anders geartete Naturen. Zu lange hat er über das Ich und die Dunkelheiten des eigenen Lebens gegrübelt: „Ich war ein selbstquälerischer Sophist“, bekennt er, „meine Augen schliefen, um nur nach innen zu blicken und das Interesse an der äußeren Welt verschwand gänzlich gegen mein großes Interesse an der inneren Welt“. Aber durch hingebendes Eingehen auf das Leben seiner Mitmenschen wird er frei von dieser Pein des Grübelns über das eigene Ich. Er schreibt:

„Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wenn zwei Naturen sich begegnen, welch' großer Teil der Lebens- und Thätigkeitssphäre der einen von der anderen unbetreten, ja für sie eine absolut verbotene Region ist. Ich kann nicht begreifen, woher und warum

L.s Leben so einsam ist, denn er geht auf alles ein und liebt das, was andere Menschen beschäftigt, versteht die Welt und ihre Angelegenheiten und ist vollkommen gesichert gegen jenes stürmische Drängen des Geistes, sich in unergründliche Fragen hinabzustürzen, die ich zu meinem Entsetzen bodenlos gefunden habe. Er ist auch vor der schlimmsten Versuchung sicher, die in einer — ich brauche das Wort in seiner guten Bedeutung — romantischen Veranlagung liegt. Denn wie kann ein Geist, der nicht so geartet ist, gequält, und ein Herz, dem diese Seite fehlt, enttäuscht werden? Ich bemerke eben auch hier wieder: ‚Jeder hat sein Leid — alle sind sie Menschen!'"

Der folgende Brief zeigt, wie er sich im Verkehr mit Menschen an Jesu Beispiel Rats erholt:

„Eben verläßt mich ein langer, langweiliger Besuch. Ich glaube, wir müßten mehr Interesse an der Menschheit nehmen und größere Fähigkeit gewinnen, uns in jeden einzelnen hineinzudenken, dann würde uns kein Besuch langweilen. Ein unendliches Wesen, in dessen Geist und Seele eine ganze Ewigkeit beschlossen liegt, tritt vor uns und wir thun nichts als den Menschen klassifizieren, kleben ihm wie einem Gefäß eine Etikette auf und sagen: Hier ist Reis, hier Gelee, hier Apfelkraut, und glauben uns damit der Notwendigkeit enthoben, den Deckel zu öffnen. Und doch ist der Konservative, der Radikale, der Evangelikale, der Schwätzer, der Leichtsinnige, die Kokette ein neues Geschöpf, wie keines zuvor existiert, jedes mit einer Seele für sich, so verschieden in ihrer Eigentümlichkeit, wie ein Gesicht vom andern. In der Verkehrsweise unseres Herrn mit den Menschen scheint mir dies ein besonderer Zug gewesen zu sein: Er zog die Eigentümlichkeiten eines jeden hervor und behandelte ihn als ein lebendiges Wesen, nicht als Beispiel einer etikettierten Abteilung, wie man in Museen ausgestopfte Giraffen, Vögel und Krokodille klassifiziert. Daher gab jeder bei der Berührung mit ihm den ihm eigentümlichen Lichtstrahl von sich. Jeder Charakter in den Evangelien ist eine

bestimmte Persönlichkeit für sich. Natürlich auch Repräsentant einer Menschenklasse, aber doch ebenso unterschieden von allen übrigen derselben, als diese wieder von allen anderen abweicht.

„Welch warmes Interesse würden wir an der allergewöhnlichsten Gesellschaft nehmen, wenn wir derart eingehend und wißbegierig mit den Menschen verkehrten und es machten wie der Chemiker, der jeden neuen Gegenstand durch zahllose Proben untersucht, bis er seine Eigentümlichkeiten und Verwandtschaften entdeckt."

Der folgende Brief zeigt, wie Robertson jeder Veranlagung ihre Berechtigung und ihr Gutes zuerkennt:

„Die Menschen irren oft sehr in Beurteilung der Erscheinungen des Wankelmuts. Ein feuriger Geist zeigt mehr Eifer in Kleinigkeiten als andere, und daher vermutet man, daß er tief dabei beteiligt sei, während er die ganze Zeit nur schnell umherfliegt, ohne irgendwelche Absicht, sich niederzulassen und ohne zu ahnen, daß man vermutet, er habe sich niedergelassen. ‚Solche Berührungen sind nur Vorboten, ein Ausstrecken der Fühlfäden, Spiel mit dem Empfinden, ehe es sein Bereich fürs Leben gefunden.'

„Sahen Sie jemals den Habichtschmetterling seine wundervollen Kreise ziehen und sich dann in der Schwebe haltend mit so schnellem Vibrieren der Flügel, daß die Bewegung unsichtbar erschien, während er sich kaum von der Stelle bewegte? Er wird von hundert Blättern und Blumen naschen, wie könnte er sonst wissen, wo ruhen? Es ist ihm aber die ganze Zeit über völliger Ernst und endigt zuletzt mit dem bedächtigen Anhalten und unbeirrten Herabstürzen des Habichts selber. Ich würde das wilde, scheue Insekt nicht wankelmütig nennen."

Der folgende Brief zeigt, wie ihn tiefes Verständnis zu mildem Anteil führte:

„Der arme N! Das Geheimnis seines Skeptizismus scheint ein Verbrechen gewesen zu sein; oder war sein Verbrechen Folge des Skeptizismus? Denn wenn die Seele über das Meer ge-

trieben worden, ohne Karte und ohne Polarstern, ist sie beinahe jedem beliebigen Sturmwind der Leidenschaften anheimgegeben. Ich kann die Bitterkeit seines Sarkasmus, die andere hart verdammen, nicht so streng tadeln; die Menschen nehmen oft die Verzerrung eines zum Tode Gequälten für teuflischen Hohn, den Schrei der Verzweiflung — für das Aufjauchzen wilden Triumphes; manch tapferer und selbst zartfühlender Mann versetzte schon einem Weibe grausam den Todesstoß. Ja wohl, aber der Mann selbst war am Ertrinken. Niemand kann das entsetzliche Gelächter der Hoffnungslosigkeit begreifen, das mit Entzücken seinen Zorn auf die Falschheiten ergießt, die andere noch betrügen, nachdem sie sich ihm als Falschheiten erwiesen — als der, welcher das Eis des Zweifels unter den Füßen krachen hörte und sich nun allein sah auf einem Eisblock, von der Menschheit abgeschnitten. Nicht, daß ich den Mangel an Ehrfurcht und das unmoralische Leben, das aus solcher Verzweiflung entsteht, entschuldigte — aber ich kann es begreifen."

Der nächste Brief ist wieder ein Zeugnis feinsten psychologischen Verständnisses:

„Es ist unmöglich, die Wirkungen zu berechnen, die Mißtrauen und Verdacht notwendig hervorrufen, indem sie das Herz zusammenziehen und jede freie Lebensäußerung hemmen. Ich glaube, allseitiges Mißtrauen müßte jeden Charakter ruinieren.

„Wo man die Echtheit und Aufrichtigkeit unserer Empfindungen anzweifelt, ist es natürlich, daß wir es scheuen, sie zum Ausdruck zu bringen; dies kann aber nur geschehen, indem wir all' unserm Reden und Handeln ein so wahrscheinliches und natürliches Gepräge wie nur möglich zu geben suchen. Selbst vorausgesetzt, daß wir hierbei nichts Unwahres oder auch nur Unannehmbares an ihre Stelle setzen — erzeugt dies dennoch das geheime Gefühl, eine Rolle zu spielen, bestände sie auch nur darin, das scheinen zu wollen, was wir sind. Aber auch das ist schon Spiel an sich und der Beginn einer Gewöhnung zur Unaufrichtigkeit. Obwohl nicht Unaufrichtigkeit an sich, streift dies Verfahren doch so nahe an ihre

Grenzen, daß der Übergang erschreckend leicht wird. Kommt es einmal bis zur Empfindung wirklicher Unaufrichtigkeit, so ist das Gemüt schon halb damit vertraut und schreckt nicht mit solchem Abscheu davor zurück, wie ein Herz, das nie den Stachel der Beargwöhnung empfunden.

„Ich wollte es unternehmen, wenn es nicht ein teuflisches Thun wäre, jedes Kind zum Lügner zu machen, durch Kreuzfragen bei jeder Aussage, und indem ich ihm zeigte, daß ich jeden Gedanken und jedes seiner Gefühle beargwöhnte. Es würde bald lernen, in der Region der Scheinbarkeiten zuhause zu sein und nicht länger die frische, freie Luft unbewußter Wahrheitsliebe atmen."

Der folgende Brief behandelt ein anderes Thema:

„Eine strenge Lebensweise, welche aus der Erfahrung entspringt, ist gesünder, weil natürlicher, als diejenige, welche ihr vorangeht. Am Anfang des Lebens gleicht sie neuem Wein in alte, verschlissene Schläuche gefaßt; diese aber reißen und das um seine Jugend betrogene Herz entschädigt sich dann leicht im Alter durch ein verdoppeltes Maß der Nachsicht gegen sich selbst.

„Ein unschöner Anblick! Kann es etwas Traurigeres geben, als einen alternden Menschen zu sehen, der noch jung sein möchte und nicht mit schlichter Würde in das Thal des Lebens hinabzusteigen vermag?"

Kapitel VIII.

[Robertson als Seelsorger — Briefe über sittliche Fragen — Über eine bloße Gefühlsreligion — Über die Notwendigkeit selbständig zu werden — Über Pflichterfüllung — Über die Frage, weshalb der Mensch Gutes wirken solle? — Vom kategorischen Imperativ — Über Verschiedenes — Gegen den Morphiumgebrauch.]

Aus allem bisher Mitgeteilten geht reichlich hervor, daß Robertsons Seelsorge sich in ungewöhnlichem Maße durch spezielles Eingehen auf die einzelne Person und jeden besonderen Fall auszeichnete. Wie er in der Freundschaft Seelsorger, so wurde er hinwieder der Freund derer, die in Fragen und Bedrängnissen aller Art seinen Rat begehrten. Mit der ihm eigenen Tiefe und Feinfühligkeit ergründet er die Charaktere der Menschen, macht ihr Leben zu dem seinigen und versetzt sich mit der ganzen Fähigkeit seiner reichen Einbildungskraft in ihre Lage. Unermüdlich ist er in seiner Teilnahme für einen jeden, sucht mit ihm Auswege aus seinen Verlegenheiten und inneren Nöten und sinnt für ihn auf Gewinnung gesunder Interessen, heilsamer Lebenspläne und geeigneter Aufgaben. Nie mangelt es ihm hierfür an Zeit.

In den folgenden Briefen an ihm näher oder ferner stehende Personen erörtert er allerlei sittliche Fragen von verschiedenen Gesichtspunkten aus, und kommt dabei oft zu überraschenden Ergebnissen. Zuweilen scheint er dabei das Gegenteil von dem aufzustellen, was er sonst als seine Meinung ausspricht, rektifiziert aber dadurch in der That nur Einseitigkeiten oder paradoxe Behauptungen,

zu denen ihn sein leidenschaftliches Empfinden in Hinsicht auf einen gerade vorliegenden bestimmten Fall leicht trieb.

So spricht er sich gelegentlich über Bedeutung und Wert dessen, was man schlechthin Aufregungen nennt, ganz anders aus, als in dem oben mitgeteilten Briefe.

„Ich bin überzeugt," schreibt er, „daß es wenig Dinge giebt, die für den sittlichen Menschen so nachteilig sind, als jede Art der Nervenaufregung. Sie zerstört die Stille des Gemüts, läßt eine Abspannung zurück, die nach neuen Reizmitteln verlangt und macht unfähig zu schlichter Pflichterfüllung. Hochgespanntes Gefühl muß ein böses Ende nehmen; ein Leben der Aufregungen ist fast untrennbar von einem bösen Wandel. Die Oper, die Bühne, der Ballsaal, französische Litteratur und unregelmäßiges Leben — wie muß das enden? — Und wäre vielleicht noch hinzuzufügen — — die Kanzel, die das Nervensystem notwendig über das gewöhnliche Maß hinaus in Bewegung setzt? Ich kann sie nur auf Grund dessen, was ich für das große Gesetz unseres Daseins halte — verteidigen, aus dem Gesichtspunkt des Opfers, des Opfers für andere. Sie ahnen nicht, mit welch düsteren Gedanken ich an manchem Sonntag Abend zu kämpfen habe!"

Ähnlich schreibt er an jemand, der im Begriff, in das Londoner Leben einzutreten, bei Robertson anfragte, ob es ratsam sei, Gavazzi, einen damals berühmten Redner und Apostel der Elektrobiologie, zu hören:

„Gavazzis Rede und die Elektrobiologie gehören zu der Art aufregender Reizmittel, die ich sowohl für gefährlich als überflüssig halte. Weder dem sittlichen noch dem denkenden Teile des Menschen führen die Reden etwas zu; und die Experimente gehören vorläufig noch in das Bereich übernatürlicher und mesmerischer Kräfte, die später, auf bestimmte Gesetze zurückgeführt, wissenschaftlich verwertet werden mögen,*) im Augenblick aber nur besonders befähigten und

---

*) Wie auch der Hypnotismus unserer Tage. Anm. d. Übers.

systematisch durchgebildeten Köpfen etwas nützen können. Der großen Masse versprechen diese Dinge weiter nichts, als durch Aufstacheln des athenienſischen Verlangens, etwas ‚Neues zu hören‘ — die Langeweile zu vertreiben.

„Lassen Sie mich ernstlich in Sie dringen, das Verlangen nach dieser Art Reizmitteln zu überwinden. Es hieße das Zeit und Geld vergeuden. Ein Zehntel Ihrer Zeit und Aufmerksamkeit auf Erwerbung von Kenntnissen verwandt, für deren Aneignung London so mannigfach Gelegenheit bietet, würde Sie vor Langerweile bewahren und etwas fruchtbarer sein. Wie wäre es, wenn Sie an sich soviel geistige Zucht übten, alle die Zeit, die Sie bei derlei Dingen vertändeln, an ein bestimmtes Studium zu setzen; wenn Sie z. B. einem Kursus interessanter, wirklich bildender Vorlesungen von nicht ganz so zweifelhafter Art beiwohnten? Bitte, halten Sie sich aber an die Prinzipien und nicht an die Regeln, die ich aufstelle; würde ich sagen das, dies oder jenes ist aufregend und hinterläßt keinen Gewinn, so wären das tote Regeln. Beherzigen Sie den Geist, die Philosophie dessen, was ich sage.

„Ihr Leben wird jetzt Reizmittel genug mit sich bringen, mögen Sie dieselben auch noch so sehr beschränken. Aber Bälle, Theater, spätes Aufbleiben, verschiedengeartete Gesellschaften müssen die Luft, in der Sie atmen, in hohem Grade aufregend machen. Als Gegengewicht bedürfen Sie mildernder und beschwichtigender Eindrücke.

„Es kommt wenig darauf an, ob Sie Theater und Musikaufführungen meiden, wenn Sie statt dessen Gavazzi einschieben mit seiner theatralischen Pose und Stimme und den aufregenden Reden. Ich sage nicht, daß es unter keinen Umständen geraten sei, ihn zu hören. Wären Sie monatelang in einer eintönigen Landstadt, so könnte es gut sein, die Einförmigkeit auch einmal durch derartige Aufregung zu unterbrechen, selbst eine Übertreibung nach dieser Seite hin möchte je zuweilen als Gegengewicht des anderen Extrems heilsam sein. Aber unter den gegenwärtigen Umständen, wenn Sie wirklich ernst entschlossen sind, Ihren Geist in Selbstzucht zu halten

und den Frieden zu gewinnen, der nur durch Wachsamkeit zu bewahren ist, würde dies zu den Nachgiebigkeiten gehören, die verderblich wirken müssen, obwohl natürlich die von großstädtischem Treiben abgehetzten und abgespannten Londoner Damen entzückt davon sind, als von einem neuen Reizmittel, das ihnen Meerrettig giebt, wenn sie des Senfes überdrüssig, und Cayennepfeffer, wenn der Meerrettig unschmackhaft geworden. Pastor L. hat ihnen wohl ähnliche Dienste geleistet und Predigten bringen das, glaube ich, meist zuwege. Ein Löffel Cayenne auf sechs Löffel Senf, selbst Soya könnte ihre Woche nicht so pikant würzen. Wollte Gott, daß ich nicht nur Pfefferkraut wäre, um die Schüsseln der Brightoner schmackhaft zu machen!

„Der gewöhnliche Sinn, immer bereit, Neues und Absonderliches zu glauben, kommt diesen rohen Phänomenen mit einer Ehrerbietung entgegen, die in eben dem Maß legitimen Gegenständen des Glaubens entzogen wird und das Schwanken und die beständige Ungewißheit, in die der Geist hierdurch gerät, bewirkt eine Erregbarkeit, die genugsam beweist, daß die eigentliche Anziehungskraft dieser Vorgänge eben die Aufregung ist.

„Gesteigertes Lebensgefühl ist der natürliche Lohn geistiger Arbeit, aber das ist gesunde Aufregung, wie sie den Philosophen erquickt und in der Stille kräftigt zu erneuten Leistungen. Aber ohne voraufgegangene geistige oder körperliche Anstrengung nur um ihrer selbst willen gesucht, wirkt Aufregung an sich, nach dem ihr innewohnenden Gesetz gerechterweise selbstzerstörend. Gerade wie jemand bei schwerer körperlicher Arbeit ein gewisses Maß von Spirituosen verträgt, die ihm bei sitzender Lebensweise gefahrbringend sind.

„Ach, daß ich jedermann von diesem Prinzip so überzeugen könnte, wie ich davon durchdrungen bin und zwar als von einem Prinzip! Ich stelle wohl Regeln auf, aber der Buchstabe tötet und nur der Geist des Gesetzes macht lebendig. Gewännen die Menschen nur erst eine lebendige Einsicht in das Prinzip, das mir so sonnenklar ist — dann wäre die Anwendung leicht. Und wie in allen religiösen Dingen, so würde auch hier jenes mühsame,

aufreizende Beschränken: ‚Iß dies nicht — thue das nicht — rühre jenes nicht an‘ — von selbst hinfällig werden!“

In einem andern Brief äußert er sich über die Nachteile aufregender Lektüre:

„Wer durch hochgespannte, novellistische Darstellungen sich verfeinert hat, wird vor solchen Scenen im gewöhnlichen Leben zurückschrecken, weil er die Aufregung genossen hat ohne den Tribut des Schmerzes, und sich deshalb instinktiv von Begebenheiten abwendet, bei denen die Aufregung nicht ohne Schmerz zu haben ist. Wo wirklich das Gefühl sich in That umsetzen soll, werden solche Menschen nicht zu brauchen sein, weil sie sich gewöhnten, ihre Empfindungen erregen zu lassen, ohne zu handeln zu brauchen. In der Phantasiewelt konnten sie sich dies gestatten und behalten solche Gewöhnung auch der Wirklichkeit gegenüber bei. Wohl rührt sie der Anblick von Jammer und Schmerz, aber sie hatten sich nie geübt, im gegebenen Moment den anderen schnell Verständnis und Beistand zu gewähren. Solche Leute erscheinen natürlich hart und fühllos, Leiden gegenüber, welche sie in Romanen bereitwillig beweinen.

„Ich glaube dies meint Aristoteles unter ‚Verfeinerung‘ des Gefühls und dies muß die Gefahr jeder gesellschaftlichen Verfeinerung sein. Die Tragödie und der Roman treten daher erst auf, wenn ein großer Teil des Volkes die Muße hat, Treibhausgefühle zu pflegen — immer schwache Mißgestalten! Stiergefechte und Amphitheater nehmen ihren Anfang erst, wenn Krieg und Jagd zu Ende. Erregungen, die früher ihre gesunde Ableitung und legitimen Ausgang fanden, empfangen nun ungesunde Nahrung in dem bloßen Anblick, ohne jede darin enthaltene Aufforderung zur That.

„Es ist mir ganz klar, daß dergleichen Lektüre im allgemeinen schädlich wirkt, denn alles Gefühl, über das wir verfügen, bedürfen wir zum Handeln. Wenn es aber ans Thun geht, unterstützt uns nicht dabei das Gefühl, und — was uns obliegt, bleibt entweder ungethan oder wird kalten Herzens vollbracht — einfach weil wir

uns gewöhnten, das Gefühl an sich möglichst zu verfeinern, anstatt uns dadurch zum Handeln treiben zu lassen.

„Ich wünschte, die Natur möchte ihr gesundes Werk an unser aller Herzen vollbringen. Ich könnte eine wunderbare Heilkraft davon erwarten, wenn man die Seele aufthäte wie ein Kind — um unmittelbar ohne Anstrengung die Eindrücke der leblosen und doch so lebendigen, uns rings umgebenden Welt und alle des Ahnens, das sie so ehrfurchtgebietend erweckt — in sich aufzunehmen! Recht sehr bezweifle ich, daß ausschließlich Lektüre spekulativer Philosophie, so interessant sie sein mag, irgend heilsam ist. Sie gründet sich zu wenig auf bewiesene Thatsachen und zu wenig aufs Gefühl. Positive Wissenschaften dagegen, wie Chemie, Naturphilosophie, Mineralogie und Geologie ruhen auf Thatsachen und die Gewißheit, die das hervorruft, ist immer eine gesunde Empfindung. Es bleibt jedesmal heilsam, mit der Natur in Berührung zu treten, statt durch weitausgeholte Streiche in die Luft, in die Region der Möglichkeiten und verwirrenden Geheimnisse Kraft zu vergeuden. Ich liebe zwar diese Region, denn sie ist die Region gerade des Glaubens; aber es gehört schon ein vielgeübtes Gehirn dazu, das an so manchen Abgründen in der unteren Welt vorbei zu wandeln gewöhnt ist, um nicht in der Unermeßlichkeit jener Höhen schwindlig zu werden und sich zu verlieren."

Über das wirksame Lesen der Schrift giebt er folgenden kurzen Rat:

„Seien Sie nicht bange oder entmutigt, wenn das gelesene Bibelwort sich noch nicht mit Ihren Anschauungen und Ihrem Leben in Beziehung setzen will. Empfangen Sie, nehmen Sie auf, dann wird ihr Geist schaffen. Unser Irrtum ist der, daß wir ausgeben wollen ehe wir eingenommen haben, während in allen Dingen die gleiche Ordnung gilt. Dichter sind Schöpfer, weil sie rezeptiv sind; sie thun ihre Herzen der Natur weit auf, statt vor sie mit fertigen und aus zweiter Hand empfangenen Ansichten hinzutreten. Sie kommen vielmehr von ihr her und geben alsdann wieder, was

sie zu ihnen geredet hat und was sie dabei empfunden. So auch mit der Schrift — geduldig, stille, lange, ehrerbietig ihr lauschen, alsdann folgt die rechte Eingebung."

Niemand kannte besser als Robertson die Gefahren einer Auffassung der Religion als bloß das Gefühl angehend, oder hat nachdrücklicher davor gewarnt. So in den beiden großartigen Predigten vor der Konfirmation (siehe die Mannheimer Übersetzung von 1861) über das „Gleichnis vom Säemann", welches er so packend auslegt, daß es einem dabei ist, als vernähme man es zum erstenmal; und über „das Ringen Jakobs".

Es folgen hier einige Briefe, in denen er die Gefahr eines bloßen Gefühlschristentums hervorhebt:

„Die Art, in welcher H. von dem Opfer, das sie für M. brachte, spricht und von dem stärkenden Einfluß, den solches Opfer auf den Charakter habe, gefällt mir nicht. Eine üble Gewöhnung beschaulichen Gefühls. Wer wirkliche Opfer bringt, ist nie imstande in Selbstbeschaulichkeit das Gute zu berechnen, das ihm aus den Opfern erwächst; wer wirklich trauert, ist unfähig, in dem Augenblick über den heilsamen Einfluß des Schmerzes zu philosophieren. ‚Züchtigung, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein.' Das ist wahre Philosophie. Im Munde eines Menschen, der mit Einsetzung aller seiner Kräfte danach ringt, stark zu werden und ein Leben des Kreuzes und der Aufopferung zu führen, möchte solch ein Ausspruch wirklich wahr sein; aber in diesem Fall ist er einfach unwirklich, eine auswendig gelernte Sentenz und meiner Meinung nach sehr gefährlich. Nichts ist gefährlicher, als über eine Feder zu gebieten, die Gefühle niederschreiben kann, wie sie einem Märtyrer oder Engel anstünden. Und es ist Gefahr vorhanden, daß die Konfusion zwischen einem gewöhnlichen Menschendasein und dem eines Engels oder Märtyrers hoffnungslos wird. Denn wenn beider Lippen und Federn dieselben majestätischen Wahrheiten entströmen, wer kann uns überzeugen, daß wir nicht auch Märtyrer und heilige Engel sind?

Folgender Ausspruch wäre natürlicher, wenngleich auch noch immer ziemlich sentimental gewesen: Wie darf ich von Opfer sprechen? wie wenig ist davon in meinem Leben, das nur eine Kette beständiger Vergnügungen ist!

„Es ist mir oft aufgefallen, wie Christus derlei Sentimentalitäten nie durchgehen ließ, ohne sie nach Wort und Bedeutung auf den einfachen Sachverhalt zurückzuführen. Es ist eine gefährliche Gabe, schön zu schreiben — die — ich sage das in tiefer Ehrfurcht — Christus durch ein scheinbar hartes Verfahren geprüft haben würde, etwa wie er jenem, der ein besonderes Verlangen äußerte, um ihn zu sein, entgegnete: ‚Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.“

Gleicherweise äußerte sich Robertson in einem anderen, ähnlichen Falle:

„Der Brief jener Dame ist in seiner Art ernstlich gemeint; nur, daß der leidige Hang zu starken Worten Gefühle äußert, die nicht gewillt sind, auch noch einen andern Ausdruck zu gewinnen. Diese Vorsätze zum Studium, zum Ernst, zur Religiosität hätten etwa bei der Taufe Johannis geäußert werden mögen, als feierlicher Aufruf zu einem neuen Leben, dem dann ernste und gewissenhafte Anstrengung gefolgt wäre; da wären sie an ihrem Platz gewesen. Aber ausgesprochen beim Beginn einer Londoner Saison, werden sie bei der ersten Polka zerstieben und größeren Schaden bringen, als wenn sie nie gefaßt wären. Sie glaubt und meint das, was sie sagt, aber gerade die Gewaltsamkeit ihrer Sprache schadet ihr; dieselbe könnte die Buße Petri ausdrücken und würde genügen, um die bittern Thränen zu beschreiben, mit denen jener seinen Fehltritt beweinte. Wenn solche Sprache aber bei Kleinigkeiten gebraucht wird, bleibt nichts Stärkeres übrig für die hehre Krisis des Menschenlebens. Es ist wie Dracos Gesetze — Tod steht auf Diebstahl, daher bleibt für Vatermord und Verrat auch nichts anderes übrig als — Tod!“

In einem anderen Briefe findet sich folgende merkwürdige Stelle:

„Ich habe eine alte Freundin, deren Einkommen nicht 2000 L. übersteigt, und die jährlich mindestens die Hälfte davon zu wohlthätigen Zwecken verwendet. Solchem Beispiel gegenüber und mit dem verglichen, was die meisten von uns für sich ausgeben, scheint es der Höhepunkt der Unverschämtheit und Anmaßung, wenn wir uns überhaupt nur Christen zu nennen wagen. Der Zigarrenverbrauch eines jungen Mannes und der Putz eines jungen Mädchens könnte manche menschliche Existenz retten und zehn glücklich machen. Ich werde zuweilen versucht, nie mehr das Wort ‚Selbstaufopferung‘ über meine Lippen kommen zu lassen, das ihnen jetzt so oft und achtlos entschlüpft, und es andern nie mehr ungerügt zu gestatten. In Christi Tagen bedienten sich die Menschen ähnlicher Redeweise, aber er nötigte sie dann stets, die Tragweite ihrer Worte zu ermessen. Z. B. jener Frau gegenüber, die mit dem schönen Gefühl hervortrat: ‚Selig ist der Leib, der dich getragen hat,‘ antwortet er: ‚Ja, selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren‘; und dem Menschen der da sagte: ‚Selig ist, der das Brot isset im Reiche Gottes‘, erwiderte er mit dem Gleichnis von dem Hochzeitsgast, mit der deutlichen Nutzanwendung: Ja, wahr genug, aber weißt du auch, wen das ‚Selig‘ angeht? denn ‚viele sind es, die nicht essen werden das Brot im Reiche Gottes‘.“

In Robertsons Briefen an Frauen ist vielfach das Bestreben erkennbar, sie auf die Gefahr des Selbstbetrugs schöner, frommer Redensarten aufmerksam zu machen, hinter denen nichts stecke. So schreibt er einmal:

„Glaubt Ihre Freundin wirklich, daß ihr die Gewißheit, in einem halben Jahre sterben zu müssen, nicht wie Grabgeläute klingen würde? Ach nein, seien Sie überzeugt, wenige sehnen sich wirklich nach dem Tode! So böse das Leben sein mag, ein einziger Traum kann es uns zeigen, daß wir nicht den Tod ersehnen, nein —

„O, Leben ist es, was das Herz verlangt,
Nur Leben, voll und ganz wonach es bangt,
Kein Mensch, in dem gesunder Atem lebt,
Hat jemals wahrhaft nach dem Tod gestrebt.“

Der Brief kommt dann auf einen anderen Gedanken:

„Einige Briefe von S. äußern Erstaunen über die Vergeblichkeit ihres Bemühens durch ein ernstgeregeltes Leben, wie sie es nun seit vielen Jahren führt, Frieden und Kraft zum Guten zu gewinnen. Lassen Sie mich einen Wink daran knüpfen, der ein lebendiger Gedanke Ihres Inneren werden kann. Niemand kann ‚Gerechtigkeit erlangen, wenn er sie gleich sucht, durch des Gesetzes Werke‘ — — seien dies nun religiöse Übungen oder religiöse Pflichten. Ein Leben nur nach der Regel, ohne Glauben, ohne Liebe, kann nicht wahre Vortrefflichkeit hervorbringen. Diese sprießt nicht aus dem Tode, sondern aus dem Leben hervor. Wie könnten Zweifel an Gott verletzte Gefühle und, um ein Wort aus dem Heidentum anzuführen, ‚die verbitterte Melancholie eines Menschen, dessen Herz edles Verlangen trägt nach einem besseren Glauben, der dies aber stolz unterdrückt‘, — wie könnte solcher Boden etwas hervorbringen, das süße Frucht trüge, oder sich in edlen Thaten verzweigte?

„Doch sehe ich ein, daß auch diese Stufe notwendig ist. Das bittere, demütigende, das Herz ausdörrende Gesetz geht dem Evangelium vorauf. Wir können die Entwickelungsstadien unserer Erziehung nicht überspringen. Wir können Reife und Süßigkeit nicht einen Tag überhasten, noch des Nachtfrostes oder einer Woche verheerenden Ostwindes entraten.“

Eine andere Dame warnt er vor der entgegengesetzten Gefahr:

„Ich kann mich nicht beruhigen bei dem trostlosen Gefühl das mich jedesmal überkommt, wenn Sie von dem Entschluß sprechen, Ihr Herz allein auf Gott richten zu wollen. Und doch — sollte mich dies nicht unsäglich glücklich machen? Als ich heute während eines Ganges durch abgelegene Straßen darüber sann, wurde mir klar, was mich daran hindert. Gott ist das Leben und nicht der

Tod. Er ist nicht da, wo der von einer Legiou böser Geister Besessene ihn suchte — bei den Gräbern. Es kommt mir so vor, als ob der verzagte Geist, in dem Sie davon sprechen, Gott allein leben zu wollen, nichts anderes bedeute, als das Lebendig-begraben-werden einer Nonne, die den schwarzen Schleier nimmt und damit die Braut Christi zu werden glaubt. Sie reden von dem Leben für und mit Gott, als ob das allem Schönen und Erfreulichen sterben hieße! Sie sprechen davon wie jemand, der eine Gemeindeversammlung besuchen will, weil er gerade nichts anderes vor hat. Kein Wunder, daß mich unwillkürlich und fast ohne mir das Gefühl klar machen zu können, eine Art Schauder und unbestimmte Traurigkeit erfaßt, wenn Sie so reden. Nein, seien Sie meinetwegen eine Gottverlobte, wenn Sie wollen, aber dann auch im weißen Brautgewand, in fröhlicher, dankbarer Stimmung. Nicht als ob Gott dienen und die Thüren ewiger Gefangenschaft Hinter-sich-zuschlagen-hören dasselbe wäre. Dienen Sie ihm, leben Sie ihm, lieben Sie ihn und Sie werden innerlich licht und hoffnungsvoll und erhoben werden. ‚Die Freude am Herrn ist unsere Stärke.‘ Das Herz streckt sich vergebens nach einer himmlischen Frucht, die unserem Verlangen versagt bleibt. Ja, aber wie ungerecht und unverständig ist es, zu klagen, wenn unsere Erwartungen sich nicht erfüllen! Ich glaube nicht, daß ein Seemann berechtigt ist, sich zu den hervorragenden Wesen zu zählen, der triefend auf einem Fels säße und jammernd der Flügel begehrte statt der Segel. Segel führen nicht so schnell von dannen wie Flügel und sind viel gewöhnlicher. Es bleibt ihm aber nichts übrig, als sich geduldig in seinen Grenzen zu halten, und demütig den Naturgesetzen folgend, Wind und Dampf so zu benutzen, wie dies seiner Beanlagung angemessen ist, anstatt müßig emporzublicken und die Möven in der Luft zu beneiden. Dies brächte ihn nicht viele Knoten weiter in einer Stunde. Außerdem, auch mit Schwingen, leben und sterben die Möven doch nur als Möven, während bei dem Menschen gerade die Grenzen, die ihn hemmen, die Energie einer täglich göttlicher sich entfaltenden Mannhaftigkeit wecken.“

Der folgende Brief erinnert an einen schon früher angeführten Ausspruch Robertsons, welcher lautet:

„Unser höchstes Gut kann nur durch uns selbst in seiner ganzen Tiefe gehoben werden. Im Gefängnis“, schreibt er, „verfaßte Sylvio Pellico die Memoiren, zu denen ihm eine frische, stets rege Beobachtungsgabe den Stoff lieferte. Erinnern Sie sich, wie er es verstanden hat, sich aus den flüchtigen Besuchen der uninteressanten Tochter seines Gefängniswärters, sowie durch sein offenes Interesse an allem Menschlichen und Lebendigen — eine ganze Gedankenwelt aufzubauen? Haben Sie die Erzählung von Picciola vergessen? Wissen Sie, wo das beste Buch, das Spanien der Welt gegeben, der Don Quixote geschrieben ist? Im Kerker, von einem Einarmigen, dem der andere Arm abgehauen worden! Ach, seien Sie überzeugt, was man ‚Gnadenmittel‘ nennt, sind — wie Fahrgelegenheiten — sehr gut, um ohne Anstrengung schnell, mit anderer Hilfe vom Fleck zu kommen; aber nicht dazu angethan, die eigenen Muskelkräfte zu stählen. Eine auf die Polster ihrer Equipage hingegossene Damen mag verächtlich auf den Fußgänger herabsehen, der sich auf staubiger Chaussee allein forthilft und, im Vergleich mit ihr, langsam von der Stelle kommt; d. h. im Vergleich mit ihren Pferden — aber mit ihr?! — — N. N. kommt schnell vorwärts mit N.'s Hilfe im Wissen über Gott und geistliche Dinge. Aber in Hinsicht des eigenen Denkens, der Fähigkeit, allein zu stehen und wie Johannes der Täufer ein Leben in der Wüste zu führen — abgeschnitten von den Gnadenmitteln, von Predigten und dem Verkehr mit begabten Pastoren? Ich meine, N. N. thäte da besser, gleich zu Juan Fernandez zu gehen und ausfindig zu machen, wie viel in ihm wirklich sein eigen und aus was für Stoff er selbst beschaffen ist, und ob er allein gelassen, den Ewigkeitsdingen ins Auge zu schauen und mit ihnen vertraut zu werden vermöchte?

„Ein Studiosus der Medizin, der eine klinische Vorlesung an einem Krankenbette hört, erfährt viel über Muskeln, Nerven u. s. w. Ich glaube aber, ein schwacher Versuch, unter großen Schmerzen über den Fußboden des Hospitals zu humpeln, lehrt mehr über

Gesundheit und Muskelgebrauch als alle klinischen Vorlesungen der Welt.

„Krücken sind ausgezeichnete Fortbewegungsmittel, kräftigen aber die Glieder nicht, denen sie forthelfen, sondern machen den Körper vielmehr noch schlaffer. Nein, verlassen Sie sich darauf, das geistliche Leben ist nicht Wissen, nicht Hören, sondern Thun. Wir sind nur erkenntnisfähig, sofern wir handeln. Wir lernen erkennen durch thun. Und was wir thun, wahrhaft, rechtschaffen, auf dem Wege der Pflicht, das sind wir, und nur das. Predigten sind Krücken, und oft glaube ich, die gefährlichsten Dinge, die zur Förderung geistlicher Gesundheit erfunden worden sind."

Über die Notwendigkeit gewissenhafter Pflichterfüllung spricht Robertson sich wiederholt mit großem Ernste aus. Er schreibt: „Ich bin ganz überzeugt, daß all' unsere Erwartungen auf Frieden in dieser Welt, täuschende sind, sofern wir uns nicht entschließen, voll und ganz unsere Pflicht zu erfüllen, wie sie sich uns unaufhörlich in einer Gestalt nach der anderen darstellt. Sonst gerät alles gar bald in Unordnung, und unser Inneres wird verstimmt. ‚Nehmt mein Joch auf euch . . . so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.' Im Augenblick mehren sich allerlei Schwierigkeiten für Sie, und Sie gingen gern in die Einsamkeit, um diesen quälenden, ermüdenden Anforderungen zu entgehen. Aber Sie wissen, als Er in die Wüste ging, um sich eine Zeit lang zu ruhen, folgte ihm das Volk nach, und ihm ward die Mühe Volk und Vorräte zu zählen und zu überlegen, wo er Brot und Fische hernehmen sollte für die Menge, die sich auf ihn verließ. Ich lese nichts davon, daß er die Verantwortung von sich abgewälzt, oder sie seiner göttlichen Thätigkeit unwürdig befunden hätte. Wie sehr sanftmütig und geduldig hörte er auf die Regel-de-tri-Aufgabe von fünf Fischen und ein paar Broten — Vorrat genug für einen Jungen — aber für so viele? Und dann die Veranstaltung, das Ordnen der Reihen in je Fünfzig und Fünfzig, Hundert und Hundert, Tausend und Tausend — in seiner Hand ebenso viel

göttliche Mittel, um zeitlichem Mangel und den Folgen menschlicher Unvorsichtigkeit zu begegnen.

„Desselben Geistes sind wir bei ähnlichen Schwierigkeiten benötigt, wo das Wunder sich nicht wiederholen kann. Wer kann sagen, ob Ihre Zukunft sich verdunkeln oder erhellen mag, je nachdem Sie diesen Schwierigkeiten gegenüber sich und Ihrem Gott getreu bleiben, oder davor in mutloser Weise zurückweichen? Er ward versucht, saurer Pflicht und mühevoller, langjähriger Arbeit zu entgehen und durch eine rasche That Überfluß und Freude zu erwählen, anstatt des Steines als Ruhekissen für sein Haupt und an Stelle des Ausharrens bei gewöhnlichen, unromantischen Beschäftigungen und Bedürfnissen! Aber er fühlte die Realität eines höheren Lebens in sich, das nicht durch Erquickung gespeist wurde, sondern durch die Gegenwart Gottes, und er erwählte das Ausharren anstatt glaubenslosen Zweifelns."

Schon aus Cheltenham schreibt er einmal:

„Ich erwarte niemals, daß der Weg der Pflicht, der immer bergan führt, die Höhe hinauf, auf deren Gipfel das Kreuz steht — ein Pfad voll Annehmlichkeit sein könne."

Und in einem andern Brief sagt er:

„Es ist meiner Meinung nach nichts Beneidenswertes um das Bewußtsein irgendeiner schweren Pflicht. Gutesthun als Luxus ansehen ist sentimentales Gewäsch und in sich selbst ein Widerspruch. Wie kann man irgendeine Pflicht mit Behagen erfüllen? Ist nicht unser ganzes Leben, zum wenigsten unser niederes — ein elender und fruchtloser Versuch, das Verlangen unserer irdischen Natur nach einem sommerlichen Ferientag nachsichtig zu behandeln und irgendwie mit den unendlichen und immerdar wachsenden Forderungen des Gewissens und des Gesetzes auseinanderzusetzen? Ist nicht unser ganzes inneres Leben ein beständiger Kampf, den Horizont der Pflichten zu erreichen, der doch ohne Grenzen ist und sich immer weiter ausdehnt, je mehr wir seinen Forderungen nachkommen? Zwei Dinge haben mir dies besonders klar gemacht: Das eine war das Unterrichten

meines kleinen Charly, wobei ich lebhaft empfand, wie viel geschehen muß und wie entsetzlich Mißerfolg ist. Und das andere war die Betrachtung von Johannes 10, 17. 18, worüber ich morgen predigen werde — jenes wunderhohe Gesetz unserer Menschheit von seinem Opfer, das zum Segen ward, weil es nicht der harten Notwendigkeit, sondern aus Liebe dargebracht wurde. — Ach, wollen wir versuchen, dies Gesetz freudig und sanftmütig auf uns zu nehmen, nicht als schwere Pflicht sondern als köstlichen Gewinn? Laßt die jugendliche Frische dahin schwinden und das Aussehen verwittern, bei mir geht es schnell damit. Was schadet es, wenn das Äußere vergeht, ‚so nur das Innerliche von Tag zu Tage verneuert wird?‘ Was schadet es, wenn wir dasselbe bei den uns Liebsten wahrnehmen, wenn auch in ihnen sich die nämliche, herrliche Wiedergeburt vollzieht."

In dem folgenden Brief weist er auf das „einzig richtige Motiv hin, weshalb der Mensch Gutes wirken solle" indem er schreibt:

„Ich schicke voraus, daß ich Ansichten durchaus würdigen kann, denen kein Egoismus zugrunde liegt, Ansichten, die ernster und selbstloser Natur sind wie die Ihrigen.

„Verstehe ich dieselben recht, so liegt ihnen die Theorie zum Grunde, der Mensch solle möglichst glücklich sein. Gesetzt, dies wäre die Absicht des höchsten Wesens, so glaube ich, daß wir selbst dieselbe doch niemals ohne Schaden zu der unsrigen machen dürften. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß man als Resultat einer sehr umfassenden Erfahrung zu dem Schluß gelangen werde, daß Pflichterfüllung mit dem höchsten Glück eins ist. Aber ich glaube, wenn die Rücksicht auf Menschenglück unsere leitende Triebfeder sein sollte, so würde die Pflicht oft geopfert werden, weil wir außerstande sind, ihre Folgen zu ermessen und gerade das Rechte oft wie das denkbar Nachteiligste für andere aussieht. Ich bin vollständig anderer Meinung als Sie, hinsichtlich der Gründe, die Ihn leiteten. Den Willen des Vaters zu thun, den dargereichten

Kelch zu trinken, dem Gesetz des Universums sich zu unterwerfen: ‚Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle‘ u. s. w., das waren seine Beweggründe. Auf jede Weise äußert er sich dahin. Zweifelsohne spricht er zuweilen so, als ob er das Gute, das daraus entstehen wird — sähe; aber nie, soviel ich weiß, nennt er dies als Hauptbeweggrund. Es erleichtert natürlich die Pflichterfüllung, zu sehen, daß am letzten Ende das Gute und die Pflicht übereinstimmen, und dies gewährte ihm Trost und Freude; aber in seinen dunkleren Stunden schien das Gute verborgen und vielleicht problematisch. Ich denke, Sie werden mich nicht mißverstehen. Könnten Sie wissen, wie ich in seiner Seele gelebt und versucht habe, ihn zu verstehen, bis aus dem Verstehen Anbetung wurde, so würden Sie ebenso denken. Nicht, daß ich ein tieferes Verständnis beanspruchte als das Ihre — ausgenommen, aus dem Grunde, daß ich schon von Berufs wegen zu dieser Betrachtung genötigt und schrecklicher noch dazu gezwungen worden bin durch Zweifel und Schwierigkeiten, die fast meinen Überzeugungs- und Lebensgrund erschütterten, bis ich allein blieb mit mir und mit ihm. Daher bin ich vielleicht imstande, mit einer Entschiedenheit darüber zu sprechen, die sonst bloßer Dogmatismus wäre.

„Ich glaube, Sie mißverstanden, was ich über die Verteilung unendlich kleiner, schädlicher Bruchteile unter große Massen sagte. Was ich meinte, war dies: Der Beweggrund, das Rechte zu thun, weil aus dem Unrechtthun Schaden folge, werde in starker Versuchung nicht ausreichen, denn man könnte so folgern: Intensiver Genuß der Gegenwart, wenigstens für ein Wesen auf der Welt — nämlich mich selbst; und möglicher, daraus folgender Schaden, der sich unter so viele verteilt, daß er von dem einzelnen kaum empfunden wird: weshalb sollte ich da zaudern, das Angenehme zu wählen? Es ist wohl unbestreitbar, daß dies bloß vorbeugende Abschreckungsprinzip niemals genügt. Ich glaube z. B. nicht, daß ein Mensch, der wirklich liebte, sich je von der Heirat hat abhalten lassen durch die Erwägung, welche Folgen dieselbe späterhin auf den Arbeitslohn haben könnte.

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, daß die Sache inbezug auf wohlthätige Handlungen ebenso liegt.

„Wenn man sieht, wie die edelsten Pläne scheitern, oder nach dem Erfolg dieses oder jenes Thuns fragt, ungewiß darüber, ob es Gutes herbeiführen wird oder nicht, bekenne ich, daß, wenn dies der einzige Beweggrund wäre, denkende und empfindsame Menschen alle Gelegenheit dazu vorüber gehen lassen würden. ‚O du ungläubige und verkehrte Art, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch dulden?' Matth. 17, 17.

„Aber lieber alles, was die entsetzliche Lehre zerstört, die von einigen evangelikalen Kanzeln gepredigt wird, daß Selbstbeseligung die große Pflicht sei, oder wie sie es nennen, das Erretten der eigenen Seele; denn auch dies ist nichts weiter als Vorsicht auf breiterer Basis, der die weltliche Selbstsucht nur deswegen unrecht erscheint, weil sie kurzsichtige Berechnung ist. Wirken Sie, wo Sie können, für das allgemeine Gute, oder besser: machen Sie dies zu Ihrem Ziel, denn Ihr Herz fühlt zu weiblich und zu warm, um durch Abstraktionen geleitet zu werden.

„Um in wenigen Worten mein Empfinden auszudrücken:

„Gottes Wille! — nicht des Menschen Glück!

„Recht! — nicht Abwägen von Gewinn und Verlust!

„Der Wille Gottes und das Recht werden eventuell des Menschen Glück bewirken, und der Gewinn wird überwiegen. Aber ich bin nicht imstande, diese Dinge zu bewältigen."

Der ethische Grundgedanke des nächsten Briefes ist dem vorigen verwandt:

„Ich stimme mit allem überein und bewundere Ihre Ausführungen über die Todesstrafe. Ich bezweifle sehr ihre Wirksamkeit. Auch bin ich mir nicht gewiß, daß der einzige, oder doch der Endzweck der Strafe, die Besserung des Missethäters sei. Ich halte sehr viel auf das Gesetz. Gesetz regiert die Gottheit; seine erhabene Majestät steht über dem Glück des Individuums. Kant nennt dies den ‚kategorischen Imperativ', d. h. ein Pflichtbewußt-

sein, das kategorisch und absolut befiehlt; das nicht sagt: ‚es wäre besser‘ — sondern: ‚du sollst‘. Warum? weil ‚du sollst‘. Es ist nicht besser recht zu thun, — du mußt recht thun, und ein Gewissen, das so empfindet, kommt der göttlichen Menschheit am nächsten.

„Nicht, daß das Gesetz, wie der Sabbat, um des Menschen willen gemacht wäre; nein, der Mensch ist für das Gesetz gemacht. Er steht darunter, ist ein Körnlein Sand ihm gegenüber. Das Gesetz schreitet vorwärts, und wer nicht vor ihm hergeht, den zermalmt es; das ist alles, und das heißt Strafe. Ich glaube, diese erhabene Vorstellung vom Gesetz haben wir verloren und müssen sie wieder gewinnen, ehe wir imstande sind, die Frage über Strafe zu diskutieren, ja, sie nur zu verstehen.“

Das bloße Verstehen gilt Robertson aber wenig:

„Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert“, schreibt er ein anderes Mal. „Verstandesbildung steht nicht notwendig in Verbindung mit einem festen und noch weniger mit einem reinen Willen, dem Organ sittlicher Vortrefflichkeit .... Nein, nein; klare Begriffe fördern die Seele nicht einen Schritt weiter zu der Fähigkeit, das Rechte zu thun. Es ist ein Großes, wenn wir begreifen, daß Verstehen, Schätzen und selbst Empfinden der Wahrheit noch kein Atom von Kraft giebt, ohne die Entschlossenheit, selbst wahr zu sein. Das aber wird nur erreicht durch Zucht der Gewohnheit und des Handelns, wie der alte weise Aristoteles längst erkannt hat: wir werden gut durch Gutesthun! nicht durch moralische Abhandlungen, denn Gutsein ist weder Begriff noch Verlangen sondern Gewöhnung des Willens.

„Es scheint mir, als dürfte nicht die Weisheit des Schöpfers dafür in Anspruch genommen werden, daß einseitige Verstandesbildung die Armen zu schlechten Gliedern der Gesellschaft machen muß. Jede einseitig ausgebildete Eigenschaft muß die vom Schöpfer beabsichtigte Harmonie zerstören und ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Teil Riese, zum Teil Zwerg ein unnatürliches, widerwärtiges Ganzes bildet.“

Der folgende Brief zeigt, wie Robertson aufzurichten und anzuspornen verstand:

„Du mußt Dir nie den Gebrauch des Wortes ‚zu spät!‘ gestatten. Wann hat Alfieri angefangen zu studieren? wann hörte Shakespeare auf zu wilddieben und liederlich zu sein? Mit dreißig Jahren schrieb er sein erstes Werk. Thomas Scott fing mit fünfundsechzig Jahren an, Hebräisch zu studieren. Was wäre der Nutzen einschneidender Erfahrung, könnte sie nicht verwertet werden, und wäre es jemals für etwas zu spät. Zu spät freilich, um Vergangenes ungeschehen zu machen, aber nicht zu spät, um Gegenwart und Zukunft weiser und besser zu gestalten, als es ohne die oft bitter erkaufte Erfahrung der Vergangenheit möglich wäre.“

Der letzte Brief dieses Kapitels wendet sich in allerenergischster Weise gegen die damals schon beginnende Morphiumsucht unserer Tage:

„Ich beschwöre Dich, nie Morphium zu versuchen; nein, auch nicht ein einziges Mal! Ich will Dir's zutrauen, es nie zu thun, noch irgendein anderes Betäubungsmittel zu nehmen. Ich bitte Dich demütig darum. Gieb mir Dein Wort, mir ehrenhaft zu willfahren, dem Buchstaben und auch dem Geiste nach. Es ist ein schlechter, feiger Versuch, den Geist durch das Fleisch zu regieren. Es ist unter Deiner Würde. Wenn Du es thust, kann ich Dich nicht mehr achten; die Folgen für den ganzen Menschen sind langsam, sicher und nicht wieder gut zu machen, und die Gewohnheit wächst, bis sie unüberwindlich wird. Ich bin voll ernster Besorgnis um Dich. Du bist meiner treuen Freundschaft nicht wert, wenn Du versuchst, Elend auf diese Weise zu ertränken. Worin liegt der Unterschied zwischen Morphium und Schnaps, als in der Gemeinheit der äußeren Folgen? Weißt Du nicht, was die Branntweinpalläste offen erhält? — Elend! die Elenden wollen da vergessen. Du darfst und sollst das nicht thun, denn es wäre Entwürdigung. Ich möchte nicht, daß Du Dich zu erbärmlichem Materialismus erniedrigtest, um Deinem Kummer zu entgehen. Erinnere Dich an

Maria Therisias Ausspruch, als sie beim Sterben einzuschlummern begann: ‚Ich möchte meinem Gott wachend entgegengehen!‘ Bedenke, daß er das Betäubungsmittel am Kreuz von sich wies. Tritt dem Elend wachend entgegen. Darf ich mich heiliger Worte bedienen? ‚Was ihr im Geist begonnen, wollt ihr es im Fleisch vollenden?‘ Aus Deinem eigenen Herzen und aus dem Göttlichen, das in Dir wohnt, schöpfe die Kraft zum Tragen — nicht aus einem Betäubungstrank! Ich habe mich schroff, aber — ich hoffe — nicht hart geäußert. Vergieb mir; ich bin nicht Herr über mich heute Abend; ich würde gern die Abspannung, die mich quält, durch ein Betäubungsmittel, oder irgendetwas vertreiben, aber ich widerstehe, weil dies verächtlich wäre.“

Kapitel IX.

[Einfluß der Natur auf Robertson — Seine Erholung auf der Jagd und beim Reiten — Einfluß der Kunst, der Poesie — Briefe über Lieblingsdichter — Über Shakespeare — Über die Kunst, recht zu lesen — Über Benvenuto Cellinis Selbstbiographie — Über Walter Scott und moderne englische Novellen — Über französische Litteratur.]

Robertson war in einem hohen Grad abhängig von dem Einfluß der Natur, und das nicht nur inbezug auf seine Stimmung. Sonnenschein und Regen, ein nach Süden oder Norden gelegenes Zimmer, konnte den Fluß und die Leichtigkeit seiner Gedanken und Ausführungen bestimmen. Ein lebendiges Empfinden der Natur war ihm in ganz ungewöhnlichem Maß zueigen. Es war, als verstände er ihre Sprache. Er selbst thut die Äußerung:

„Wenn ich mich nicht in vollkommener Übereinstimmung mit der Menschheit befinde, sehe ich in Bäumen und Wolken, sowie in den Formen und Farben unbeseelter Dinge mehr mir Verwandtes, mehr, dem ich vom eigenen Sein einflößen kann, mehr, das zu mir spricht, — als in Wesen meiner Art.“

Und wieder in einem anderen Briefe drückt er sich dahin aus:

„Ich habe draußen gesessen, um diesen köstlichen Abend zu genießen; ein perlfarbener, durchsichtiger Himmel, den man nicht ansieht, nein in welchen man hineinschaut — bis man in das ‚auf ewig‘ eingedrungen ist. Ach! um den ‚Meerespsalm‘ (von Tennyson) und die ‚holde Anmut der Tage, die vergangen sind und uns nie wiederkehren‘.

„Das sind Augenblicke, in denen uns ein seltsames Gefühl der Einheit mit einer zu uns scheinbar beziehungslosen Existenz verbindet; aber nicht die Momente, in denen wir unsere Unsterblichkeit am lebhaftesten realisieren. Jeder Impuls menschlicher Zuneigung oder Sympathie scheint mir dieses Gefühl (der Unsterblichkeit) mächtiger hervorzurufen."

Über die Lage und Luft von Brighton spricht er mit Entzücken:

„Ja selbst um dies unser Brighton her, baumlos und prosaisch, wie es genannt wird, finden solche, deren Herz nicht in konventionellen Schönheitsbegriffen versteinert ist, Poesie genug!

„Poesie genug — auf den weiten Dünen, deren Farbe und Gestalt aus der Ferne betrachtet, immer wechselt wie Licht und Schatten. Wolken segeln dahin über die anmutigen, unendlich mannigfaltigen Abhänge, über welche das Auge hinschweift, ohne durch gewaltsame Unterbrechungen aufgehalten zu werden. Es überkommt einen ein entzückendes Gefühl ob dieser Fülle, und der Blick ruht befriedigt auf den reinen Linien und Formationen.

„Poesie genug — an unserem Meeresstrand, und den oft so unvergleichlich schönen Sonnenuntergängen. Gestern Abend z. B. konnte man mit einem Entzücken, an das Worte nicht reichen, endlos gedehnte, tief purpurne Wolkenzüge schauen, wie sie, umsäumt von blendendem Glanz, allmählich in Orange, Gelb, Blaßgrün und bleifarbenes Blau übergingen und von den Wellen wiederschienen in warmen, purpurnen Tönen und kalten grünen Lichtern auf dem fernen Meer, bis endlich alles erstarb. Man wurde an die Zeilen in Shakespeares ‚Sturm' erinnert, die, so oft sie auch angeführt wurden, doch wie nichts anderes den Sonnenuntergang erläutern, und dieser wiederum erklärt des Dichters Ausruf, der dem Verschwinden einer ähnlichen Lufterscheinung galt:

‚Wie Traumgeweb' sind wir gewoben,
Von Schlaf umrahmt ist dieses kleine Leben.'

Ein anderes Mal erzählt er von winterlichen Wanderungen: „Ich werde nie diese seltsamen Tage vergessen; die ausgedehnte, öde Fläche, der blendende Schnee, das blasse Sonnenlicht; kein Wind, gefrorene Ströme, die Binsen ohne das gewohnte Leben der daraus aufschreckenden Vögel, worauf man unwillkürlich wartet! — Das Heulen des Meeres, die Leblosigkeit des Ganzen, die Ruhe, die doch keine Erholung ist, die ohne Seele und Ausdruck verhallenden Töne — alles vereinte sich zu dem düsteren Eindruck, von dem, was der Tod ist mitten im Leben — ‚Tage, die nicht mehr sind!‘“

Robertson lebte in einer Region, in die ihm nur wenige Freunde folgen konnten, und seine Hauptgefährten waren Bücher. Alles, was er uns hinterlassen hat, zeugt von langen, einsamen Betrachtungen seiner Seele. Er hatte eine eigentümliche Vorliebe für nächtliche Wanderungen. Stundenlang, oft die ganze Nacht hindurch, streifte er da allein durch die stillen, verlassenen Plätze und Esplanaden der Stadt, oder am Meere entlang und beobachtete die schimmernden Wellen zu seinen Füßen und die gestirnte Welt zu seinen Häupten. Manche schwierige, tiefe Frage wurde während dieser geheimnisvollen, einsamen Stunden durchdacht und durchkämpft.

Gern spricht er von dem beschwichtigenden Einfluß der Nacht, in welcher der Mensch Gott und seine Gegenwart deutlicher empfinde als im Geräusch des Tages.

Man denkt hierbei unwillkürlich an den Einen, der auch die Einsamkeit der Nacht aufsuchte, um mit seinem himmlischen Vater allein zu sein.

Wenn die letzten Besucher der luxuriösen Gesellschaften und Bälle bei Tagesanbruch nachhause fuhren, konnte man die hohe, schlanke Gestalt des soldatischen Geistlichen, in seinen Militärmantel gehüllt, heimwärts eilen sehen von diesen mitternächtigen Wanderungen.

In folgendem Briefe verrät sich der ganze Stimmungsmensch:

„Ein dunkler Tag! im Hause ist es drückend — wie es draußen sein mag, weiß ich nicht. Die Gedanken fließen bei mir so träge dahin wie schmales, trübes Gewässer in totem Bette, ohne Kraft und ohne Klarheit. Eifer und Freudigkeit fehlen, aber ich schiebe dies zum Teil auf das Wetter, obgleich ich mich diesem apathischen Zustande schon länger unterworfen fühle. Ich kämpfe dagegen mit — bis jetzt — nur schwachem Erfolg; aber ich halte den Kampf für Pflicht, wirkliche, heilige Pflicht, und will nicht mutlos nachgeben. Ich weiß, wie wenig etwas, das wir ‚um unsertwillen‘ thun, imstande ist, uns Interesse an einer Arbeit zu erwecken. Wie wenn man einen Spaziergang macht mit dem peinlichen Bewußtsein bei jedem Schritt, daß er um der Gesundheit willen gethan wird; während Gesundheit sich doch nur einstellt, wenn wir nicht sowohl sie, als ein anderes Ziel suchen. Darin liegt auch der Nutzen der Jagd, des Reitens und dergl.; und in derselben Weise muß uns Gutes erwachsen aus unserem Interesse an anderen. Du kannst ihnen nichts sein, wenn Du dabei den Gedanken verfolgst, dies Interesse werde heilsam auf Dich selbst zurückwirken. Teilnahme darf keinen Nebenzweck haben, wenn sie Gutes schaffen soll. Darin liegt auch die Unfruchtbarkeit einer Mahnung wie diese: Thue recht, sei barmherzig, damit Du hier und dort glücklich werdest. Ohne Zweifel soll dies bewirkt werden, aber nicht deshalb sollst Du barmherzig sein. Daher auch die Thorheit eines Systems, das all' unser Thun in verfeinerte Selbstsucht auflöst. Wollten wir gut sein, nur um glücklich zu werden, gingen wir des Glückes verlustig: Hierin ruht ein großes, schönes Gesetz unseres Daseins. Himmlisches Glück (Seligkeit) wird uns infolge unserer Anstrengung und kann nicht über die Seele ausgegossen werden, ist beinah ganz unabhängig von Umständen, wird von uns und nicht für uns bereitet."

Robertsons größte Erholung, wenn seine Nerven durch Überanstrengung gereizt waren, bestand in körperlicher Bewegung. Ein Freund, der mehrere Wochen mit ihm auf dem Lande zugebracht, erzählt:

„Er ritt oft spazieren. Sein Pferd behandelte er wie einen Freund, mit dem er sprach, den er liebte; und das Pferd wußte das genau, und trug ihn besonders gern. Er saß wie ein Ritter zu Pferd und lenkte es dabei mit weiblich zarter Hand. Erst beim Reiten schien seine eigentliche Natur zum Ausdruck zu gelangen, und er konnte die ganze Last des Lebens in der Aufregung des Gallopierens von sich werfen.

„Auch begleitete er uns oft zu Fuß, wenn wir durch die Wälder ritten, und sein schneller Gang hielt ohne Schwierigkeit mit den Pferden Schritt. Jeden Sonnenstrahl, der durch die Bäume brach und auf dem Gras spielte — jeden Zweig, der besonders schön sich über den Weg breitete, jeden Pilz, dessen Farbe am Boden aufleuchtete, bemerkte er.

„Es war wunderbar, wie vieles er uns sehen lehrte. Eine Kaninchenhöhle, ein in der Ferne dahin jagender Hase, ein Vogel auf dem Zweig brachte ihn auf einen interessanten Zug nach dem andern aus den verschiedenen, von ihm beobachteten Gewohnheiten der Tiere. Ich werde nicht so leicht sein Entzücken vergessen, als die Schnepfen kamen und er die erste sah, und wie er sich förmlich überstürzte mit Erzählungen über ihre Lebensweise, ihre Nester, Eier 2c. Er schien alle Dichtungen zu kennen, die sich auf Tiere beziehen und war unerschöpflich mit Citaten ans Wordsworth."

Er gönnte sich nur selten die Zeit zur Erholung auf der Jagd, aber seine Freunde sprechen noch mit Begeisterung von den mit ihm unternommenen Exkursionen. Sie wurden unwillkürlich von seiner Begeisterung angesteckt, namentlich, wenn er von seinen knabenhaften Waldabenteuern erzählte. Das Wanderleben eines Naturforschers hätte seinen natürlichen Neigungen ganz entsprochen. Wilsons Schilderung von dem Leben der Wilden in den Urwäldern verfolgte ihn wie ein glücklicher Traum.

Unerträglich mußte gerade seiner ganzen Natur das einengende, einförmige Leben in einer Stadt des Luxus sein, in einer über-

bildeten Gesellschaft, die keinen andern Lebenszweck kannte, als immer neuer Zerstreuung und Vergnügen nachzujagen.

Er war nicht musikalisch, in besonderen Stimmungen aber konnte eine schöne Weise als Klang — nicht als künstlerisches Erzeugnis — ihn schöpferisch anregen und in seinem Ohr so nachhallen, daß es ihn nachts am Schlafen hinderte.

Seine Freude an Bildern und Skulpturen beruhte nicht sowohl auf Kennerschaft als auf den Empfindungen, welche die Betrachtung der Kunstwerke anregte. Zunächst ließ er ein Bild still und lange auf sich wirken, ehe er der Kritik Raum verstattete. Die empfangenen Eindrücke waren aber nachhaltig und standen ihm jederzeit zu Gebote, um mit andern Dingen in Verbindung gebracht zu werden. Er schreibt über ein Werk des berühmten englischen Kunstschriftstellers Ruskin:

„Keine Litteraturerscheinung gewährt mir im Augenblick solch Interesse als Ruskins Schriften. Sie verleihen einem die Möglichkeit, auf etwas Wirklichem auszuruhen, während alles andere so unwirklich scheint. Als Erholung nach dem trüben religiösen Licht der Theologie, in welchem man die Konturen einer Wahrheit eben zu erkennen glaubt, um sie im nächsten Augenblick wieder in hoffnungslosem Geheimnis und Dunkel zu verlieren — sind sie etwas ganz Köstliches; köstlicher noch als Werke der Realwissenschaften, z. B. der Chemie, denn diese geben dem Herzen keine Nahrung, und gerade das Herz thut einem weh und darbt heutzutage in einem Grade, daß man auf Leute wie Miß Martineau auf der einen, und die Evangelikalen auf der andern Seite ganz ergrimmt werden möchte. Ich habe die ‚modernen Maler‘ gelesen und lese das Buch wieder mit erneuter Freude; es übt eine beruhigende Wirkung auf mich aus.“

Die Bedeutung der Schönheit stellt Robertson hoch. Er schreibt:

„Vielleicht kann jemand, der sinnlicher Schönheit gegenüber unempfindlich ist, nie den höchsten Grad der Vollendung erreichen. Das Organ für irdische Schönheit kann freilich, und oft ist dies

der Fall, zu Verweichlichung, Wollust und Befleckung des Herzens führen; aber folgerichtiger Entwickelung nach soll es die Sprosse werden zur Wahrnehmung höherer Schönheit. Sinnliche Schönheit läßt das Herz unbefriedigt, sie weckt wohl Ahnungen des Unendlichen, aber verwirklicht dieselben nie. Dennoch führt sie zum Unendlichen. Sie begegnet in uns einem Verlangen, das sie nicht stillt, und dies Sehnen veranlaßt ein weiteres Suchen. Das wahre Objekt dieser Sehnsucht ist die sittliche Schönheit; und allmählich fühlen und finden wir bei dem Welken und Vergehen des Äußeren, daß unter diesem Schein das Wesen wahrer Schönheit verborgen lag. Durch das Sinnliche nahmen wir das Übersinnliche wahr; durch das Sichtbare die unsichtbare Schönheit. Durch Enttäuschung über das wesenlose Phantom lernen wir an das Unwandelbare glauben und dafür leben. Niemand kennt die höchste Vortrefflichkeit, der nicht Empfindung für Schönheit hat. Schönheit der Heiligkeit ist ihr höchster Grad. Recht thun, weil es schön ist, und weil edles, wahres, selbstverleugnendes Handeln sich einer harmonisch gestimmten Seele selbst empfiehlt, das ist die höchste Art des Gutseins: ‚Den König sehen in seiner Schöne‘ (Jes. 33, 17) ist das lieblichste und wenigst irdische Gut. Und kann jemand dies ganz erfassen, der keinen Sinn hat für äußere Schönheit? Wer Form und Farbe gegenüber unempfindlich und von sichtbarer Schönheit unberührt bleibt, steht nicht über, sondern unter unserer Natur. Er mag gut sein, aber nicht in dem höchsten Sinn, in welchem Goethe sagt, das Schöne stehe über dem Guten, womit er wahrscheinlich meint, daß die Schönheit einer Handlung ein geistigerer und edlerer Beweggrund sei als ihre Notwendigkeit oder Nützlichkeit."

Ein Glied aus dieser Gedankenreihe beleuchtet der nächste Brief:

„Ob Pascal recht hat mit der Ansicht, daß eine durch die so vergängliche Schönheit erweckte Zuneigung gar nicht Zuneigung sei — weiß ich nicht.

„Auch der Geist nimmt ab; folglich wäre auch eine auf geistige Veranlagung gegründete Zuneigung nicht Zuneigung, was ihre Dauer angeht ꝛc. Auch der Charakter ändert sich, demnach wäre eine auf das

Vergängliche gegründete Zuneigung nicht Zuneigung. Ich halte dies nicht für wahr. Schönheit mag eine geringere Ursache der Zuneigung sein, aber ich vermute, daß manche Naturen durch sie und nicht nur an sie gefesselt werden; es ist richtig, daß in einer niederen Natur dies eine niedere Zuneigung bleiben wird, aber darum nicht notwendigerweise auch in einer höheren. In einigen werden hohe und hingebende Gefühle dadurch erweckt, während in einer entarteten und sinnlichen Natur dabei nur selbstsüchtige Regungen entstehen. Außerdem ist die Behauptung unrichtig, daß die Blattern notwendigerweise eine so entstandene Liebe töten müßten. Sie mag um der Schönheit willen begonnen haben und kann dann zu etwas Höherem aufgestiegen sein. Ritterlichkeit, Dankbarkeit, Zartheit des Herzens würden in solchem Fall, glaube ich, die Liebe bewahren, vorausgesetzt, daß sie nicht schon vorher erlöscht. Nein, nicht die Blattern würden sie untergraben, sondern das Wahrnehmen moralischer Mißgestalt, die mit der äußeren Schönheit nicht harmoniert. Ich bin ganz überzeugt, daß ein unverdorbenes Herz durch Schönheit nur angezogen wird, weil sie nach dem Gesetz unseres Denkens als das Abbild geistiger und sittlicher Schönheit erscheint, und wo diese fehlt, würden Abscheu und der Rückschlag sich eher und gewisser einstellen als infolge der Blattern. Ferner glaube ich, daß, wo man sich erst gewöhnt hat, Eigenschaften zu lieben und zu schätzen, die Schönheit der Züge bald gar nicht mehr inbetracht kommt, oder noch vermißt wird. Der Ausdruck erinnert uns an das, was wir an dem Menschen kennen; Form und Farbe werden thatsächlich vergessen. Der häßlichste Mensch, der mir vorgekommen, erschien mir zuletzt wirklich schön, und ich glaube nicht, daß irgendeine Schönheit uns noch jemals unvergleichlich schön erschiene, wenn wir von ihr irgendeinmal den Eindruck der Thorheit und Schlechtigkeit empfangen hätten."

Eine Natur wie Robertson, für welche die Poesie des Denkens und der Empfindung fast mehr Realität besaß als die Welt der Wirklichkeiten, mußte in den Werken der Dichtung ganz zuhause sein. Wir

sahen, daß der Sinn für schöne Litteratur und ein lebhaftes Interesse daran sich bei Robertson schon frühe entwickelte und sich keineswegs auf die heimischen Dichter beschränkte. So wird uns erzählt, daß ein Band von Schillers Gedichten in der Originalsprache stets auf seinem Tisch gelegen habe.

Wie sehr er sich in die Dichter einlebte, geht aus folgendem Brief hervor:

„Ich bilde mir ein, die Tiefe und Art eines Charakters müsse nach seinem Lieblingsdichter zu bemessen sein, wie an einem Nilometer, der des Flusses Tiefe an verschiedenen Stellen bezeichnet. Am Lebensmorgen mag Shelley eines Menschen Nilometer sein. Der wilde, wunderbare Strom weilt da noch in der Region der Lüfte, Wolken sind seine Heimat; einen schmalen Pfad spaltet er sich durch Felsgeklüft, windet sich streckenweise unter gefrorenen Schneeflächen hindurch — ein seltsam herrliches Leben in der Wildnis ewigen Schweigens — und bricht dann klar, rein und kalt aus durchsichtig blauer Gletscherhöhle hervor. Noch während des späteren, unteren und irdischeren Laufes wird es scheinen, der Strom pflege durch unsichtbare Sympathie einen geheimnisvollen Zusammenhang mit seinem Quell, und selbst das undeutliche Gemurmel seines alltäglichen Wellengekräusels erinnert an die Kadenzen, die nur in jenen Regionen stillen, feierlichen Schweigens vernommen werden.

„In den Niederungen während seines irdischen Laufes wird Burns solches Menschen Wassermesser sein. Eine starke, mächtige Strömung, so tief, daß die Oberfläche kaum bewegt erscheint; etwas trübe, aber gerade die Erde, die ihn färbt, oft reiner noch als der Schnee, der direkt aus den Wolken des Himmels in andere Flüsse fällt. Zwischen diesen beiden Regionen in solchem Menschenleben wird Wordsworth die Tiefe und Temperatur des Stromes bezeichnen während seines gelegentlich unsichtbaren Laufes, wo er sich — wie dies bei so manchen Flüssen vorkommt — meilenweit unter der Erde verliert. Wenn aber die verlorene Lebenskraft wieder erscheint, wird Wordsworth nur die Tiefe und den

Wärmegrad längs der Ufer bestimmen. Die Tiefe in der Mitte kann er nicht ermessen."

Die Poesie ist seine beständige Trösterin:

„Ich lese Shakespeare, Wordsworth, Tennyson, Coleridge, Philipp van Artefelde, um über echt männliche Anschauungen zu sinnen, statt über theologische Zerrbilder der Menschheit; und ich gehe aufs Land hinaus, um Gott zu empfinden; ich pfusche ein wenig in der Chemie und fühle dabei heilige Scheu vor dem Schöpfer; ich lese Christi Leben, um ihn zu erkennen, zu lieben und anzubeten; und meine Erfahrung summiert sich dahin, daß ich mich von allem mit Widerwillen abwende — hin zu ihm. Ich glaube Einblicke zu gewinnen in sein Wesen, und gewiß ist, ich liebe ihn je länger, je mehr .... Es kommt zu Zeiten über mich wie das hehre Gefühl einer Gegenwart, der gegenüber alles innere Alleinsein keiner Erwähnung mehr wert ist."

Sehr schön berührt er in Folgendem die Frage nach dem ersten Ursprung dichterischer Lebensäußerungen, indem er schreibt:

„Zuweilen findet die innere Zusammengehörigkeit einen reicheren und mannigfaltigeren Ausdruck, wenn man nur im Geist beieinander ist, als wenn im Verein der Freunde Stunde um Stunde verrinnt und jeder es unausgesprochenermaßen annimmt, daß alles, was er zu sagen hätte, verstanden wird. Die Gegenwart beruhigt und befriedigt, hält aber vielleicht gerade dadurch Gefühls- und Gedankenäußerungen zurück, die erst unter dem Eindruck des Entbehrens laut werden. Ist dies nicht die Geschichte vom Ursprung der Sprache? Ist es nicht ein Mangel, der die ersten Laute des Kindes hervorruft und der die Sprache weiter entwickelt, wenn der Menschen Bedürfnisse durch die Zivilisation mannigfaltiger und komplizierter werden? Besäßen wir die vollkommene Fülle aller Dinge, die völlige Glückseligkeit des Daseins ohne einen Mangel und zugleich innerlich den vollen Segen — würden wir da nicht in die ewige Stille Gottes versinken?

„Alle Äußerungen des Menschen, seine Musik und seine Poesie,

der Begabten Hinterlassenschaft an ihr Geschlecht sind nur der Ausdruck eines Mangels, einer Einsamkeit, die gewöhnlichere und rohere Geister so glücklich oder so unglücklich sind, nicht zu empfinden und welche jenen Laute abrangen wie dem dürstenden Säugling, in Tönen des Jammers oder des Jubels — je nachdem."

Robertson nahm Werke der Dichtung zunächst einfach auf; ja die rezeptive Anlage war bei ihm so groß, daß er an verschiedenen Tagen ganz verschiedene Eindrücke aus demselben Werk empfing. Hernach aber treten Verstand und Kritik hinzu und verbreiten durch die ganz ursprüngliche Auffassung bekannter Dichtungen auf diese selbst wie auf das menschliche Leben überhaupt ebenso sehr ein neues Licht, ja, fördern so ungeahnte Schätze der Weisheit und Erkenntnis zutage, wie nur irgend auf religiösem Gebiet seine Auslegungen der Schrift. Wir geben beispielsweise einige seiner Äußerungen über Shakespeare:

„Was ich an Shakespeare bewundere, ist, daß seine Liebesgeschichten so ganz menschlich sind. Nichts Irdisches spielt dazwischen hinter sentimentaler Übersinnlichkeit, vor sich selbst Verstecken. Es sind keineswegs Liebesverhältnisse von Engeln (meiner Meinung nach übrigens wenig engelhafte Dinge), die Beziehungen solcher, die auf den Wolken schwebend, mit Verachtung auf menschliche Empfindungen herabschauen, den dunkeln Rauchsäulen vergleichbar, die, aus großen Fabrikschornsteinen aufsteigend, in sehr erhabener Weise über der Stadt schweben, die sie schwärzen und sich doch einbilden, ätherischer zu sein als die Dünste, die bei Tag und Nacht aus der Erde steigen und als reines Wasser zurückkehren, während jene bestimmt sind, sich zu schwarzem Ruß zu verdichten.

„So ergeht es den Neigungen, die übersinnlich sein wollen. Shakespeare ist gesund und auf diesem Punkt der Menscheit getreu, deshalb verzeihe ich ihm selbst seine irdischen Derbheiten. Wir wissen immer, daß wir uns auf einer Erde befinden, die erst verklärt werden soll, anstatt mit wächsernen Flügeln im Empyräum umherzufliegen ....

Ich halte dies so ganz Menschliche in Shakespeares Natur

und Empfinden für eine seiner wundervollsten Eigenschaften. Es geht ein sonniges Streben durch seinen Geist, und ein Nehmen der Dinge wie sie sind, das nicht unvereinbar ist mit dem fröhlichen Entschluß, sie besser zu machen, und das einem gut thut. Ich habe diesen Geist sehr nötig. Ich rede in Bitterkeit von der Übersinnlichkeit, denn sie ist der Fels, an dem ich gescheitert bin und ich glaube weder an ihren Nutzen, noch an ihre himmlische Natur. Denn

‚Der Mensch ist nicht Gott gleich,
Doch Gott am ähnlichsten, wenn ganz ein Mensch.‘

„Eine sonnige, heitere Lebensanschauung, die auf Wahrheit und Thatsachen fußt und mit dem praktischen Bestreben Hand in Hand geht, Zustände, Menschen und das eigene Ich besser zu machen, als sie sind — das halte ich für die eigentliche, gesunde Poesie des Daseins. Jede andere Poesie der Empfindung, so zart und schön sie sein mag, ist nur krankhaft; verschrobenes Gefühl, das in unnatürlicher Schwindsuchtsblässe höhere Schönheit erblickt, als in der kräftigen, frischen Farbe der Gesundheit.“

„Ich habe Schlegel erhalten und beabsichtige, alles zu lesen, was er über Shakespeare sagt. In müßigen Augenblicken studiere ich ‚Romeo und Julia.‘ Das Stück ist sicherlich die vollendetste Verkörperung des allbeherrschenden Gefühls, die je entstanden. Eins frappiert mich bei Betrachtung des Stückes als Ganzes — wie meisterhaft darin die Unerbittlichkeit zur Darstellung gebracht wird, mit der in der Welt die Thaten ihre Folgen nach sich ziehen. Eine heimliche Hochzeit, ein rächendes Duell und die Folgen hiervon: — zweifacher Tod. Aber das ist nicht alles. Jedes menschliche Thun hängt mit Umständen zusammen, ja scheint zum Teil notwendig hervorgegangen, mindestens aber zu entschuldigen aus den vorliegenden, besonderen Verhältnissen. Keine Handlung, die nicht ihre Entschuldigung fände und scheinbar unvermeidlich wäre. Gewöhnliche Schriftsteller hängen ihren Erzählungen eine Moral an, wie sie z. B. in Miß Edgeworths Büchern fast auf

jeder Seite durchblickt, jenes: ‚hätte er so und so gehandelt, dann . . . .‘ u. s. w. Aber die Moral des Lebens drängt sich nicht in dieser Weise auf. Sie ist kompliziert und verwirrend und verlangt Studium, um herausgefunden zu werden. Ja, man mag fünfzig Nutzanwendungen finden statt der einen Moral der Lebenstragödie; und so verfährt Shakespeare. Teils Verhältnisse, teils Schuld, teils das an sich Schöne — führen die Katastrophe herbei. Nicht eine einfache Ursache, sondern viele, unter einander verwoben, bilden die Einschlagsfäden seiner Tragödie, wie der des Lebens; — und — unnachsichtig wie im Leben, kommt der Schmerz und legt sich wie Mehltau auf alle Blüten. Waren ein Montague und eine Capulet — unter den obwaltenden Verhältnissen — im Ernst ob ihrer Heirat tadelnswert? Konnte Romeo, da sein Freund um seinetwillen den Tod fand, Tybalts Forderung ausschlagen? Und doch führen diese beiden Mißgriffe — selbst nur die Fehler anderer — nicht ohne Verschuldung und doch nicht in unbedingt sträflicher Weise — langsam und sicher das Ende herbei.

„Drei Grundprinzipien weben Kette und Einschlag des Lebensgewirkes. Scheinbar unvereinbar, harmonieren sie miteinander und ihr Wirken gestaltet unser seltsames Dasein. Erstens: Unser Geschick liegt in unsern Händen, und unser Glück und Elend ist das genaue Ergebnis unserer eigenen Handlungsweise. Zweitens: ‚Eine Gottheit formt unsere Zwecke, mögen wir sie auch aus dem Groben schnitzen.‘ (Hamlet.) Drittens: ‚Zum Laufen hilft nicht Schnellsein, zum Streit hilft nicht Starksein . . . . alles liegt an der Zeit und Glück.‘ (Pred. Salom. 9, 11.) — Zufall, menschliches Wollen und der gestaltende Gotteswille bestimmen unser Leben. Oder vielmehr, wir erblicken eine dreifache Ursache, aus irgend einem Fehler unseres geistigen Augenlichts. Könnten wir sehen, wie Er sieht, so wäre alles auf ein Prinzip zurückzuführen, in welchem alle übrigen inbegriffen sind. Wie das einfache, einzige Gesetz der Schwere den ganzen Komplex der Gesetze des Universums umfaßt; oder umgekehrt, wie wenn man auf die Pupillen der Augen einen Druck

ausübt, der durch Aufhebung ihrer vereinten Sehkraft auf diese Weise alle Dinge doppelt erblicken läßt. Shakespeare stellt Menschen dar und schreibt nicht moralische Geschichten. Natürlich ist Moral in dem was er schreibt, wie in allem wirklich Wahren; aber es wäre thöricht, nach der Lektion zu fragen, die er damit erteilen wollte. Seiner Absicht nach — keine, glaube ich. Er will nur sagen: Da, da seht ihr Männer und Frauen. Unter derartigen Umständen würden solche Wesen so handeln, und dieses wären die Folgen Wie viel lehrreicher ist dies doch als eine Darstellung der Geschichte, die in nichts Besserem besteht — abgesehen von bloßen Annalen — als in Gruppierung der Ereignisse vom Standpunkt des Historikers aus, nicht aber in der Ordnung, wie sie sich zugetragen haben, er müßte denn ein Mensch von der Begabung Shakespeares sein. Deshalb ist Geschichte in neunundneunzig von hundert Fällen nichts anderes als Humes oder Gibbons Theorie, zu einer trockenen Romanze potenziert, solange bis ein anderer kommt und Geschichte nach seiner Anschauung schreibt, denn Thatsachen sind biegsam und gleicherweise verwendbar für beide Teile. Daraus erklärt sich, daß Mitford aus griechischer Geschichte seine aristokratischen Prinzipien, und Thirlwell aus denselben Quellen demokratische Ansichten herleitet; und ebenso, daß Alisons Geschichte in zwanzig Bänden, wie Coningsbys Freund ihn versicherte: ‚Herrn Wortreichs Bericht über die französische Revolution enthält, um zu beweisen, daß die Vorsehung stets auffeiten der Tories ist.‘ Ich halte Malbouroughs Ausspruch für sehr weise, daß die einzige englische Geschichte, die er kenne, und die wert wäre, gekannt zu sein — von Shakespeare geschrieben worden. Nicht, daß dieser die Vorgänge mitteilte, wie sie geschehen sind — nein, — da die wirklichen Thatsachen nicht zu erlangen sind, giebt er sie in idealer Auffassung.„

In einem andern Brief nimmt er auf Hamlet Bezug:

„Ein Übergewicht der reflektierenden Kräfte über die thätigen,

weckt unvermeidlich allerlei Abneigung, wie Hamlet sie hegte, dessen Phantasieen über ‚Mann und Weib‘ stets eine gewisse Beimischung haben, die wie Verachtung aussieht. Diese entspringt jedoch, wie ich glaube, nicht einem Gefühl der Überlegenheit, sondern eher dem eines etwas herben, aber nicht auf Geringschätzung zurückzuführenden Mitleids. Seine ‚Quintessenz von Staube!‘ auf die Menschheit bezogen, drückt Achtung nnd Bedauern zugleich aus über ihre Schwachheit. Staub ist sie, aber seine Quintessenz. Ebenso bei dem andern Wort: ‚Schwachheit, dein Nam' ist Weib!‘ — wer fühlt da nicht wenigstens ebenso viel Zärtlichkeit und Trauer heraus als Bitterkeit? Ist es nicht das Gefühl enttäuschter Anbetung, das noch zärtlich an dem entweihten Schrein hängt und ihn zu verlassen zögert?

„Dies heraus zu deduzieren, könnte indessen etwas spitzfindig erscheinen, und es ist daher nicht klug, diese Gefühlsamalgamierung laut werden zu lassen; denn nur wenige werden sich bei derartiger Analyse aufhalten und es inne werden, daß zweierlei Metalle — unter denen wenigstens eines von kostbarer Art — hier zusammengeschmolzen sind.“

Ein anderes Mal erwähnt er Macbeth:

„Gestern Abend las ich, oder studierte vielmehr ‚Macbeth‘, blieb lange auf und fühlte nie zuvor halb so die Schönheit des Werkes, abgesehen von seinem mächtigen Eindruck.

„Macredy giebt jetzt seine Abschiedsvorstellungen und heute Abend wird ‚Macbeth‘ aufgeführt. Macredy hat in edler Weise gesucht, die Bühne von allen ihren Übeln zu säubern, und Shakespeare steht über den starken Einwendungen, die ich einer Kunst gegenüber habe, welche ausschließlich gefährliche Empfindungen in ihrer ganzen Stärke. darstellt. Ein Freund hatte Plätze genommen, und ich war entschlossen, nicht hinzugehen — dennoch fühlte ich mich abends seltsam versucht dazu. Die Mordscene ward mir so lebendig, daß ich thatsächlich das Gefühl eines mich überrieselnden Schauers verspürte, als ich die Treppe in dem stillen Hause hinaufstieg und vor Beschämung darüber noch einmal hinunter durch die

dunklen Gänge schritt, um mich zu überzeugen, daß ich kein Kind sei, das vor gespenstischen Gefahren bebt. Die Thränen schossen mir in die Augen bei der herrlichen Scene, wo Macduffs Treue und Ehrenhaftigkeit durch Malcolm auf die Probe gestellt wird. Macduffs Ausbruch der Verzweiflung, als er entdeckt, daß der Fürst, dem sein ganzes Herz gehuldigt hatte, dieser Ehrfurcht, wie er vermuten muß, unwert ist, ergriff mich derart, daß das Herz mir schwoll. Bei dem schönen Vers (Akt IV, Scene 3): ‚Der Thron ihm? — Nicht das Leben!‘ und hernach, — als Macduff den Mann, den er mit allem Zorn haßt, endlich, in seines Schwertes Nähe sieht — hätte ich beinah laut gejauchzt. Es war mir so, als ob ein sicherer Schwertstoß in das Herz eines Schurken das maßloseste Entzücken sein müßte, das die Erde gewähren kann — das einzige, um dessentwillen es sich für Macduff und seinesgleichen zu leben lohnt.

„Für zwei Abende waren Plätze genommen für ‚Othello‘ und ‚Macbeth‘ — aber ich wagte mich nicht hin.

„Ich habe in letzter Zeit versucht, mein äußeres Leben etwas befriedigender zu ordnen; meine Papiere, mein Studierzimmer und meine Zeit, um dem inneren Leben die schwache Möglichkeit zu gewähren, Gestalt zu gewinnen. Das Äußere haben wir wenigstens in unserer Gewalt — ob auch das Innere — weiß ich nicht; aber eines beeinflußt das andere und es ist Pflicht, wenigstens alles zu thun, was möglich ist. Der beinahe allwissende Shakespeare sagt als Antwort auf Macbeths:

. . . . ‚Kannst du ein krankes
Gemüt von seinem Grame nicht befrein,
Ein tief gewurzelt, quälendes Bewußtsein
Nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht
Die tiefen Furchen des Gehirnes glätten,
Nicht sonst mit irgend einem süßen Mohn
Den Krampf auflösen, der das Herz erstickt?
Arzt: . . . Darin muß jeder Kranke selbst sich raten.‘

Darauf erwidert Macbeth:

‚Kommt! meine Rüstung! gebt mir meinen Stab! &c.‘

mit dem weisen Entschluß, der Aufgabe des gegenwärtigen Momentes zu entsprechen."

Bei allem Interesse für Litteratur hat Robertson sich immer darauf beschränkt, verhältnismäßig wenige Schriftsteller und diese gründlich zu studieren. Er warnt vor dem verflachenden Vielerlei: „Ich ersehe aus C.s Brief, daß sie ‚Southeys Inselkrieg' liest und ein oder zwei andere Werke zu lesen beabsichtigt. In Oxford würde man sechs Monate darauf verwenden, und die Feder in der Hand die Einzelheiten über Politik, Schlachten, Gesetze, Geographie &c. aufzeichnen. Besser solch ein Buch gar nicht lesen als es durchfliegen! Ich studiere jetzt ein kleines, populäres Buch über Chemie, das 160 Seiten stark ist, und während 14 Tagen las ich wenig anderes; dafür könnte ich aber auch ein Examen bestehen über jedes darin niedergelegte Gesetz und Prinzip Fawnes ‚Manual der Chemie', ein kleines Oktavbuch, wird mich sechs Monate kosten, allein ein Mediziner sagte mir auch: wenn Sie es in dieser Weise studieren, werden Sie in der Zeit mehr von Chemie wissen als neun unter zehn unserer hiesigen Mediziner.

„Ich habe nur einen oder zwei schnelle Leser vieler Bücher gekannt, deren Kenntnisse etwas wert waren. Miß Martineau sagt, sie sei die langsamste Leserin von der Welt; manchmal brauche sie eine halbe Stunde zu einer Seite, aber was sie liest, wird ihr eigen. Prägen Sie dies doch F. ein. Mädchen lesen zuviel und denken zu wenig. Ich will dafür einstehen, daß es wenig Mädchen von achtzehn Jahren giebt, die nicht mehr Bücher gelesen hätten als ich; und was religiöse Bücher betrifft, könnte ich in zwei Minuten alle an den Fingern herzählen, die ich gelesen habe: aber sie sind mein geworden.

„Sir Erskine Percy sagte mir neulich, daß Comte — einer der tiefsten europäischen Denker — ihm gesagt habe, daß er während der letzten zwanzig Jahre eine unglaublich kleine Anzahl Bücher — ich vergaß wieviele — gelesen habe, und kaum jemals eine Zeitschrift. Aber was ein Comte liest, wirkt befruchtend, wird ein

lebendiger Baum, trägt Blätter und Früchte. Vielerlei lesen schwächt den Geist mehr als Nichtsthun, denn es wird zuletzt zu einer Notwendigkeit wie das Rauchen und dient dem Geist als Entschuldigung zum Schlummern, indes ihm Gedanken eingegossen werden und durchlaufen wie klares Wasser über unfruchtbaren Kies, auf dem nicht einmal Moos wächst. Es ist dies die faulste aller Faulheiten und sie schwächt mehr noch als alle übrigen. Ich stelle mich nicht als Beispiel auf, denn meine Nervenkräfte sind erschüttert durch die Erregungen und Rückschläge einer mich abstumpfenden Beredsamkeit; aber ich weiß, was Lesen heißt, denn in früheren Zeiten konnte ich es und habe es gethan. Ich las gründlich oder gar nicht; schöpfte nie nur oben ab, wandte mich nie bloßer Unterhaltungslektüre zu und Plato, Aristoteles, Butler, Thucidides, Sterne, Jonathan, Edwards sind gleich den eisenhaltigen Bestandteilen des Blutes in meine geistige Konstitution übergegangen. Mein Werk ist gethan — das weiß und fühle ich. Was ich mir aber angeeignet habe, bleibt; und hätte ich mir es nicht so zu eigen gemacht, so wäre kein Boden vorhanden, in welchem jetzt oder später irgend etwas auch nur scheinbar wachsen könnte."

Interessant sind Robertsons Bemerkungen über Benvenuto Cellinis Selbstbiographie:

„Solche Bücher amüsieren mich nicht wie die meisten Menschen. Sie versetzen mich in höchst peinliches Nachdenken, wirken verwirrend und verwickeln mir die Fäden des Lebens und menschlicher Schicksale auf ganz hoffnungslose Weise. Mitten hinein tritt dann je zuweilen die Religion und der Name Gottes und Christi als Gegenstand vermeinter und ich glaube aufrichtiger Andacht; für das Sittlichkeitsgefühl jedoch so verletzend, wie der Messias zwischen den beiden Schächern, als sei er ihr Genosse. Wie soll man das alles verstehen und wie die seltsame Welt beurteilen, die mir täglich unverständlicher wird?"

„Ich komme voran in Cellinis Leben. Welch wunderbares

Bild des Menschenlebens, des Menschenherzens und der menschlichen Gesellschaft! Die naive, maßlose Eitelkeit des Mannes ist erstaunlich und widerlegt die thörichte, gewöhnliche Annahme, daß wahres Talent nie eitel und wahrer Mut nie großsprecherisch sei. Falstaffs Prahlereien sind, damit verglichen, bescheiden. . . .

„Eine merkwürdige Zeit, in der die Menschen ihr Unrecht selbst ahnden mußten, und Goldschmiede genötigt waren, vollendete Fechter zu sein, wenn sie auch nur einen Tag in Sicherheit leben wollten. Denken Sie sich Herrn Lewis von Kopf zu Fuß bewaffnet, oder den Schneider, der Ihnen Maß nehmen will, mit einem Schwert an der Hüfte! — Doch geht ein unklares Bewußtsein von Recht, Ehre und Religion durch das Buch: sonderbar genug, das ist wahr und zu mancherlei Betrachtungen auffordernd.

„Die Gesellschaft schreitet fort — aber auch die Menschheit! Benvenuto befriedigte jede Leidenschaft, haute und schlug sich seinen Weg durchs Leben. Londoner Juweliere dagegen tragen keine Schwerter mehr und werden reich durch Bankrotte; ist das ein sehr großer Gewinn und sind wir nicht vielleicht bloß weniger männlich als die Menschen jener Tage?

„Ein wunderbar anschauliches Lebensbild! Die Fähigkeit, das, was gesehen und gehört ward, zu malen, statt — unserer modernen Gewohnheit entsprechend — darüber zu reflektieren und zu philosophieren, bringt einem den ganzen Schauplatz vor Augen.

„Was ich außerordentlich vermisse in dem ganzen Buch, das ist jedes religiöse Streben. Überzeugungen von der persönlichen Gunst und Günstlingsschaft des Himmels kommen genug zum Ausdruck, ich halte das aber der wahren Bedeutung des Wortes nach nicht für religiös, höchstens in einem niederen Sinn. Das Gefühl einer göttlichen und persönlichen Teilnahme für uns ist ja von der Religion untrennbar, ist vielleicht eine ihrer Grundlagen; aber ihre andere Grundlage: der Glaube und das Streben nach dem, was hoch, schön und gut, ist sicherer und weniger leicht zu mißbrauchen. Dies nun findet sich in Cellinis Kunst nicht — wie in den Werken Michel Angelos und Canovas und Beethovens — kein Versuch,

etwas Überirdisches auszudrücken, worin die Einbildungskraft ihr wahres Bereich hat.

„Es wäre interessant, dem Gedanken nachzugehen, wie weit der Religion diese beiden Seiten eignen — das Bewußtsein einer von Mitgefühl beseelten, göttlichen Persönlichkeit — und das Bewußtsein abstrakter Schönheit, abstrakten Rechts, abstrakten Gutseins; das eine allein dürfte nur Aberglauben und Fanatismus, oder die Mystik der Guyon-Schule erzeugen; das andere allein — bloße Moral oder staatsmänische Eigenschaften."

Von einer Erholungsreise aus, die er kurz vor seiner letzten Krankheit nach Cheltenham machte, schreibt er: „Ich habe ‚Ruth', ‚Vilette' und einige Romane von Walter Scott gelesen, und bin stark berührt von dem außerordentlichen Unterschied der Dichtung seiner und unserer Tage; ihr Einfluß ist ein ganz entgegengesetzter. Scott versetzt den Leser in eine frische, gesunde Stimmung; die anderen bewirken einen Zustand der Erschöpfung und Schwäche, weil die wachgerufene Empfindung in nichts zerfließt. Scotts Erzählungen entwickeln sich angemessener Weise und teilen einen wahren Reichtum an Kenntnissen über das äußere Leben der Tage, die er schildert, mit — sowohl hinsichtlich der Sitten, Gebräuche, Kleidung u. s. w., als auch der Denkart und mehr oder weniger allgemeinen Empfindungsweise, aber man erhält keinen Einblick in das innere Leben — in die Wehen und Zuckungen des Gewissens — in Konflikte von Pflicht und Neigung — in die Geheimnisse einer Seele, die absichtlich, oder durch Umstände gedrängt, die gefährliche, schmale Grenzschneide von Recht und Unrecht betritt. Dies kommt zum Teil daher, daß das Leben in seiner erregten Zeit mehr in großen Weltereignissen sich abspielte, und die Menschen nicht zu diesen geheimnisvollen Problemen gedrängt wurden, die heute nach Lösung verlangen; zum Teil daher, daß Frauen seitdem die Führung in der englischen Litteratur übernommen und der Dichtung einen andern Charakter aufgeprägt haben. Sie versuchen, Fragen herauszuheben, welche die Männer als feststehend angesehen hatten.

Dies war zu erwarten, weil sie weniger als Männer imstande sind, die Autorität formulierter Gesetze und konventioneller, moralischer Anschauungen zu verstehen und zu würdigen, und weniger Neigung haben, ihre ewige Verpflichtung anzuerkennen; auch sind sie viel schneller bereit, die treibende Kraft der geheimnisvollen, dunkeln, jedoch in ihrer Art sogar heiligeren Naturgesetze zu fühlen. Die Folge davon ist, daß Fragen, welche die Männer lieber unerörtert gelassen, oder aber mit roher Faust angefaßt hätten, nun die stehenden Themas unserer modernen Romane geworden sind. Vor der großen Frage, in wie weit konventionelle Gesetze die Wirkungen der Neigungen beeinträchtigen dürfen und wie weit die Neigung — vorausgesetzt, daß sie eine geheiligte ist und unserer höheren Natur entstammt — berechtigt sei, ihnen Widerstand zu leisten, — welch weites Feld thut sich damit auf! Es ist eine gefährliche Frage, die sowohl unbegrenztem Übel wie Gutem Thür und Thor öffnet.

„Die französischen Schriftsteller haben wie gewöhnlich mit der ganzen Zügellosigkeit einer Nation, für welche die Pflicht keine Bedeutung hat, gesagt, die Thür müsse so weit offen stehen wie die Hölle: ‚Böses soll mir gut heißen‘, scheint das Motto der Romane, die ich gelesen habe. Wenn sie recht haben, dann ist Gott ein Wesen, dessen Dasein so überflüssig wäre wie das eines Teufels. Ein Gefühl von dem furchtbaren Wesen des Materialismus überschleicht mich, wenn ich ihre Versuche sehe, das Problem zu lösen, und die Gesetze der physischen Welt die einzigen zu sein scheinen, die den Menschen leiten sollen. Die ‚Konstitution des Menschen‘ soll die Propheten ersetzen, und das Studium der Gesetze über Gehirnthätigkeit das Ansehen von Gesetz und Evangelium hinwegfegen. Mesmerismus und Elektrobiologie treten an die Stelle des Neuen Testaments, und ‚les beaux sentiments‘ (schöne Gefühle) werden unser Kompaß statt des Buches des Lebens.

„Glücklicherweise sind die englischen Novellisten der Frage mit reinerem Instinkt und strengerem moralischen Ton näher getreten — wie z. B. in ‚Jane Eyre‘ und ‚Ruth‘. Aber dennoch eröffnen

sie die Behandlung der Frage, und ich freue mich darüber; und besonders daß Frauen sie eröffnen, denn ich verzweifle an der Männer Gerechtigkeit dabei.

„Das neue Scheidungsgesetz, wie es vorliegt, weigert der Frau das Recht, sich von ihrem Manne zu scheiden, möge er Verbrechen begehen, welche er wolle — solange dieselben nicht von rohen Mißhandlungen ihr gegenüber begleitet sind. Was läßt sich bei einem solchen sozialen Standpunkt des sittlichen Empfindens hoffen?

„Das Bedenkliche in dem neuen Gefühlston der Novellen ist jedoch, daß sie zu einer Weise des Denkens veranlassen, das keinen Ausweg im Handeln nehmen kann, und einen nur unzufrieden macht mit bestehenden Irrtümern und Einrichtungen, ohne doch die leiseste Möglichkeit darzubieten, sie zu ändern; ja selbst, ohne zu wissen, welche Änderung wünschenswert wäre. In der Folge, wenn dies Gefühl des Unbefriedigtseins allgemein wird, kann es vielleicht zur Besserung führen. Bis dahin aber muß jeder sich dabei beruhigen, seinen Teil der unbefriedigten Ruhelosigkeit auf sich zu nehmen, der später vielleicht einen g u t e n Ausgang haben wird."

Kapitel X.

[Beginn des letzten Leidens — Zunahme der Krankheit — Robertsons Grundstimmung gegen Ende seines Lebens — Gesteigerte Leiden — Schmerzen — Letzte Briefe — Sein Tod — Sein Begräbnis]

Vieles kam zusammen, was Robertsons Gesundheit so früh aufrieb. Nach seinem Tode äußert sich einer seiner Freunde in dieser Hinsicht:

„. . . Ich glaube nicht, daß er unter irgendwelchen Umständen lange gelebt hätte, oder jemals gleichmäßig glücklich geworden wäre. Er war zu feurig in allem was er sagte und that. Nichts erschien ihm gewöhnlich. Seine Sinne waren ebenso unnatürlich erregbar wie sein Empfinden, und Freude und Schmerz fühlte er mit der entsprechenden Intensität. Die kleinen Freuden des täglichen Lebens weckten bei ihm leidenschaftliches Entzücken, und Schmerzen wie sie jeder Tag bringt, empfand er einschneidender als andere Menschen den Kummer eines ganzen Lebens. Selbst wo er ruhig erschien, gemahnte es einen an die Stille des Meeres, das bei aller anscheinenden Ruhe durchzogen und durchwogt wird von tausend Strömungen. Es fehlte ihm die Wetterrinde, die den Baum vor Verletzungen schützt und ihn befähigt, scharfen Winden zu widerstehen und ein hohes Alter zu erreichen. Aber die Welt sollte dies nicht beklagen, denn mir scheint, gerade dieser Mangel bedingte die Schönheit seiner Geistesentfaltung und die Hoheit seines Lebens."

Bei solcher Gemütsanlage war es natürlich, daß Robertson nie mit gleichmütiger Gelassenheit seine Pflicht thun konnte, sondern in einer stets nur mit Mühe zurückgedrängten Erregung, die sobald der Sonntag vorüber, ihn Gedanken zur Beute werden ließ, die er in gesunder Stimmung nicht als seine eigenen anerkannte. „Ich tauge nicht für den geistlichen Beruf", klagte er da wohl, „ich brauche noch Jahre und Jahre, ehe ich ruhig werde. Mein Herz schlägt zu fieberhaft, es zittert und bebt wie das Fleisch, in das vor kurzem noch das Messer des Arztes geschnitten hat".

Je größer sein Interesse an der Arbeit, desto größer wurde seine Aufregung, und — je größer die Aufregung, desto verhängnisvoller der Rückschlag, desto trüber die Beleuchtung, in der er seine Arbeit erblickte, desto düsterer sein Zweifel am Erfolg derselben. Die kurzen Unterbrechungen, die er sich während der aufreibenden Arbeitsjahre in Brighton gönnte, waren nicht ausreichend, ihm die gründliche Erholung zu gewähren, deren er bedurft hätte. Denn die Last der Arbeit überstieg oft die Grenzen seiner Kraft. Kam es doch vor, daß er in einem Monat sechzehnmal zu predigen hatte, und jede Predigt war ein Stück seines Lebens. Öfter verweilte er zum Besuch in Cheltenham, aber selten länger als vierzehn Tage. Auch ging er gelegentlich zu guten Freunden nach Irland auf die Jagd, oder für ein paar Tage in der Umgegend von Brighton aufs Land, aber eine in die Schweiz geplante Reise, die ihn schon in der bloßen Vorstellung belebte, gönnte er sich nicht wieder.

Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich indes zusehends; namentlich peinigte ihn ein sich oft bis ins unerträgliche steigernder Kopfschmerz. Wie ernst es um ihn stand, verhehlte er sich selber nicht und wir sehen ihn klaren Auges dem vielleicht nahen Tode ins Angesicht blicken, indem er schreibt:

„Der einzige Schatten von Unruhe, der je über meine Seele zieht, ist, daß es vielleicht so nicht endigt." Viel peinlicher berührte ihn die andere Sorge, daß sein Verstand unter dem furchtbaren Übel leiden könnte. — Der Brief fährt fort:

„Was ich Grund habe, befürchten zu müssen, ist eintretender Blödsinn. Dies wird von allen zugegeben. Vergangene Nacht hielt mich der Schmerz unter Zähneklappern wach bis zum Tagesanbruch, oder vielmehr, ich biß die Zähne fest aufeinander wie der arme Prometheus, als er dem Schnabel des Geiers Trotz bieten wollte. Aber mein Geier fraß das Gehirn und schlug seine Klauen in unhöflichster und wütendster Weise in die Organe der Erregbarkeit, der Liebe zur Nachkommenschaft, der Widersetzlichkeit u. s. w. u. s. w. und ließ die edleren Organe frei. Was läßt sich da noch zugunsten der Phrenologie sagen? Stößt dies nicht das ganze System um? Hätte besagter Vogel wirklich an den bei mir in Thätigkeit stehenden Organen gezerrt, nämlich an dem, was das allererhabenste im Menschen ist, dann wäre es allenfalls zu verstehen. Aber was in aller Welt hat er seine Klauen in die Teile meiner Natur zu schlagen, gegen die ich von der Wiege an protestierte, die ich nie anerkannte, gegen die ich kämpfte und siegte. Ist es Rache am gewonnenen Sieg, und soll ich wie die Prinzessin in ‚Tausend und eine Nacht' von den Flammen des unterjochten Genius verzehrt werden und zu Asche verkohlen? Aber ohne Bild gesprochen, an der ganzen Sache ist etwas, das mich als philosophische Frage und als Frage der Gerechtigkeit — stutzig macht. Denn ich weiß wohl, wie dies die betroffenen Organe auch andeuten, daß nicht der überarbeitete Verstand, sondern die Erregbarkeit meiner Natur mein Leben aufreibt, die lebenslang in Flammen stand, welche niemand erwärmten und doch mich selbst verzehrten."

Eine längere Erholungszeit in Cheltenham i. J. 1852 konnte keine Besserung seines Gesundheitszustandes bewirken. Er schreibt über einen Spazierritt, den er dort mit alten Freunden unternahm:

„Munro äußerte: Die Pächter werden dich gar nicht wieder erkennen, Du reitest so langsam! Ich entgegnete, daß ich beim Passieren verführerischer Stakete und Wälle mehrmals an Byrons

Strophe habe denken müssen, wo es inbezug auf einen, der seine Kraft verbraucht hat und nun von der Schönheit unberührt bleibt, heißt:

‚Jetzt aber rührt sie ihn nur,
Wie sie den Weisen rührt.‘

Ich setzte über einen Graben, um ihm zu zeigen, daß ich es noch vermochte, aber ich war den ganzen Tag über, wie diese ganze Zeit, matt und gedrückt."

Vermehrte Arbeitslast des letzten Jahres war seinem Zustand nicht günstig. Im Januar 1853 schreibt er:

„Es ist merkwürdig, wieviel weniger Lebenskraft ich in mir fühle, als noch vor ein oder zwei Jahren. Ich komme mir vor wie eine Schildkröte. Um diesen Vergleich zu würdigen, müssen Sie sich daran erinnern, daß der Puls dieses Geschöpfes sich zu unserm Blutumlauf verhält wie eins zu zwanzig, und daß jede Funktion seiner Natur, Gehen ꝛc. in langsamster Weise ausgeführt wird, als ob alles Leben aus ihm vertrieben wäre."

Im Februar 1853 hielt er einen Vortrag über Wordsworth, der ihn wieder ein Stück Leben kostete, denn sein Gesundheitszustand war schon gefährdet bis zum äußersten. Die Leichtigkeit des Denkens verließ ihn zuerst, und es bedurfte seiner ganzen Willenskraft, um die Gedanken zu konzentrieren; vollständige Erschöpfung war die traurige Folge. Tief schmerzlich berührt es, hören zu müssen, daß die Verlegung des Tages, der für den Vortrag angesetzt war, ihn derartig in Verwirrung setzte, daß er genötigt war, den ganzen Vortrag noch einmal auszuarbeiten.

Kurz nach dieser ungewöhnlichen Anstrengung fiel er plötzlich auf der Straße in Ohnmacht. Dies war ihm eine ernstliche Mahnung und deutliches Zeichen, daß seiner Schwäche und seinen Schmerzen ein schwereres Übel zugrunde lag und er ergab sich darein, im April nach Cheltenham zu gehen. Dort ging es ihm besser, aber kaum war er nach Brighton zurückgekehrt, als sich das Übel sofort mit vermehrter Heftigkeit einstellte.

Ein köstliches Zeugnis von der Grundstimmung seines Gemüts während dieser Leidenszeit gewähren die folgenden Briefe:

„Ich möchte das Licht, das mir geworden, nicht um alles, was diese Erde bieten kann, mit dem Zwielicht vertauschen, in welchem ich zuvor gewandelt bin. Manche fragen mich, ob ich tieferen Frieden gefunden habe? Mit den Menschen sympathisiere ich weniger, unendlich viel weniger — Gott ist mein alles. Ich werde jetzt von manchen gehaßt, die mich früher liebten, nicht wegen meiner Handlungsweise, sondern um meiner Ansichten willen. Ich habe dies lange vorausgesehen — und weil ich weiß, daß der Vater bei mir ist, bangt mir nicht davor, allein gelassen zu werden, obwohl das für einen nicht fühllosen Menschen gewiß sein Bitteres hat.

„Wenn man von einem Schwanken meiner Ansichten spricht, so muß ich dasselbe einfach verneinen; es hat darin keine Veränderung stattgefunden. Mit jedem Tage klareres Licht, völligere Zuversicht über das, was Wahrheit ist und wem ich diene — — so wandle ich nicht im Zweifel, sondern im Mittagslicht voller Gewißheit! Meine persönliche Erfahrung setzt mich mehr und mehr in den Stand, die Gefühle des Erlösers bis in die einzelnsten Aussprüche zu verstehen. Z. B.: ‚von dem Tage an gingen viele seiner Jünger hinter sich, und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm. Da sprach Jesus zu den Zwölfen: Wollt ihr auch weggehen?‘ (Joh. 6, 67. 68.)

„Nie war es mein Streben, eine Partei in dieser Stadt zu bilden. Ich vermied sogar jeden Versuch, Personen an mich zu fesseln, und danke Gott in aller Demut dafür, daß niemand mich der Proselytenmacherei beschuldigen kann. Nicht einmal denen bin ich halbwegs entgegengekommen, die geneigt schienen, die Wahrheit anzunehmen, die ich lehrte. Ich überließ es der Wahrheit selbst und ihrer Majestät, angenommen oder verworfen zu werden. Und jeden Tag freut es mich mehr, streng an dieser Regel festgehalten zu haben, denn ich sehe, daß die Zaghaften sich zurückziehen, und daß die, welche warm waren, kalt werden — und der Schmerz wenigstens ist mir erspart, den Er erlitt: die zu verlieren, denen er eine persönliche und individuelle Liebe geschenkt hatte.“

„Nicht stark genug kann ich es Ihnen aussprechen, wie tief meine Überzeugung ist, und wie sich dieselbe fortwährend noch vertieft, daß die Wahrheiten, die ich verkünde, auf Thatsachen beruhen. Jedes Jahr werfen sie neues Licht eine auf die andere, und es ist, als gewännen sie eine Ausdehnung bis ins unendliche. Sie erklären mir das Leben, Gott und die Bibel, und ich bin gewiß, das, was ich noch an neuem Lichte empfangen soll, wird das mir bereits zuteil gewordene erweitern — nicht ihm widersprechen. Die Worte, durch welche ich versuche, andere sehen zu lassen, was ich sehe, sind freilich arm und verworren genug.

„Aber in meinem Geist herrscht nicht Verwirrung, obwohl vieles noch unvollendet dasteht. Meine Prinzipien wurzeln in der menschlichen Natur, in Gott und in dem Sein der Dinge, und ich finde sie jeder Seite der Bibel zugrunde liegend. Diese Prinzipien können nicht umgestoßen werden. Mein Geist ist Jahr für Jahr in organischer Entwicklung vorgeschritten und ich könnte ebenso wohl an meiner eigenen Existenz zweifeln, als an den Wahrheiten, die mit und in mir gewachsen und stark geworden sind mit meiner Stärke. Nicht Ansichten oder Theorieen sind es, sondern Überzeugungen! Sie sind Teil von meinem Sein, meiner Art zu denken und zu leben, sie sind es, die erst allem Farbe verleihen: ‚Der Lichtquell meiner Tage, die beherrschende Leuchte all meines Schauens.‘

„Das sind die Wahrheiten, um derentwillen die Menschen den Scheiterhaufen besteigen und freudig alles fahren lassen, Freunde Liebe und Teilnahme, guten Namen und irdische Aussichten. Sie stützen sich nicht auf das Resultat eines Verstandesprozesses, sondern auf den Gesammtausspruch aller der höchsten Seelenkräfte. Ich würde zum Beispiel nichts aufgeben, auch wenn ich sicher wüßte, daß Paulus den Hebräerbrief nicht geschrieben habe. Das sind Dinge der Verstandesforschung, und ich bin meiner Meinung darin nicht gewiß, weil ich weder weiß, ob mir alle Beweise vorliegen, noch, ob ich dieselben richtig beurteile. Wenn aber von mir verlangt wird, Überzeugungen aufzugeben, so kann ich das um

keinen Preis, noch auch aus Furcht vor Verlust irgendwelcher Art thun, denn sie beruhen auf allem, was ich von Gott weiß; es sind Dinge, in dem hellen Mittagslicht der Seele erschaut und ich bin außerstande, mein Urteil darüber besseren oder klügeren Leuten zu unterwerfen. Das wäre Scheindemut. Ich könnte gerade so gut auf ihren Befehl hin sagen, grün sei scharlachrot. Es mag so sein; dann aber ist mein ganzes Sehvermögen in Unordnung, kraft dessen ich bisher wandelte, lebte und durch dessen Medium die Welt mir schön erschien."

Die folgenden Briefe erzählen von dem Fortgang der Krankheit und gewähren Blicke in seine Stimmung:

„Gestern Abend war ich zuhause; ich wollte die Zeit zum Schreiben benutzen, war dafür aber in einer zu trüben und hoffnungslosen Stimmung. Die Erschöpfung von Sonntag hielt an; vergebens versuchte ich es mit leichter Lektüre. Endlich kam Charly aus der Schule, und ich ließ ihn seine lateinische Aufgabe machen; meine Augen ruhten die ganze Zeit über auf dem Christuskopf von Leonardo da Vinci, von welchem ich einen eingerahmten Stich besitze, — und ich fühlte, wie die ruhige Majestät dieses Antlitzes allmählich einen beschwichtigenden Einfluß auf mich ausübte. Dann ließ ich mir von Charly langsam die Seligpreisungen vorlesen und suchte Herz und Sinn hineinzusenken, und sie zu glauben. Hernach erklärte ich sie ihm und mir: ‚Selig sind' — nicht die da Erfolg haben, sondern ‚die da geistlich arm sind'. ‚Selig sind' nicht die Reichen, noch die Bewunderten, noch die Angesehenen, noch die Glücklichen, sondern: ‚die Sanftmütigen, die reines Herzens sind, und die Barmherzigen'. Es klang meinem Herzen wie Musik! Darnach wollte ich ein wenig in Golding Birds ‚Naturphilosophie' lesen, um meinen Geist zu erfrischen und der eben gewonnenen harmonischen Stimmung Spannkraft zu verleihen; aber — die Anstrengung war zu groß gewesen, und nachdem ich zwanzig bis dreißig Seiten gelesen hatte, schlief ich ein."

„Ich ging heute mit H. über die Dünen nach Lewes und nahm den Rückweg über die Landstraße. Der Hinweg war beschwerlich, denn die Hügel waren naß vom kaum geschmolzenen Schnee und an der Nordseite gefroren, sodaß wir oftmals hinunterglitten. Wir legten das Ganze im Laufschritt in drei und einer halben Stunde zurück. Gleich nach meiner Rückkehr nahm ich ein warmes Bad in meinem Zimmer, und fühle mich nun erheblich erfrischt, den Kopf klarer und meine ganze Natur augenblicklich von einer natürlichen und gesunden Müdigkeit umfangen, wie sie mir lange nicht geworden. Es ist wunderbar, wie unsere Lebensanschauungen von Bewegung und richtiger Behandlung der körperlichen Konstitution abhängen. Auch liegt hierin, richtig betrachtet, kein Grund zum Anstoß, wenngleich es zunächst so scheinen könnte: denn obwohl wir geneigt sind, eine Herabwürdigung unserer höheren Natur in solcher Abhängigkeit von der niederen zu erblicken — Hoffnung, Glaube und Energie als Folgen eines Spazierganges oder zeitigen Zur-Ruhe-gehens! — so ist dies in der That doch nur ein Beweis dafür, daß alle die Gesetze unseres mannigfaltigen Daseins heilige sind, oder: heilig gehalten werden sollen, und daß der Ungehorsam gegen dieselben von Gott bestraft wird. Und die Strafe eines Teiles unserer Natur für die Übertretungen eines anderen, wie z. B. Verdüsterung des Gemüts infolge von Unsauberkeit, oder physischer Trägheit; und auf der andern Seite mangelnde Gesundheit als Folge von bei sich gehegtem Neide oder einem Dasein des Zweifels — ist nur ein Beispiel für das Gesetz stellvertretender Leiden. Wir sind so zu sagen zwei Personen und die eine leidet durch das Thun der anderen."

„Ein Abend des Mißlingens. Vergebens habe ich zu arbeiten versucht und zu denken. Es bleibt mir nur die Auskunft übrig, eine alte Predigt vorzunehmen. Diese geistige Ohnmacht fängt an, mich ernstlich zu beunruhigen. Gedächtnis und Fassungskraft fahren beide dahin, und bei der fortgesetzten Anforderung an frische Gedanken ist dies Gefühl ein eigentümlich peinliches.

„Ich thue, was ich irgend kann, um dieses Unvermögen des Geistes und Willens und diese stets wachsende, verzweifelte innere Kälte abzuwerfen. Ich habe lange Spaziergänge unternommen, kalte Bäder gebraucht und ganz andere Studien wieder aufgenommen, Chemie und Naturphilosophie. Bei diesen Gegenständen treten andere Fähigkeiten in Kraft, als die in meinem Beruf angewandten, und so ruhen sich die überangestrengten aus; aber bis jetzt fühle ich noch keinen Vorteil davon ....

„In der Welt von sich reden machen, ist armseliger Gewinn. Wonach mich verlangt, ist Arbeit, die ich in Liebe vollbringen könnte, ohne auf allen Seiten Groll, Bitterkeit und gehässige Verleumdung zu erregen. Der Gedanke thut bitter weh, daß dies der einzig sichtbare Erfolg von Anstrengungen ist, die das Leben langsam untergruben."

Später schreibt er:

„Ich habe gefunden, daß körperlicher Schmerz demütigend wirkt, aber was mich überrascht, ist, daß er nicht Verbitterung hervorruft. Stunden und Stunden habe ich in letzter Zeit zugebracht, unfähig Freude und Vergnügen nur zu begreifen, in dem Gefühl, als ob Jugend und Hoffnung vorzeitig versänken, denn meine Glieder haben sich zusammengezogen zu der Kürze von Shakespeares armseligem, Pantoffeln tragendem Narren; und doch bin ich dankbar, sagen zu können, daß ich seit Jahren nicht so wahrhaft und mit so wenig Bitterkeit das Gefühl hatte: ‚nicht wie ich will'!"

„Sie halten mich vielleicht für einen Hypochonder. Aber ein Mann, der in Einsamkeit stundenlang ohne Laut in Qualen die Zähne aufeinander beißt und sich, außer öfteren Ohnmachten, nichts Weibisches zuschulden kommen läßt und dem ein Todesurteil auf morgen kaum andre Worte entlocken würde als: nunc dimittis — ist schwerlich ein Hypochonder. Trotzdem bin ich überzeugt, daß mein Werk vollbracht ist. Ich meine nicht mein Leben; das kann

sich noch jahrelang hinschleppen; wohl aber alles, was dem Leben Wert verleiht und was einst mein war — Können. Was wollen Sie, daß ich thun soll? Ich arbeite so wenig wie möglich, weniger könnte ich nur thun, wenn ich eben alles aufgäbe! Und aufgeben kann ich es nicht, weil ich dabei nicht bestehen kann. Neben anderen Gründen nicht, weil mir meine hochherzige Gemeinde freigebig einen Fonds zur Verfügung gestellt hat, der es mir ermöglicht, auf zwei Jahre einen Hilfsprediger anzustellen. Das ist eine Erleichterung, und ich hielt es für recht, dies Anerbieten anzunehmen. Ich bekenne aber, daß die Vorgänge, die ich jetzt bei Tag und Nacht im Gehirn verspüre, so neu, seltsam und unnatürlich sind, daß ich es deutlich fühle, sie haben durch ihre Güte nichts anderes möglich machen wollen, als einen verbrauchten Invaliden bei sich zu behalten, mit der Erlaubnis, den Waffenrock zu tragen und wie zum Spiel das Gewehr zu schultern.

„Sie verstanden mich falsch, wenn Sie meinten, ich sympathisierte nicht mehr wie sonst mit Ihnen. Vor einigen Jahren, obwohl ich damals weniger tief fühlte, wären Sie wohl zufriedener gewesen, als mir noch die Augen leicht feucht wurden, die Stimme bebte, und ich eine freundlichere Weise und den Anschein größerer Bereitwilligkeit hatte, so auf die Dinge einzugehen, wie man es erwartete. Jetzt ist ein gewisser Bestandteil Eisen in mein Blut getreten, und oft muß nun Sarkasmus ein Gefühl verbergen, unter dem ich mich innerlich winde, weil ich im tiefsten getroffen bin.

„Ich trage mein Herz heute ‚nicht mehr auf der Hand, damit die Dohlen danach picken können‘. Aber da ist nicht ein Gespräch, das ich führe, nicht ein Buch das ich lese, nicht ein Besuch, den ich mache, ohne daß dies alles tiefe Furchen in meinem Herzen zöge.“

Während der letzten Monate konnte Robertson sein Leben nicht in Frieden zubringen. Der Pastor Wagner, Vikar von Brighton, verweigerte aus persönlicher Abneigung gegen Pastor

Tower, den Robertson sich zum Hilfsprediger erwählt hatte, die Bestätigung desselben.

Robertson blieb nichts weiter übrig, als sich zu unterwerfen; aber sein Tod wurde dadurch beschleunigt; denn die äußerste Ruhe war ihm von den Ärzten geboten. In der gegen diese Entscheidung schriftlich eingereichten Vorstellung an den Vikar vertrat er nicht nur die Sache des Freundes, sondern erwähnte auch die Ansicht der Ärzte, daß seine eigene Gesundheit auf dem Spiele stehe. Der Vikar erwiderte, sein Entschluß sei wohl erwogen und stehe fest. — Und doch beruhte diese Weigerung einzig auf dem Umstand, daß zwei Jahre früher Herr Tower dem Vikar auf völlig sachgemäße Weise opponiert hatte, und zwar nicht in einer religiösen Frage, sondern in einer Angelegenheit kirchlicher Verwaltung.

Robertson schrieb darauf an das Komitee in einem damals veröffentlichten Briefe:

„Sie werden mir zustimmen, daß dies Benehmen mir keinen Ausweg läßt. Ich will mir nicht erlauben, es so zu charakterisieren, wie ich es empfinde, denn ein starkes Bewußtsein erlittenen Unrechts macht geneigt, starke Ausdrücke zu gebrauchen. Es genügt, wenn ich ruhig und in den mildesten Ausdrücken, die mit der Wahrheit verträglich sind, sage, daß sowohl durch das unhöfliche und ungroßmütige Ausüben eines an sich legitimen Rechts, als durch die rauhe Weise, in der ich persönlich behandelt wurde und über die ich mich weiter nicht auslassen will, der Vikar es mir unmöglich gemacht hat, einen anderen Kandidaten vorzuschlagen, noch irgendwelche Freundlichkeiten von ihm anzunehmen. Ich bin dies sowohl meinem Freunde wie mir selbst schuldig. Es bleibt mir nichts übrig, als mein Werk allein zu thun, solange ich es noch vermag."

Unbeirrt durch diesen Brief, schrieb Wagner an Robertson mit der Aufforderung, ihm einen andern Hilfsprediger zu nennen. Dies Ansinnen trieb alles bisherige auf die Spitze, und Robertson konnte die ihn kränkende Zumutung nur in einer ebenso würdevollen als entschiedenen Weise ablehnen.

Wagner behielt das Feld und Robertson gab den Kampf auf und ging heim, um zu sterben. Die endlosen Vorstandssitzungen und Korrespondenzen über diesen Gegenstand erschöpften einen ohnehin überangestrengten Körper und alle Aussicht auf Genesung fiel dahin. Es kann Herrn Wagner indessen nicht nachgesagt werden, daß er wußte, was er that. Er wußte nicht, daß Robertson ein Sterbender war, aber er glaubte, daß Nachgeben gegen seine Würde sei und begriff nicht, daß es Momente giebt, in denen das Zurückkommen auf persönlich erfahrene Kränkung eine öffentliche Ungerechtigkeit, und die Ausübung legalen Rechts zum moralischen Unrecht wird.

Wagner war ein alter, würdiger Herr, in Brighton angesehen als Wohlthäter der Stadt, für welche er mit seinen großen Mitteln viel gethan hat. Beinahe funfzig Jahre lang war er Vikar von Brighton, und als solcher, wie Robertsons neuester Biograph Fr. Arnold hervorhebt, gewissermaßen Bischof in partibus. Er war schnell von Entschluß, absprechend im Ton, entschlossen im Handeln, und übte eine Art mehr militärisch als kirchlich zu nennender Gewalt aus.

Robertsons Leben neigte sich inzwischen mit starken Schritten seinem Ende zu. Er war verzehrt. Er brannte, wie man wohl nachher von ihm gesagt hat, die Kerze an beiden Enden zugleich; und Lady Byron fand schon bei erster Bekanntschaft, daß seine Ruhe dem Sturmwind gleiche. Der berühmte Arzt, der ihn behandelt hat, meinte später, daß hauptsächlich sein Herz der kranke Teil gewesen, mehr als das Gehirn. Seine Behandlung sollte die Symptome lindern, konnte dem Sitz des Übels aber nicht beikommen. Das edle, große Herz war in jeder Beziehung überangestrengt.

Während jener Mißhelligkeiten mit dem Vikar besuchte er einen Freund auf seinem Landhaus in den Dünen von Sussex. Derselbe erzählt davon:

„Er ging mit uns zur Kirche, denn er sollte bei meinem

Sohn Gevatter stehen. Am Abend bat er, daß wir im Freien Thee trinken möchten. Ich erinnere mich so genau an diesen Abend. Wir saßen am Wiesenrand vor dem großen Nußbaum; alle um ihn her, bis die Dämmerung in Nacht überging und gaben beinahe nur schweigende Zuhörer ab, während er stundenlang ununterbrochen sprach. Es war fast das einzige Mal, daß ich einen seiner wunderbaren Monologe hörte, der sich über viele Gegenstände verbreitend, in ihre geheimsten Tiefen Licht brachte, und sie, so verschieden sie auch waren, unter einander in Verbindung zu setzen wußte, und das mit einer Kraft und Klarheit, wie sie nur den großen, seinen Geist in höchster Harmonie und schönstem Einklang beseelenden Prinzipien entquillen konnte .... In der weichen Sommerluft hätten wir die ganze Nacht so sitzen können, denn er hielt uns in seinem Zauber gefangen — wenn nicht das Erscheinen der müden Magd uns an Mitternacht gemahnt hätte. Ich habe nie wieder dies Sprühen seines Geistes erlebt. Es schien wie ein letztes Aufflackern der verlöschenden Kraft gewesen zu sein. Den folgenden Morgen begann er die Andacht zu halten, brach aber dabei zusammen und bat mich, fortzufahren. Dann saß er unter den Bäumen oder in einem Lehnstuhl, stundenlang mit geschlossenen Augen, unter mehr oder weniger heftigen Schmerzen. Am Sonntag wollte er uns zur Kirche begleiten, wo gerade die Feier der Kommunion stattfinden sollte, an welcher er teilzunehmen wünschte. Aber auf dem Wege sagte er plötzlich: Ich kann nicht weiter, ich habe so entsetzliche Schmerzen, daß ich nicht für mich stehen kann ...."

Das einzige, was aus zwei letzten traurigen Monaten über Robertson zu berichten ist, geben seine folgenden, kurzen, eiligen Briefe:

„Ich bin zum Schreiben unfähig, obwohl ein wenig wohler. Ich bin kaum Manns genug, um eine Feder zu halten. Es war mir gestern verboten, Gottesdienst zu halten und ich verbrachte den Tag in Ruhelosigkeit und Halbschlummer. Die Konfirmanden

müssen vorbereitet werden, das ist meine Pflicht. Es mögen leere, unbedeutende Mädchen sein, aber die meisten jungen Mädchen sind so, unter Menschen dieses Schlages will die Hauptarbeit der Seelsorge gethan sein, aus dem einfachen Grunde, daß die andern nur die Ausnahme bilden; und wenn wir nur solchen lehren und predigen sollten, die viel in sich tragen, so fürchte ich, daß man Schulen und Kirchen schließen müßte."

Um die Konfirmanden hat er sich immer sehr speziell bekümmert, und verschiedene noch erhaltene Briefe an junge Mädchen aus seiner Gemeinde und an Konfirmandinnen liefern hierfür den redenden Beweis. Er schreibt ihnen immer mit großem Ernst, unbeschadet eines gelegentlich heiteren Tones, zuweilen aber auch in fast feierlicher Weise.

In einem dieser Briefe heißt es:

„Gott segne Sie, wohin immer Sie gehen mögen. Der hochstrebende Geist, den er Ihnen verliehen, wird Sie mit seiner Hilfe befähigen, triumphierend über manch' Felsenriff des Lebens dahinzufahren, an welchem stumpfere und schwerfälligere Schiffe stranden."

Ein Brief aus der letzten Zeit sagt:

„Ich danke Ihnen für die freundliche Einladung in Ihr Haus, aber ich hatte gehofft, wohl genug zu sein, um den Konfirmandenunterricht zu beenden. Ich glaube, Sie haben keine Vorstellung davon, wie krank ich seitdem gewesen bin. Selbst gestern noch kostete mich der Weg nach Vales, mit den nötigen Ruhepausen fünfundfünfzig Minuten, und zurück konnte ich gar nicht gehen. Ein mir unbekannter Verkäufer kam heraus und bat mich, in seinem Laden auszuruhen, und ein armer Mann bot mir seinen Arm; hiernach zu schließen, kann mein Aussehen nicht gerade bezaubernd noch herkulisch gewesen sein. Das Leben ist für mich seit einem Monat eine unausgesetzte Pein und Erschöpfung; die unteren Glieder waren zum Teil so lahm, daß ich sie hinter mir her schleppte. Nachts — ein Schmerz, der mich nicht schlafen

läßt, und tags ein hilfloses Übersiedeln vom Stuhl auf das Sofa, vom Sofa auf den Boden. Ich bin kein bischen kräftiger oder wohler, nur daß ich aufrechtsitzen und schreiben kann.

Genesung ist ein viel mühsamerer Prozeß als ich erwartete, doch hoffe ich binnen kurzem wieder in Ordnung zu sein. Manchmal, in kraftlosen Augenblicken, bin ich versucht zu denken, meine Arbeit sei zu Ende; ich meine nicht das Leben, das kann sich noch lange hinziehen, aber alle Arbeit der Gedanken, der Energie — alles, außer der elenden Aufgabe, des Leibes zu warten. Zu andern Zeiten sehe ich nicht so schwarz. Wie es auch sei, die Lektion die gelernt sein will, muß mir heilsam sein, und als wahrste Lebensanschauung ist es mir immer erschienen, daß wir nicht hier sind zum Genießen, sondern zum Lernen."

Unterdessen entstand in Brighton allgemeiner Unwille über des Vikars Verfahren, und stieg zu solcher Höhe, daß Robertson, hätte er darum gewußt, es sicher versucht haben würde, seinem Ausbruch entgegenzutreten. Aber er war jetzt ganz an sein Zimmer gefesselt und durfte weder Zeitungen lesen, noch seine Freunde sehen. Ein seltsam schmerzlicher Kontrast, Brighton mit seiner Erregung, seinen Zeitungen, in deren Spalten, je nachdem, heftiger, satirischer oder gemäßigter — Brief auf Brief erschien, das ganze Publikum für oder wider Partei nehmend — und anderseits diesem Getümmel gegenüber — — das stille Krankenzimmer, wo der lag, der die unfreiwillige Ursache des ganzen Treibens war, und dessen Leben in bitterer, unausgesetzter Pein sich langsam dem Erlöschen zuneigte. Der Schmerz, den er ertragen mußte, war oft so intensiv, daß selbst er sagte: „Ich möchte die Schrecken vergangener Nacht nicht um ein halbes Leben noch einmal durchmachen."

Nichts Traurigeres, als jetzt seine Handschrift zu sehen. Wenig Menschen schrieben wie er so schöne, deutliche Züge, aber die letzten seiner Briefe sehen aus, als hätte sie jemand geschrieben, der eben von der Folterbank gekommen: jeder Federstrich im Zickzack vor Schwäche und Schmerz.

Hoffnung nnd Vertrauen auf seinen himmlischen Vater ver-

ließen ihn indessen nie in dieser ganzen, furchtbaren Zeit. Er war seiner Unsterblichkeit in Christo gewiß. Eine oder zwei Nächte vor seinem Tode träumte ihm, seine beiden längst verstorbenen Schwestern wären gekommen, ihn zu krönen. „Ich sah sie" — sagte er mit großem Ernst.

Rührend war seine Geduld, ebenso wie die sich nicht verleugnende Rücksicht für andere und die unablässige, zärtliche Dankbarkeit, welche er seinen Pflegern bis zuletzt bezeigte.

Seinen Beleidigern vergab er nicht nur, sondern war darum besorgt, daß ihnen Gerechtigkeit widerfahre. In dem Augenblick, da alle Umstehenden glaubten, er sterbe, frug er in Beziehung auf Wagner: „Ist etwas gedruckt worden, was meine Vermittlung nötig macht?"

Hin und wieder hob sich sein Befinden; er schlief ein wenig und erwachte, wie er sagte: „Gebadet im Morgenlicht, mit dem Gefühl, als ob Genesung noch möglich sei." In solchen Augenblicken behauptete sich sein ursprünglich so gesundes, kräftiges Temperament, und es scheint, daß er gern länger gelebt hätte. „Das Grundgewebe des Lebens ist dunkel", pflegte er zu sagen, „aber goldne Fäden sind hineingesponnen." Einmal, als er sich kaum bewegen konnte, stand er früh um vier Uhr auf und schleppte sich ans Fenster, um den „herrlichen Morgen zu sehen."

Auch sein Humor kam noch hie und da zum Durchbruch, wie in dem folgenden Brief, den Arnold mitteilt:

„Mein lieber Young! Sie waren so freundlich, den Wunsch nach einem Bülletin zu äußern. Es folgt hier in kurzem: Warme Milch beim Erwachen, um Ohnmachten zu verhindern, eine Stunde Siesta. Aufstehen: Interessanter Streit zwischen F. W. R. und einer Ohnmachtsanwandlung. Die Ohnmacht sagt: Ich habe dich. — Noch nicht — sagt F. W. R., sieht dabei aus wie eine geisterhafte, weiße Rübe, fällt in ein kaltes Bad, und nach einem Guß ist der Ohnmacht ihre Beute entrissen. Danach männliche Anstrengungen beim Abtrocknen. Diese Operation ist kaum beendet, so stellt sich der weiße Dämon wieder ein. F. W. R. sinkt aufs

Bett mit seltsamen Reflektionen über das Unterstützen der Wirbelsäule und gratuliert sich zu seinen gründlichen anatomischen Kenntnissen. Zehn Minuten vergehen. F. W. R. stärkt sich mit zwei Löffeln voll zitronensaurem Amoniak, kraft dessen er triumphierend in seinen Anstrengungen fortschreitet bis zur barbarischen Operation des Rasierens, während welcher die Ohnmacht mit herausforderndem Hohne: ‚Ha, ha, ha!‘ ruft. ‚Das gebührt dem Wissen über Anatomie‘ — und F. W. R. bricht zusammen.

„Den ganzen Tag auf dem Sofa oder Bett, Mattigkeit, Schmerz, Nutzlosigkeit; Luxus in Gestalt von Eis, Rotwein, ausgesucht kräftigen Suppen, von allen Ecken gesandt und F. W. R. in nicht angenehmer Weise an den Kontrast gemahnend zwischen dem Leben dessen, der seinen Morgenhunger gern mit frischen Feigen und den Durst des Todes mit Essig gestillt hätte und seinen modernen, verzogenen und gehätschelten Pastoren, denen die guten Dinge der Erde zur Verfügung stehen. Der einzige Trost ist mir, daß ich zu schwach bin, Gebrauch von diesen Leckereien zu machen.

„Eisenhaltige Zitronensäure über Tag. Die Nacht kommt. Zugpflaster hinter den Ohren, um das Gehirn zu befreien. Morphium, um den Schmerz einzulullen und die Möglichkeit der Ruhe zu gewähren. Angenehme Nacht folgt auf den angenehmen Tag, d. h. wenn der Tag angenehm war. Dies eine scherzhafte Skizze meines so hochnützlichen Lebens. Ich bin froh, daß ich Sie nicht besucht habe. Manchen Tag kann ich nicht durch das Zimmer gehen, selbst den Kopf nicht in die Höhe halten.

„Aber Young, zwei Dinge lerne ich, oder vielmehr sie werden mir aufgedrungen: Nichtigkeit und Abhängigkeit. Wie ich Ihnen schon früher sagte — ob demütig oder nicht, weiß Gott allein — noch eins lerne ich: Dankbarkeit für zahllose Aufmerksamkeiten und zarte Freundlichkeit. Ich bin müde und kann nicht lange schreiben. Ich vermag nur noch mit einem Bleistift, angelehnt sitzend, zu schreiben. Mit Feder und Dinte spritze ich nur.“

Der folgende Brief ist zu Anfang August geschrieben, aber die Besserung, die derselbe erwähnt, war nur vorübergehend.

„Ich benutze die erste Besserung, um Ihnen Nachricht von mir zu geben. Gestern, nach einigen Stunden Schlafs fühlte ich eine plötzliche und erstaunliche Besserung; und obwohl ich so schwach bin wie Wasser und mich kaum einige Schritte fortbewegen kann, ohne zu seufzen und zu schluchzen wie ein Kind — so hoffe ich doch, das Schlimmste überstanden zu haben. Ich habe noch nie eine solche Krankheit durchgemacht und hoffe, nie wieder eine ähnliche zu erleben. Vierundzwanzig Stunden lang glaubte ich, alles sei vorüber und Dr. Allen sagte mir offen, daß er aufgehört habe, in Beziehung auf meine Genesung sanguinisch zu sein."

2. P. M.

„Ich mußte vor Erschöpfung aufhören zu schreiben. Ich versuche es von neuem. Wie weit das Gehirn selbst krank ist, weiß Gott allein. Die große Ganglia oder das Nervenbündel, das die Wurzel des Gehirns bildet, ist angegriffen. Tagelang habe ich mich nicht aus dem Bett gerührt und sehe aus wie ein abschreckender Orangutang. Drei Ärzte jeden Tag, einer zweimal täglich, und wie wenn das noch nicht genug wäre, haben sie noch einen vierten geschickt, der heute Abend kommt. Gott ist sehr barmherzig mit mir verfahren. Das habe ich unter den entsetzlichsten Schmerzen und in tiefster Erschöpfung gefühlt. Das Haus ist angefüllt mit Delikatessen, Geschenken, von denen ich indessen keinen Gebrauch machen kann. Wie verschieden von dem Los des Herrn, der in seinem Hunger am Morgen bei dem Feigenbaume vergeblich Frucht suchte! Ich darf niemand sehen. Lady Byron stand vor zehn Tagen vom Krankenbett auf, um mich zu sehen, und ich habe sie nur einmal drei Minuten gesprochen. Ich bin schwindlig und muß aufhören. Ich bin gebrochen wie nie zuvor; aber durch Gottes Gnade kann ich mich noch dauernd erholen — ja, sogar schnell."

12. August.

„In den letzten 14 Tagen ist es von Tag zu Tag schlimmer mit mir geworden. Wegen der intensiven Schmerzen im Gehirn,

Hilflosigkeit und der allgemeinen Niedergeschlagenheit zu furchtbar, um sie zu schildern — und der zugestandenen Besorgnis der Ärzte glaube ich jetzt, daß ich es nicht überstehen werde. Sein Wille geschehe! Ich schreibe unter Qualen."

Dies die letzten Worte, die er geschrieben.

Als drei Tage darauf, am Sonntag, den 15. August 1853, beim Morgengottesdienst in seiner Kapelle das Gerücht umlief, daß keine Hoffnung sei, und als das Fürbittengebet für ihn und alle Kranken vor Gott gebracht wurde, weinten viele bitterlich, aber die Mehrzahl derer, die ihn liebten und verehrten, waren zu tief getroffen, um Thränen zu finden.

Der so lange gefürchtete Augenblick war da. Er hatte den Tag ohne größeres Leiden als gewöhnlich zugebracht und wurde an das offene Fenster getragen, wo er bis zum Abend lag. Aber gegen 10 Uhr trat eine Veränderung ein. Der Schmerz kehrte mit furchtbarer Heftigkeit zurück. In Pausen rief er mit schwacher Stimme: „Mein Gott, mein Vater — mein Gott — mein Vater!" Zwei Stunden lang dauerte der Todeskampf, während dessen er nie das klare Bewußtsein verlor. Seine Mutter, seine Frau und sein Freund Bowdidge pflegten ihn mit dem Arzt in hingebendster Sorgfalt. Sie suchten ihm endlich durch Veränderung seiner Lage Erleichterung zu verschaffen, aber er konnte keine Berührung mehr ertragen. „Ich kann es nicht aushalten, laßt mich ruhen, ich muß sterben, laßt Gott sein Werk thun." Das waren seine letzten Worte. Unmittelbar darauf, ein paar Minuten nach Mitternacht, war alles vorüber.

Seine Hinterbliebenen wünschten, daß das Begräbnis ganz still gehalten würde; aber sie konnten dem allgemeinen Wunsch der Einwohner Brightons und speziell dem dringenden Verlangen seiner Gemeinde, sich beteiligen zu dürfen, nicht widerstehen.

Die Mitglieder der litterarischen Gesellschaft, des Arbeitervereins, des Athenäums u. s. w. widmeten der Familie Beileidsschreiben und baten sich die Erlaubnis aus, in corpore dem irdischen Teil ihres Freundes und Lehrers folgen zu dürfen. Das Begräbnis fand Montag, den 23. August statt. Alle Läden den ganzen Weg entlang, den der Zug zu nehmen hatte, und viele andere in den Hauptstraßen Brightons waren geschlossen; Trottoir und Balkone überfüllt mit trauernden Zuschauern. Die hervorragendsten Bürger legten Trauer an. Alle der englischen Kirche angehörigen Geistlichen Brightons und die Geistlichen der Dissenter-Gemeinden empfingen den Trauerzug am Eingang zum Kirchhof. Es folgten über zweitausend Menschen.

Um sein Grab standen, durch gemeinsame Liebe und gemeinsamen Schmerz vereint: Juden, Unitarier, Katholiken, Quäker und Kirchenmänner; die Arbeiter, die Kaufmannschaft, die Vornehmen und Reichen Brightons. Dies eine Mal — und es war das ein rührendes Zeugnis für das, was er erstrebt und bewirkt — verschmolzen sich die Unterschiede aller Stände und aller Richtungen in einem allen gemeinsamen tiefen Gefühl.

Er liegt begraben in einer Senkung der Dünen, die er so liebte. Von ferne hört man dort das Anschlagen der Wellen und wer an seinem Grabe steht, dem klingt dies wie ein würdiges, schönes Requiem. Denn wie die Unruhe des Meeres ein Abbild ist seines äußeren Lebens, so die Stille desselben in der Tiefe das Bild des tiefen Friedens seines Wirkens in Gott.

Über dem Schlafenden ist ein einfaches, massives Grabmal errichtet. An zwei Seiten befinden sich bronzene Medaillons: das eine von seiner Gemeinde gestiftet, das andere von den Arbeitern Brightons. Sie sprechen in rührenden Worten die Dankbarkeit von Tausenden aus. Die Liebe der Arbeiter hat einem dazu ernannten Komitee aufgetragen, immer, selbst im Winter für blühende Blumen auf seinem Grabe zu sorgen. Sie reden zu vielen, die ihre Wallfahrt dahinführt, von der herrlichen Unsterblichkeit, die dem treuen Streiter Jesu Christi geworden.

Die Inschrift auf dem Medaillon, das die Gemeinde und die Freunde gestiftet, lautet:

M. S.

der Prediger

Friedrich Wilhelm Robertson. M. A.

geb. 3. Februar 1816,

gest. 15. August 1853.

Verehrt als Geistlicher,
Geliebt als Mensch,
Er rief die heiligsten Erinnerungen wach
Bei Arm und Reich,
Bei Unwissenden und Gebildeten;
Deshalb wird er beweint,
Als ihr Führer und Tröster,
Von vielen, die, ihm als Brüder verbunden,
In dankbarer Erinnerung
Dies Denkmal errichtet haben.

„Ehre dem Erlöser, der sein Alles war!"

Die Inschrift der Arbeiter lautet:

„In dankbarer Einnerung an sein Mitfühlen
In tiefem Schmerz um seinen Verlust.

Die Mitglieder der Arbeitergenossenschaft und die Arbeiter von Brighton haben dies Medaillon errichtet am Grabe ihres Wohlthäters."

Die Inschrift auf dem Grabstein, den die Gemeinde und die Freunde gestiftet, lautet:

M. S.
des Predigers
Friedrich Wilhelm Robertson, M. A.
geboren 3. Februar 1816,
gestorben 15. August 1853.
Geehrt als Redner,
Geliebt als Freund,
In dem die heiligsten Erinnerungen nach
Bei Arm und Reich,
Bei Hochgestellten und Geringen,
[illegible]
Als ihr Führer und Tröster,
Von denen, die ihn aus Liebe verehrten,
In dankbarer Erinnerung
Dies Denkmal errichtet haben.

„Ehre sei Gott, der ihn [illegible]!"

Die Inschrift der Büste lautet:

„In dankbarer Erinnerung an sein Wirken
Zu seinen [illegible] und seinen [illegible]
[illegible] der Arbeiterbildungsanstalt und die Arbeiter von [illegible] haben diese Büste errichtet am [illegible] ihres [illegible]."

Anhang.

Über das Gebet.

Matth. 26, 39: „Und er ging hin ein wenig, fiel nieder auf sein Angesicht und betete und sprach: Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst."

Niemand wird etwas dagegen einzuwenden haben, daß Gebet und Heiligung dasselbe seien. Von einem Menschen sagen er sei fromm, heißt sagen, er bete. Denn was ist Gebet? . . . Jeden Gedanken mit dem Gedanken an Gott verbinden; als sein Werk und seine Fügung ansehen; jeden Gedanken, Wunsch und Entschluß ihm hingeben. Seine Gegenwart so lebendig empfinden, daß sie uns auch bei der ausgelassensten Freude zügelt — das heißt beten. Was wir sind, verdanken wir sicherlich dem Gebet. Wenn wir irgendeinen Grad der Tugend erreichten, wenn wir Versuchungen widerstanden und irgendwelche Selbstbeherrschung besitzen, oder von dem Streben nach höheren Zielen beseelt sind, wir werden nicht anstehen, dies alles dem Gebet zuzuschreiben.

Darum kommt die Wirksamkeit des Gebets unter Christen nicht in Frage. Aber wird diese gleich im allgemeinen zugegeben, so erheben sich doch desto mehr Fragen und Meinungsverschiedenheiten im einzelnen. Was ist Gebet? wie äußert sich seine Wirksamkeit? Geschieht es notwendigerweise nur mit Worten und in geordneter Form und Folge, oder giebt es auch ein wirkliches Beten, das sich gar nicht in Worte fassen läßt? Gestaltet das Ge-

bet die äußere Welt um, oder ändert es nur unser Inneres? wirkt es auf Gott, oder wirkt es auf uns?

Ich glaube auf all diese Fragen giebt unser Text eine volle und ausreichende Antwort. Wir wollen ihn ruhig, ohne Vorurteile und Voreingenommenheit prüfen, und welcherart das Ergebnis auch sein mag, wir werden Frieden darin finden.

Wir betrachten:

I. Die Berechtigung des Bittens.

II. Irrige Ansichten vom Wesen des Gebets.

III. Die wahre Wirkung des Gebets.

I. Die Berechtigung des Bittens. — „Laß diesen Kelch an mir vorübergehen.“

1. Bitten ist ein Bedürfnis unserer menschlichen Natur, darum — so folgern wir — haben wir ein Recht dazu.

Des Menschen Sohn fühlt seine Stunde nahen, bebt davor zurück, sucht die Einsamkeit, flieht die menschliche Gemeinschaft, fühlt wiederum das Bedürfnis danach und zieht sich abermals zurück. Hier ist jenes Bedürfnis nach Sympathie, das uns verwandte Gesinnung bei den Unsrigen suchen läßt, und hier ist jenes selbe Zurückschrecken vor Kälte und Verständnislosigkeit, das uns in unsere Einsamkeit zurückdrängt.

In solcher Stunde wenden sich auch solche, die sonst das Beten vergessen — Gott zu; und auch die Resigniertesten sind nicht ohne den Wunsch: „Laß diesen Kelch an mir vorübergehn.“ Selbst Christus hat einen Wunsch für sich — einen menschlichen Wunsch.

Beten ist also mehr noch Bedürfnis als Pflicht unserer menschlichen Natur. Es als Pflicht aufzunötigen, ist gefährlich. Christus hat dies nicht gethan, nirgend hat er es befohlen; nie es gelehrt, als nachdem er darum angegangen ward. — Dies Bedürfnis nun ist zwiefacher Art.

Einmal ist es das Verlangen nach Verständnis (Sympathie). Wir berühren uns nur an einzelnen Punkten mit anderen menschlichen Wesen. Im tiefsten Inneren unseres Denkens und Fühlens

sind wir allein; und das Verlangen, diesem Alleinsein zu entfliehen, findet von selbst im Gebet seinen Ausdruck.

Ferner ist es das Bedürfnis, dem Eindruck eines zermalmenden Geschicks zu entrinnen. Das Gefühl, daß alle Dinge vorherbestimmt und unabänderlich, und daß wir von Notwendigkeiten umringt sind, die wir nicht durchbrechen können — wird allemal unerträglich, wenn es uns praktisch zum Bewußtsein kommt. Unser Egoismus schreit auf dagegen — ein an sich unschuldiger Egoismus und der Widerspruch zwischen solchem unschuldigen Egoismus und jenem entsetzlichen Fatalismus findet praktisch seine Lösung im Gebet. Denn wer betet, vergegenwärtigt sich dabei eine Person voll Lebens, welche alle Dinge mit bewußtem Willen lenkt.

2. Wir gründen dies Recht auf unsere Kindschaft.

„Mein Vater". — Die Kindschaft, die Christus mit uns teilt, macht uns das Menschengeschlecht als eine Familie offenbar, in welcher Gott als Vater waltet und Er als der erstgeborene Bruder. Das wäre freilich eine seltsame Familie, wo der Wille des Kindes regierte; aber ebenso seltsam wäre es, wenn ein Kind seinen kindischen, thörichten Wunsch nicht äußern dürfte, wäre es auch nur, damit ihm die Unmöglichkeit seiner Gewährung erklärt werden könnte.

3. Christus nahm dies Recht in Anspruch, deshalb steht es auch uns zu.

Es giebt Lebenslagen, in denen alles Handeln nutzlos aussieht; und Wahrheiten, die zu glauben fast unmöglich scheint. Dann werfen wir uns auf Ihn. Er that es — er glaubte — das ist genug, und er war weise, wo ich thöricht bin, er war heilig, während ich ein Sünder bin. Er muß wissen, wozu es gut, er muß recht behalten, ich verlasse mich auf ihn. Bringe dagegen Beweise vor, welche du willst. Sprich, daß das Gebet Gottes Willen nicht ändern kann; ich weiß das. Sprich, daß das Gebet zehntausendmal zu uns zurückkehrt wie ein emporgeschnellter Stein. Wohl, aber Christus betete, und deshalb darf ich, deshalb will ich beten. Ja, noch mehr: ich muß beten; und schon der empfundene,

obwohl unausgesprochene Wunsch ist vor Gott Gebet. Sprich, wenn dein Herz dich dazu treibt — mit vernehmlichen Worten. Es giebt aber einen unausgesprochenen Wunsch, der auch schon Gebet ist. Du kannst nicht anders als beten, wenn Gottes Geist in deinem Geiste lebt.

Sprich nicht, ich will warten bis die Aufregung sich gelegt hat und ich ruhiger geworden bin. Wenn die Stürme in deinem Innern toben, dann, ja dann ist die Zeit zum Gebet. Als er mit dem Tode rang, „opferte er Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen" (Ebr. 5, 7). Halte dich nicht damit auf, Möglichkeiten zu erwägen: das tiefste Beten geschieht instinktiv und nicht vernunftgemäß. Sprich: Mein Vater, dieses befürchte ich und jenes ersehne ich. Erhöre dein thörichtes, irrendes Kind — laß diesen Kelch von mir gehen!

II. Irrige Ansichten vom Wesen des Gebets. Sie liegen in jener Herzensrichtung, die Jesus verneint: dem von ihm ausdrücklich verneinten: „Wie ich will."

Nach der gewöhnlichen Vorstellung wäre das Gebet ein Mittel, den Willen Gottes durch des Menschen Wunsch zu bestimmen. Die Vorstellung hat ihre Parallele in jenen Zügen, an denen die morgenländische Geschichte so reich ist, wo Herrscher ihren Günstlingen ein Andenken geben, dessen Vorzeigen die Gewähr jeder Bitte sichert. Wie wenn König Ahasverus der Königin Esther versprach, ihre Bitte zu erhören, wenn sie auch die Hälfte seines Königreichs begehre, oder wenn Herodes der Tochter der Herodias zuschwor, thun zu wollen, was sie irgend verlange. Es wird kaum gesagt werden können, daß diese Exemplifizierung einer sehr verbreiteten Lehre falsch sei, da ihre Anhänger selbst sie so darstellen und Gnade und Vorrecht des Gebets eben darin setzen, daß man durch den Glauben alles erlangenkönnte, was man braucht.

Nun ist deutlich in unserem Text gesagt, daß dies nicht des Gebetes Ziel oder seine Bedeutung ausmache. „Nicht wie ich will!" Des Menschen Wille bestimmt nicht den Willen Gottes.

Wir wollen diese Auffassung einer vierfachen Prüfung unterwerfen.

1. Ihre Unvereinbarkeit mit der Thatsache, daß dies Universum auf einem System von Gesetzen beruht. Die Dinge sind so und nicht anders. Jenes Ereignis ist unausbleiblich mit dieser Folge verknüpft. Das ist, was wir ein Gesetz nennen. Alles ist eine unendliche Kette, aus der wir nicht ein einziges Glied lösen können, ohne das Ganze zu unterbrechen. Es ist mit Recht behauptet worden, daß, um einen Kiesel am Meeresstrand eine Elle höher hinauf zu schleudern, die ganze Vorgeschichte von der Schöpfung her und alle ihre Folgen bis an das Ende der Tage hin umgestoßen werden müßten. Denn die Welle hätte mächtiger sein müssen, um ihn dahinauf zu verschlagen — und das hätte eine andere Gewalt des Sturmes bedingt — dies wiederum eine veränderte Temperatur über den ganzen Erdball hin, und wieder hierdurch wäre ein entsprechender Unterschied in Temperament und Charakter der Bewohner der verschiedenen Länder bewirkt worden. So daß, wenn ein Kind für seinen morgenden Ausflug schönes Wetter wünscht und dies zu erlangen hofft durch eine Veränderung der Umstände, wie sie ohne seinen Wunsch nicht eintreten würden — es damit nichts Geringeres begehrt, als ein ganz neues Weltall.

Es ist schwierig, dies in seiner ganzen Tragweite anderen gegenüber als denen, welchen sich von berufswegen täglich die Einheit der göttlichen Gesetze aufdrängt, auszusprechen. Aber wenn der Astronom herniedersteigt von seinem stillen Anschauen der wandelnden Himmelskörper — wenn der Chemiker sich erhebt von der Betrachtung jener wundersamen Wahlverwandtschaften, deren Verhältnisse durch nichts verändert werden, wenn ihm die Thatsache handgreiflich wird, daß jedes Atom und jedes Element in dem Weltall seine geheimnisvolle Zahl hat, bis hin an das Ende der Tage; — oder wenn der Nationalökonom die Gesetze des Wohlstandes erforscht und erkannt hat, wie unverrückbar fest sie stehen: dann zu hören, daß Gott um der Wünsche oder Pläne eines Sterblichen willen dies ganze harmonische System der menschlichen Selbst-

sucht zur Verfügung stellen solle — das scheint dann in der That nichts Geringeres als: Auflehnung gegen den Gott des Gesetzes und der Ordnung.

2. Prüft diese Ansicht ferner an Thatsachen.

Fragt Menschen von geistlicher Erfahrung. Nicht, ob ihr Gebet wirksam gewesen. Natürlich war es das, denn so hat es Gott bestimmt. Ohne Gebet stirbt die Seele. Aber das wollen wir sie fragen, ob das Gute, das ihnen wurde, genau das war, was sie sich wünschten? z. B. ob die Seuche nach den Gesetzen des Gebets oder nach den Gesetzen der physischen Natur kam und ging? Ob sie ausbrach, weil die Menschen das Gebet vernachlässigten, oder weil sie die Vorsichtsmaßregeln außeracht setzten, die Gottes Weisheit uns als Bedingungen leiblichen Wohlseins offenbart hat? Und als die Seuche wich, war es, weil das Volk im Sack und in der Asche lag, oder weil es sich erhob, seine Lenden gürtete und die Ursachen und Hindernisse hinwegräumte, die, auf Grund ewiger Gesetze, gesundheitsschädlich sein müssen? Verließ denjenigen, der darum bat, die Erkältung und die Schwindsucht eher als den anderen, der sie demütig in der Stille ertrug? Prüft diese Fragen an dem Vorgange in Gethsemane. Christi Gebet hatte keinen Erfolg. Er betete, daß der Kelch an ihm vorübergehen möge, aber — er ging nicht vorüber.

Wir halten uns an den unwiderleglichen Grundsatz: „Der Jünger ist nicht über seinem Meister, noch der Diener über seinem Herrn. Es ist genug, wenn der Jünger ist wie sein Meister und der Diener wie sein Herr!“ Was Christi Gebet nicht bewirkte, wird das unsere sicherlich nicht erreichen. Wenn es sich beim Gebet nur um Gewährung des Gegenstandes der Bitte handelt, dann blieb Christi Gebet erfolglos. War aber die Verweigerung seiner Bitte nicht Ausdruck des mangelnden Wohlgefallens seines Vaters, dann ist es die Nichtgewährung unserer Bitte auch nicht.

Du entgegnest vielleicht, Christi Gebet hätte keinen Erfolg haben können, weil sein Tod beschlossen war, der Erhörung des unserigen aber stehe nichts entgegen, weil von unserem Geschick

nichts abhänge und wir von keinem Beschluß wüßten, der unserem Wunsch entgegenstände. Meinst du wirklich, einige Dinge seien im voraus bestimmt und andere dem Zufall überlassen? Das würde ein seltsames, unzusammenhängendes Weltall geben! Nein. Der Tod des Wurmes so gut wie dein Tod, Stunde und Augenblick desselben sind vorher bestimmt, so genau wie sein Tod es war. Wenn wir von „ungefähr", „Zufall", „vielleicht" und dergleichen sprechen, so sind das nur Bezeichnungen, welche unsere Unkenntnis der Ursachen ausdrücken.

3. Prüft diese Ansicht weiter an den daraus resultierenden Vorurteilen.

Der Gedanke, als könnten wir durch Gebet Gottes Willen umstimmen, erweckt unwürdige Vorstellungen von Gott. Er scheint vorauszusetzen, daß unser Wille besser sei, als der des Unveränderlichen, des Unerforschlichen, des Allweisen. Kannst du Menschenkind denn hineinschauen in das Wesen aller Dinge, in die Folgen und die verborgenen Zusammenhänge auch jenes Ereignisses, das du vielleicht heiß herbeiwünschest? Und wenn nicht, möchtest du dir dann wirklich die entsetzliche Macht wünschen, dich der Erlangung deines Wunsches unfehlbar zu versichern?

Wir müssen auch die Gefahren der Eitelkeit und Trägheit erwägen, die mit Notwendigkeit aus der Befriedigung unserer Wünsche hervorgehen würden. Wer erinnert sich nicht aus seiner Kindheit, wie Umstände, die mit unseren Wünschen merkwürdig zusammentrafen, uns als direkte Gebetserhörungen galten und daß wir uns daraufhin einbildeten, Lieblinge des Himmels zu sein und im Gebet einen ihn allezeit aufschließenden, geheimnisvollen Talisman zu besitzen. Solch Zusammentreffen machte uns aber weder frommer noch ernster, sondern im Gegenteil: sorglos und eitel. Wir meinten, über eine Macht verfügen zu können, die eigene Anstrengung überflüssig machte und sahen verächtlich auf andere herab. Das waren aber dann heilsame und erschütternde Lektionen, als unser Gebet erfolglos blieb und unsere ganze kindische Theorie dadurch in Verwirrung geriet.

Es wird erzählt, daß ein Günstling von seiner Herrin als Zeichen ihrer Gunst einst einen Ring erhielt, mit dem Versprechen, daß sie immer, wenn er den Ring vorzeige, seine Bitte erhören wolle. In blindem Vertrauen auf ihre Gunst erhob der Mann einen Aufruhr und wurde darin gefangen. Der Ring, den er ihr sandte, wurde von seinem Boten zurückbehalten — er selbst hingerichtet. — So würden wir auch rebellieren, wenn unsere Gebete die Macht hätten, Gottes Willen umzugestalten und uns seiner Begnadigung zu versichern.

4. Höchst gefährlich wirkt diese Anschauung endlich hinsichtlich der Beurteilung unseres geistlichen Zustandes.

Nehmen wir die Erhörung des Gebets als Beweis der Gnade Gottes an, so werden wir dadurch unvernünftig niedergeschlagen sowohl als erhoben werden. Niedergeschlagen, wenn unsere Wünsche unerfüllt bleiben, — erhoben, wenn sie gewährt werden; außerdem würden wir daran auch Ursache nehmen zu liebloser Beurteilung anderer Menschen.

Zwei Pächter beten; der eine, dessen Land leichten Boden hat, um Regen; der andere, dessen angrenzendes Land schweren Boden hat, um schönes Wetter. Natürlich wird eins oder das andere eintreten und was dem einen Gutes bedeutet, kann für den anderen ein Schaden sein. Ist nun jene Ansicht vom Gebet die richtige, so hat derjenige, der seinen Wunsch nicht erlangte, Ursache zur Trauer, weil er an Gottes Gnade zweifeln, oder denken muß, daß er nicht im Glauben gebetet habe.

Zwei christliche Heere treffen in der Schlacht aufeinander. Auf beiden Seiten beten Christen um den Erfolg ihrer Waffen. Wenn wir aber nun schließen, daß der Sieg auf Grund des Gebets erfolgte, abgesehen von anderen Ursachen, dann wären wir zu dem gefährlichen Grundsatz gezwungen, daß der Erfolg den Beweis des Rechts lieferte.

Von solchem allen befreit uns die Geschichte dieses Gebetes Christi.

Es ist eine köstliche Lehre des Kreuzes, daß scheinbares Unter-

liegen ewigen Sieg bedeutet. Eine köstliche Lehre dieses Gebetes, daß das Objekt des Betens nicht die Gewährung seiner Bitte und daß ein Versagen derselben nicht das Zeichen erfolglosen Betens ist. Christi Bitte wurde nicht gewährt — dennoch war er der einig-geliebte Sohn, auf dem des Vaters Wohlgefallen ruhte.

III. Die wahre Wirkung des Gebetes: — „Wie du willst!"

Alles Gebet soll den Willen des Menschen zur Ergebung bringen unter den Willen Gottes. Folge den Spuren des Menschensohnes in dieser Geschichte Schritt für Schritt nach und siehe, wie er zu diesem Resultat gelangte. Zuerst sehen wir seinen menschlichen Wunsch fast unverändert dahin fortbestehen: „daß dieser Kelch an ihm vorübergehe". Dann wendet er sich zu den Jüngern zurück und fast könnte es scheinen, als habe der Anblick jener kalten, teilnahmlosen, schlafenden Jünger ihm den Mut gelähmt und seinen Gedanken eine neue Richtung gegeben, welche ihm die Vorstellung erweckte, daß das Vorübergehen dieses Kelches vielleicht nicht in des Vaters Willen liege. Jedenfalls kehrt er um mit diesem „vielleicht" im Herzen. „Wenn es nicht möglich ist, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille." Er kehrt wiederum zurück und seine Worte werden heftiger: „Dennoch — nicht wie ich will, sondern wie du willst!" Als er das letzte Mal kommt, ist alles Zögern überwunden, nicht eine Spur des menschlichen Willens ist geblieben, stark durch Unterwerfen geht er seinem Geschick entgegen: „Stehet auf, lasset uns von hinnen gehen, siehe er ist da, der mich verrät."

Dies ist also die Geschichte und der rechte Verlauf wahrhaften Gebetes. Wir schließen daraus:

1. Ein Gebet, welches nicht den Erfolg hat, unsere Wünsche zu mäßigen, das leidenschaftliche Verlangen in willige Unterwerfung und die angstvolle, stürmische Aufregung in stille Ergebung umzuwandeln, ist kein wahres Gebet und beweist, daß wir den Geist wahren Gebetes nicht haben.

Wir lernen daraus weiter:

2. Das Leben ist das heiligste, in welchem weniger Bitten und Begehren ist und viel Harren auf Gott; in welchem das Flehen meist übergeht in Dankopfer. In dem Gebet, das Christus uns lehrte, geht nur eine Bitte auf unser persönliches Wohl, und dieselbe lautet merkwürdig einfach und bescheiden: „Unser täglich Brot gieb uns heute“; und drückt vielmehr noch Abhängigkeit als Sorge oder Wunsch aus.

Von hier aus verstehen wir auch, warum er sich zum Gebet zurückzieht in die Einsamkeit der Berge und die Schatten der Nacht, wovon wir in seinem Leben so oft lesen. Es war nicht so sehr, um irgend ein bestimmtes Ereignis herbeizuführen, als aus dem Bedürfnis nach heiliger Gemeinschaft mit seinem Vater — Gebet ohne Wunsch. Denn zweierlei müssen wir wohl unterscheiden, was oft miteinander verwechselt wird. Gebet um besondere Güter ist etwas ganz Verschiedenes von dem Umgang mit Gott. Eins ist Beten, ein anderes ist Bitten. Es sind uns sogar Andeutungen geworden, als ob noch eine Zeit kommen sollte, in welcher die Vergeistigung so vollendet und die Übereinstimmung mit Gottes Willen so völlig geworden, daß das Bitten aufhören wird: „An demselbigen Tage werdet ihr mich nichts fragen.“ — „Wiederum sage ich nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde, denn er selbst, der Vater, hat euch lieb.“ Und auf denselben Endzweck zielen alle die Stellen, in denen er der heidnischen Vorstellung entgegentritt, als ob man durch das Gebet Gott gewissermaßen zu drängen und zu überreden hoffen dürfe: „Denn sie glauben, sie werden erhöret, wenn sie viele Worte machen. Darum sollt ihr ihnen nicht gleichen. Denn euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn bittet.“

Um denn nun zur praktischen Anwendung zu kommen, so sage ich: Betet wie er, bis ihr unter dem Gebet zu bitten aufhört. Betet, bis das Gebet euch euern Wunsch vergessen läßt und ihr ihn fahren oder vielmehr aufgehen laßt in dem Willen Gottes. Die göttliche Weisheit hat uns das Gebet verliehen, nicht als ein Mittel, um die Güter der Erde zu erlangen, sondern als ein Mittel,

um ohne dieselben fertig zu werden. Nicht als ein Mittel, dem Übel zu entgehen, sondern als ein Mittel, wodurch wir stark werden, demselben entgegenzutreten. „Es erschien ihm aber ein Engel vom Himmel und stärkte ihn.“ Das war die wahre Antwort auf sein Gebet.

Und so in Erwartung einer drohenden Gefahr hat unser Gebet den Sieg errungen, nicht wenn wir die Prüfung abwehrten, sondern wenn wir — wie er — sagen gelernt haben: „Stehet auf, laßt uns dem Übel entgegengehen!“

Nun stelle die sittlichen Folgen dieser Anschauung vom Gebet jenen gegenüber, die sich aus der anderen Auffassung ergeben, wie wir sahen. Hier erwacht das Mißtrauen in die eigene Einsicht, welches uns nicht erlaubt, Gott Vorschriften zu machen. Hier auch das Wohlwollen, welches das Wohl des Ganzen mehr im Auge hat als das eigene Interesse und sich davor scheut, vielleicht auf Kosten des Gemeinwohls hin zu begehren, was dem eigenen Ich behagt. Hier entspringt die Demut, die sich selbst nur als Atom betrachtet, als Glied einer geheimnisvollen Kette, und vor dem gefährlichen Wunsch zurückbebt, die Kette zu zerbrechen. Hier endlich die Gewißheit, daß der Allmächtige auch der Allgütige ist, und daß dem Einzelnen sowohl wie dem Ganzen „alle Dinge zum Besten dienen müssen.“ Dann, wenn der selbstsüchtige Schrei des Egoismus gestillt ist, werden wir der erhabenen Gesinnung eines Hiob teilhaftig werden: „Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?“

Hiergegen könnte der Einwurf erhoben werden: wenn das Gebet heißt, habe ich alles verloren, was mir daran teuer war. Der Gedanke ist ebenso traurig als niederschlagend, daß das Gebet nichts ändern und nichts herbeiführen soll, was ich wünsche. Alles was mir das Gebet köstlich machte, ist mir damit genommen. Hierauf nur ein Wort der Entgegnung: Du hast die Gewißheit verloren, deinen Wunsch erfüllt zu sehen; dafür hast du zur Entschädigung die Zuversicht gewonnen, daß gewißlich das möglichst

Beste, das, was für dich und alle am heilsamsten ist, geschehen wird. Ist das nichts?

Und wirst du noch zu behaupten wagen, daß das Gebet kein Gut sei, es wäre denn, daß du den Geist von deines Meisters Gebet aufheben und sprechen wolltest: „Nicht wie du willst, sondern wie ich will?!“

Salomos Ende.

Nehemia 13, 26: „Hat nicht der König Israels daran gesündigt? Und war doch in vielen Heiden kein König ihm gleich und war seinem Gott lieb.“

Es giebt ein Studium, meine geliebten Brüder, welches, so wahr als wir Menschen sind, nie sein Interesse für uns verlieren wird — das ist: das Erforschen des menschlichen Charakters. Das Hauptinteresse einer Biographie beruht darauf, daß sie uns gewissermaßen unsere eigene innere Geschichte vorführt. Du kannst die Geheimnisse eines anderen Herzens nicht enthüllt sehen, ohne in dir selbst etwas damit Verwandtes zu finden, was dir vielleicht die Rätsel des eigenen Herzens erst löst. Herz spricht zum Herzen. Zwischen den Weisesten und den Verkommensten giebt es tausende wunderbarer Berührungspunkte und Ähnlichkeiten; und daher wird sich in den getreu geschilderten Versuchungen, Schwächen und Bitterkeiten einer Menschenseele immer ein Bild unserer eigenen Erfahrung wiederspiegeln. Nimm die innere Geschichte des vollkommensten Menschen, der je den Kampf des Lebens gekämpft und obgesiegt hat, und stelle sie dem verächtlichsten der Menschen, der den Versuchungen unterlegen ist, vor Augen, und er wird darin soviel von dem Bilde seiner selbst erblicken, daß es seine tiefste Aufmerksamkeit fesselt. Laß das unausgesprochene Leben des schlichten Bauern, eine deutliche, verständliche Stimme, einen wahrheitsgetreuen Biographen finden, laß die inneren, verborgenen Kämpfe des rauhen

Mannes der Welt getreulich mitgeteilt werden und da ist kein König, dessen Seele nicht tiefbewegt werden wird von den inneren Phasen einer Existenz, mit welcher er äußerlich keinen Gedanken gemein hat.

Dies ist es, was Salomos Leben für uns so reich an schmerzlichem Interesse macht. So weit er in vielem unserer Sympathie entrückt ist, so sehr fordert er sie in anderer Hinsicht heraus. Er war König und niemand unter uns kennt die Empfindungen, die dem Herrscher eignen. Er war von Gott zu einem der weisesten unter den Menschenkindern berufen und wenige unter uns können die geistige Atmosphäre auch nur ahnen, in welcher solch ein origineller, forschender, umfassender Geist sich bewegt, dem die Natur ihre Geheimnisse offenbart. Er lebte in der Kindheitsperiode der menschlichen Gesellschaft und wir in ihrem verfeinerten, ausgebildeten Mannesalter. Und dennoch, meine Brüder, wenn wir uns ermattet von all' den Dingen abwenden, über die Salomos Geist sich verbreitet, wenn wir versuchen, ihm als Menschen ins Herz zu sehen, so sind wir zuhause. Genau wie in unserer eigenen, kleinen Geschichte erblicken wir auch bei ihm das Leben voll desselben, stets gleichen, geheimnisreichen Interesses. Da ist Staub und Unordnung der Schlacht, Sehnen nach hohen Dingen und niedere Schwächen, Verwicklung, Kampf — — und danach das Grab, das sich über diesem allen schließt und uns zurückläßt, um im Dunkel und Schweigen über die seltsamen Geschicke der Menschenkinder nachzusinnen. Meine Brüder, wie demütigend und lehrreich zugleich! Gottes wunderbare Wege mit dem Menschenherzen, wann werden sie je ihr Interesse für uns verlieren? Wann wird es geschehen, daß wir uns ermüdet von der Betrachtung des Lebens und seiner Geheimnisse abwenden? Wann wird das Schicksal des Menschen aufhören, je in der menschlichen Brust die tiefste Bewegung hervorzurufen?

Doch müssen wir im Auge behalten, daß Salomos Lebensgang ein Problem ist, das schon viele bestürzt machte und in keiner Weise leicht zu lösen ist. Er gehört zu der Klasse jener Menschen, die einen guten Anfang nehmen und deren zuerst hellumstrahltes Leben

sich gegen das Ende verdunkelt. Seine Morgensonne stieg schön herauf, am Abend versank sie hinter Wolken, von irdischen Dünsten verdüstert — zu dunkel, als daß mit Sicherheit vorauszusagen war, wie sie am Morgen wieder aufgehen würde. Salomos Leben war nicht das, was ein religiöses Leben sein soll. Das Leben aus Gott sollte in der Menschenseele Sache eines beständigen Fortschritts sein; es sollte immer klarer und sein Pulsschlag mit jedem Jahre kräftiger werden. So aber war Salomos Leben wenigstens allem Anschein nach — nicht. Seine Vortrefflichkeit ist jedenfalls durch Abweichungen unterbrochen und seine ursprüngliche Hoheit durch offenbares und anhaltendes Hinabsinken befleckt, so daß es unter den Schriftauslegern eine vielfach aufgeworfene Frage geblieben ist, ob Salomo sich jemals wieder davon erhoben hat. Aber unser Text, mit einer oder zwei anderen Stellen in Verbindung gebracht, scheint die Frage doch zu entscheiden: „Hat nicht Salomo, der König Israels, daran gesündigt?" d. h. durch Heirat fremder Weiber — „und war doch in vielen Heiden kein König ihm gleich und er war seinem Gott lieb." Die Anschauung nun, die sich in diesem Vers ausdrückt, kann keinem Zweifel unterliegen. Sechshundert Jahre nachdem Salomo in den Staub gebettet, seine Zeitgenossen längst gestorben und jedes persönliche Empfinden vorüber, zu einer Zeit, wo die Geschichte ihr ruhiges Urteil über sein Leben als Ganzes abgeben konnte, faßt Nehemia in diesem Passus das Gesamturteil über seinen Charakter zusammen. Er spricht von Salomo als von einem Heiligen — einem Heiligen, in welchem die Heiligkeit freilich wunderbar entstellt worden — der unvollkommen, versucht und gefallen, dennoch unter die zu rechnen ist, welche Gottes Liebe ganz außergewöhnlich ausgezeichnet hat.

Laßt uns zur Vergleichung Natans Prophezeiung heranziehen, welche er aussprach, noch bevor Salomo geboren. Also sprach er in Gottes Namen zu David von dem Sohne, der ihm auf dem Thron folgen sollte: „Ich will sein Vater sein und er soll mein Sohn sein. Wenn er eine Missethat thut, will ich ihn mit Menschenruten strafen"; — d. h. wie ein Mensch die Rute gebraucht,

nur als Zuchtmittel; nicht zu gänzlicher Vernichtung des Übelthäters — „und mit der Menschenkinder Schlägen. Aber meine Barmherzigkeit soll nicht von ihm entwendet werden, wie ich sie entwendet habe von Saul."

Hier wird, prophetisch, ein offenbarer Bund geschlossen. Gott sagt Salomos furchtbaren Abfall, aber zugleich seine Wiederkehr voraus. Ein Punkt ist hierbei besonders bemerkenswert. Salomos und Sauls Lebensgang werden miteinander verglichen. Saul nahm einen guten Anfang und ein böses Ende; genau wie Salomo, und so weit, aber auch nicht weiter — ist nach Gottes ausdrücklicher Weisung die — Parallele zu ziehen. Saul wich dauernd ab vom Guten; aber so tief Salomo auch sank — er versank nicht. Sauls Leben verfinsterte sich, sein Morgenglanz verlor sich im Schatten ewiger Nacht. Auch Salomos Leben verdunkelte sich, aber zuletzt hob sich der Wolkenvorhang und ehe die Nacht eintrat, brach die Sonne noch einmal hervor in siegender, ruhiger Klarheit.

Wir nehmen deshalb zum Gegenstand unserer heutigen Betrachtung: Salomos Leben nach diesen beiden Seiten hin.

I. Die Verirrungen eines von Gott verlassenen Geistes:

„Hat nicht Salomo, der König Israels, daran gesündigt?"

II. Die Leitung eines solchen auf Irrwege geratenen Geistes durch die Liebe Gottes:

„Und war kein König ihm gleich und er war seinem Gott lieb."

I. „Hat nicht Salomo, der König Israels, daran gesündigt?" Dies der erste Punkt, bei dem wir verweilen. Die Irrwege einer schwachen, strauchelnden Seele. Alle Übertretungen Salomos hatten ihren Grund in seinen vertrauten Beziehungen zu Ausländern. „Hat nicht Salomo daran gesündigt?" d. h. wenn wir den ergänzenden Text hinzuziehen — durch Heirat fremder Weiber. Die Geschichte unseres Textes ist folgende: Nehemia sieht, daß die Edlen Judas während ihrer Gefangenschaft, in welcher die Beobachtung des Gesetzes und religiöse Sitte gesunken war, ausländische Weiber

von Asdod, Ammon und Moab genommen hatten; und in seinem leidenschaftlichen Weheruf hierüber erinnert er die Juden daran, daß gerade dies die Sünde war, die den Fall jenes Königs herbeigeführt hatte, den Gottes Gnade einst am höchsten erhoben hatte. In dem ganzen jüdischen System war kein Prinzip nachdrücklicher ausgesprochen, als das der Aussonderung des Volkes Gottes von aller Gemeinschaft mit der übrigen Welt. Ausschließlichkeit war das Fundament, auf dem das Judentum sich erbaute. Die Israeliten sollten sich nicht mit anderen Völkern vermischen, sie sollten nicht aus ihnen heraus freien, noch mit ihnen in religiöse Gemeinschaft oder in Handelsverbrüderung treten. Sie sollten in allem abgesondert sein, so klar geschieden wie der Dienst Gottes und der Dienst der Welt. Dieses Gesetz nun übertrat Salomo. Er freite eine ägyptische Prinzessin; er nahm Weiber aus anderen götzendienerischen Ländern — aus Moab, Ammon, Sidon, Hitit. Nehemia folgerte daraus auf Grund der ewig gültigen Thatsache, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist: „hat nicht Salomo, der König Israels, daran gesündigt?“

Dieses jüdische Gesetz, geliebte Brüder, schattet eine ewig gültige Wahrheit ab. Gottes Kinder sind ein ausgesondertes Volk; die Kirche Gottes ist auf immer von der Welt geschieden. Ihre Verfassung lautet: „Gehet aus von ihnen, und sondert euch ab, und rühret kein unreines an. So will ich euch annehmen und will euer Vater sein und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr“. Gottes Kinder können dies Gesetz übertreten, aber sie thun es auf eigene Gefahr. Und wir können des ganz gewiß sein: sobald ein frommer Mensch anfängt, nach nahem Umgang mit der Welt zu verlangen, und die Schranke, welche die Sicherheitslinie für ihn bildet, durchbricht, so ist der erste Schritt zu einer Reihe langer, dunkler Irrfahrten ohne Gott gethan. Wir sollen von der Welt getrennt sein, meine Brüder. Mißversteht indes nicht die Bedeutung dieses Worts: die Welt ändert in jeder Zeit ihr Aussehen. Für Salomo bedeuteten die abgöttischen Völker an Israels Grenzen die Welt. In unseren Tagen ist sie eine

andere. Die Welt ist in jedem Menschenalter die Gemeinschaft derer, die ausschließlich dem Geist ihrer Zeit huldigen, es kann dies so gut eine verworfene wie eine moralische Welt sein, das ist Sache des Zufalls. Die heutige Welt hält auf Moralität. Ihre Kinder sind nicht Götzendiener, nicht lasterhaft, sie gehören möglicherweise zu den anziehendsten unter den Menschenkindern; ihre Gesellschaft ist liebenswürdiger, lebhafter, vielseitiger, anregender als der Umgang frommer Kreise. Es ist kein Wunder, wenn ein junges, feuriges Herz den Zauber dieser Anziehungskraft empfindet; kein Wunder, wenn es sich befreit fühlt, indem es sich von der Stille und Eintönigkeit des häuslichen Lebens ab- und dem glänzenden Schimmer der Welt zuwendet. Kein Wunder, daß Salomo die Reize der höheren Kultur der Ägypter und der reichen Tyrer empfand, gegen die seine jüdischen Landsmänner und Frauen nur hausbacken erschienen. Kein Wunder, daß der jugendliche König aufatmete, als er sich von den Banden einer Gemeinschaft freigemacht, die seinem hochstrebenden, rastlosen Geiste so wenig Fesselndes bieten konnte, und daß er sich einer gebildeteren Gesellschaft von höherer Kultur und namentlich von umfassenderem Gesichtskreis zuwandte — lauter Dingen, die zu genießen seine hochbegabte Natur so völlig geschaffen war.

Es ist kein Wunder, meine Brüder, vielmehr ganz natürlich, ganz begreiflich; eine Versuchung, die wir aus eigener, täglicher Erfahrung kennen. Die glänzende, blendende Welt voll der feinsten Kultur — welcher Christ, mit einem wie Salomos gebildeten Geiste, gesteht nicht ihren Zauber ein? Und dennoch müssen wir hier inne halten.

Liegt unser höchstes Gut in der Weisheit Ägyptens? im geschäftigen, rastlosen Treiben Sydons? im Luxus der Moabiter? Nein, meine Brüder, der Christ muß die Welt lassen. Sein höchstes Gut liegt in der stillen Arbeit mit dem Israel Gottes. Seine Heimat ist die tiefe, unentwegte Ruhe, die denen zu eigen wird, welche Christum zu erkennen trachten. Und der Christ, der dies nicht erkennt, der nicht begreift, daß nur in der Stille und

Sammlnng des Hauses, in Liebe und Arbeit seine Seele Ruhe finden kann — der nach aufregenderen und leidenschaftlicheren Genüssen verlangt, der da meint, er müsse das Leben kennen lernen, solange er jung ist, mit seinen fieberhaften Erregungen, seinem seltsam gesteigerten, wahnsinnig betäubenden Rausch der Vergnügungen — nun wohl, er hat den ersten Schritt Salomos auf der abschüssigen Bahn gethan und muß auch all' seine kommenden bitteren Erfahrungen auf sich nehmen.

Der zweite Schritt auf Salomos Irrweg war seine zügellose Hingabe an den Genuß. Und ein Mann wie Salomo kann nichts halb thun. — Was er thut, thut er ganz. Niemals hat sich ein Mensch dem Genuß völliger und systematischer ergeben. Als er den Genuß zum Lebenszweck erkoren, lebte er nur dem Genuß. Es giebt Menschen, die das Epikuräertum vorsichtig betreiben. Sie halten inne im Vergnügen, wenn sich Überdruß einstellt, um es hernach in maßvollerer Weise wieder aufzunehmen. Menschen wie Salomo können das nicht. Kein ganzer Mann vermag es. Nein, wenn Befriedigung im Genuß zu finden ist, dann will er den Becher bis auf die Neige leeren. Hört, was er selbst darüber sagt:

„Ich beschloß in meinem Herzen, mit Wein mein Herz zu pflegen, mich aber durch meinen Willen weislich leiten zu lassen. Ich wollte die Thorheit nur so lange treiben, bis ich sähe was den Menschenkindern gut wäre zu thun, solange sie unter dem Himmel leben." (Pred. Sal. 2, 3. Nach dem Urtext.)

Dies Streben nach Genuß ist wenigstens entschieden, systematisch und männlich; nicht ein kühles, besonnenes Nippen am Becher; nicht das schwache, matte Verlangen nach den Freuden der Welt, das sich nur bis an die Knöchel in die Wellen der Lust wagt und den Mut wünscht, tiefer hinabzutauchen. Wir haben hier den Ernst eines Menschen voll Leidenschaft, der Gott verlassen hat und sich mit Herz und Seele hineinwirft in alles was er treibt, völlig entschlossen, es bis auf den Grund auszukosten.

„Laßt uns sehen, was die Welt wert ist." Vielleicht sind jetzt unter uns solche, denen derartige Empfindungen nicht fremd

sind. Es giebt so manche Seele, die zu Höherem und zu Besserem geschaffen, irgendwann ihren Halt an Gott verloren hat; die, von Begierden gestachelt und vorwärts getrieben, immer unbefriedigt, immer ruhelos nach einer himmlischen Frucht verlangend, welche in stets gleich unerreichbarer Ferne winkt, endlich halb und halb hofft, in den Aufregungen des Lebens diese Frucht zu pflücken. Das sind die Wanderfahrten einer verirrten Seele. Aber, teure Brüder, bedenkt es — einer unsterblichen Seele, die in ihrer unendlichen Öde unermeßlich ist. Auch aus dem wüstesten Welttreiben läßt sich eine Lehre ziehen. Wenn wir auf das tolle Treiben hinsehen und über solch furchtbar verwüstendes Leben der Zerstreuungen staunen, wollen wir doch der Verachtung nicht Raum geben. Eine unsterbliche Seele richtet sich zugrunde, ein unendlicher Geist, den nichts Endliches befriedigen kann, stürzt sich ins Verderben und in bittere Enttäuschung. O ihr Menschen des Genusses! eure Seelen sind für die ewige Seligkeit geschaffen wie die Seelen der Christen; der furchtbare Sinn und die Lehre, die sich aus eurem Treiben ergiebt ist dies: Gott in Christo ist euer alleiniges Eden, und ohne Christus wird nur Kains Ruhelosigkeit euer Teil; blindlings vollendet ihr euer Geschick. Das nicht zu stillende, ungestüme Verlangen in euch hätte euch zu Gott führen können. Ihr aber zogt vor den Versuch zu machen, den Hunger eurer Seele mit Träbern zu stillen.

Noch in anderer Gestalt offenbarte sich Salomos weltlicher Sinn: nicht nur im Genießen, sondern auch in der Beschäftigung. Er hatte sich tief in kaufmännische Spekulationen eingelassen. In ihm wechselten Furcht und Hoffnung hinsichtlich der Heimkehr seiner Kauffahrteischiffe von ihren dreijährigen Reisen nach Indien und Spanien. Sein Geist beschäftigte sich mit Bauplänen. Die Architektur des Tempels, die Erbauung seines eigenen Palastes, der Festungen und Städte seines nun großartigen Reiches, alles dies füllte eine Zeit lang seine Seele aus. Unter ihm begann ein System der Staatsschulden und erdrückender Steuerlasten. Er ward Sklavenhändler und Despot und sah sich genötigt, sein Volk mit bewaffneter

Macht niederzuhalten. Vieles hiervon war nicht unrecht, aber alles gefährlich. Es ist wunderbar, wie das Geschäftsleben die Neigung zu geistlichen Dingen abstumpft, und wie sehr das Getriebe einer ununterbrochenen Thätigkeit Gott ausschließt. Es ist seltsam, wie sehr die eifrige Beschäftigung mit der Welt, mit Politik und mit all' den Dingen, die von einer fortschreitenden Zivilisation unzertrennlich sind, mit Dingen, die oft auf dem Wege unserer Pflichten liegen, — das feinere Gefühl für Recht und Unrecht ertötet. Christen müssen wohl auf ihrer Hut sein durch verdoppelten Eifer im Wachen und Beten, wenn ihre Pflicht sie ins Geschäftsleben oder in eine weltliche Berufsthätigkeit stellt. Salomo that manches von zweifelhaftem moralischen Wert, was er nicht gethan hätte, ohne das ehrgeizige Bestreben, sich unter den Fürsten dieser Welt hervorzuthun. Geschäftigkeit und Weltsinn trockneten die Quellen seines geistlichen Lebens aus. Und den Höhepunkt erreichten seine Übertretungen, als er das Aufrichten des Götzendienstes in seinen Gebieten duldete.

Es giebt zwar Schriftsteller, welche behaupten, Salomo sei hierin seiner Zeit vorangeeilt, der Engigkeit des Judentums damit gegenübertretend, und dies Gestatten des Götzendienstes sei die erste Äußerung des Geistes, den wir in moderner Redeweise religiöse Toleranz nennen. Aber, meine Brüder, Salomo ging über die Toleranz weit hinaus. Es steht geschrieben, daß, als er alt wurde, „seine Weiber sein Herz von Gott zogen und fremden Göttern nachneigeten, denn er wendete sich Astarte zu, der Göttin der Sidoniter, und Milkolm, dem Greuel der Ammoniter.“ In Wahrheit scheint Salomo gegen die Religion gleichgültig geworden zu sein. Er lebte in leichter und weltlicher Gesellschaft und die Freigeisterei seiner Umgebung blieb nicht ohne Einfluß auf ihn. Er fing an zu fragen, ob nicht eine Religion so gut sei wie die andere, solange jedermann fest an die Wahrheit der seinigen glaubt. Er empfand, daß sich viel zugunsten dieser Anschauung sagen lasse. Am letzten Ende ist nichts sicher, und weshalb sollte man es den Menschen verwehren, ihrer eigenen Ansichten

in Ruhe froh zu werden? So wurde er, was man liberal nennt und nahm den Götzendienst unter seinen Schutz. Es giebt kaum gefährlichere Anzeichen eines Seelenzustandes, als religiöse Gleichgültigkeit, d. h. die Anschauung, alle Religionen seien gleichermaßen wahr, was ebenso viel heißen will, als alle seien gleich falsch.

II. Endlich wollen wir betrachten, wie Gottes führende Liebe den Salomo durch all' seinen Abfall hindurchrettete.

Geliebte Christen! Auch mitten in den dunkelsten Verirrungen ist ein Mensch, dem Gott einmal seine Liebe in Christo offenbart hat, „sich noch des rechten Weges wohl bewußt." Selbst die Nacht der Gewissensbisse ist instinktive Umkehr zu Gott. Unter den Gaben, die Gott dem Salomo verliehen, wird „Hochherzigkeit" *) genannt. Hochherzigkeit nun, worunter wir Gedankenfülle, Feinfühligkeit, Großmut und edles Empfinden begreifen, zeichnet dem Menschen, dem sie eignet, ein eigentümliches Leben vor. All' sein Erleben wird intensiv: schulderfüllt wird er verzweifelter Reue anheimfallen; lieberfüllt, höchster, gesteigerter Segnungen voll werden. Aber ein kühles, nüchtern alltägliches Leben kann er nicht führen. Nach der Sprache der Schrift besaß Salomo Hochherzigkeit, und deshalb mußte die Züchtigung, die ihn zu Gott zurückführte, nicht gewöhnlicher, sondern furchtbarer Natur sein. „Wenn er eine Missethat thut, will ich ihn mit Menschenruten strafen." So lautete Gottes Bundeswort, und es wurde mit erschütternder Treue innegehalten.

Im Blick auf Salomos Lebensgang bemerken wir indes keine äußeren Widerwärtigkeiten. Seine Regierung war ein Beispiel von der Macht des Friedens. Weder Krieg noch nationales Unglück unterbrachen den ebenen Strom seiner ruhig dahinfließenden Tage. Wir hören nichts von dem Verlust eines Kindes, wie er Davids Seele mit starrer Verzwefilung füllte — nichts von Pestilenz noch Hungersnöten. Gedeihen, Reichtum und innere Entfaltung des

---

*) Luther übersetzt 1. Könige 4, 29 mit „getrostes Herz"; die englische Bibel mit „large heart".

Volkslebens charakterisieren vielmehr die salomonische Regierung. Und dennoch, meine Brüder, war Salomo bei alledem glücklich? Hat Gott keine anderen im Himmel beschwingten Pfeile, um das Herz zu treffen, als nur äußere Trübsal? Hat er keine anderen Mittel, Haupt und Herz vor der Zeit grau und alt zu machen, als Verlust, Entbehrung und Krankheit? Kennt die ewige Gerechtigkeit nicht Wege genug, um die inneren Quellen des Glücks aufzutrocknen und versiegen zu lassen, während äußerlich alles grün, lebendig und frisch weiterlebt? Wir suchen die Antwort in Salomos Geschichte.

Die erste Züchtigung als Folge seiner Abkehr von Gott war jener Lebensüberdruß, der sich durch das ganze Buch des Prediger Salomonis hinzieht. Das Buch legt ein inneres Zeugnis dafür ab, daß es aus Reue und Sieg hervorgegangen ist. Es bringt die Erfahrung einer Laufbahn des Genusses; und der Ton, der durch das Ganze hindurchklingt, ist Ekel an der Welt, an der Menschheit, am Leben und am eigenen Ich. Ich halte das Buch für inspiriert. Gott gab es dem Salomo ins Herz, diese Erfahrungen auszusprechen. Aber, meine Brüder, unter „inspiriert“ verstehe ich nicht, daß alle in diesem Buche ausgesprochenen Gefühle an sich schon rechte oder heilige seien. Der Apostel Johannes hätte dies Buch nie schreiben können. Johannes, der in der Luft der Liebe atmete — auf diese Welt niedersehend, wie Gott auf sie blickt: ruhig, mit sich selbst in Einklang und in Frieden mit den Menschen — Johannes hätte nie das Buch des Predigers schreiben können. Um dieses Buch schreiben zu können, mußte ein Mann in besonderer Weise dazu qualifiziert sein. Es mußte ein Mensch von intensivem Gefühl sein, „hochherzig“, nach der Sprache der Schrift. Ein Mensch zugleich, der tief aus dem Becher verbotener Lust geschlürft; ein Mensch aus den höheren Gesellschaftskreisen, mit viel Muße und Zeit, um über das eigene Ich zu grübeln. Wenn ich das Buch dennoch „inspiriert“ nenne, so verstehe ich darunter den inspirierten Bericht eines schuldbeladenen, verirrten und zuletzt doch den Sieg erringenden Geistes. Ein besonnener, ruhiger Christ würde nicht so schreiben; nur ein Mann vermochte es, dessen

Herz vor Enttäuschung fieberhaft gewallt, der, abgehetzt von den leidenschaftlichen Anläufen, das Glück zu erjagen, endlich zu Gott — als der letzten Zuflucht — hingetrieben worden.

Ihr, meine jungen Brüder! Das traurigste Buch der ganzen Bibel ist vor euch hingestellt wie ein Leuchtturm über den Klippen, als Warnung eines Gottes, der euch liebt und der euch bittere Erfahrungen ersparen möchte — wenn er könnte! Folgt ihr aber jetzt eueren Neigungen, legt ihr den Gefühlen keinen Zaum an, sprecht ihr, daß ihr Zeit genug vor euch habt, um später gottesfürchtig zu werden; vergeßt ihr, daß es jetzt an der Zeit ist, Christi Joch auf euch zu nehmen, um allmählich und im Frieden die köstliche Gabe der Selbstbeherrschung zu erwerben, die sonst durch schmerzhafte Zwangsanwendung gelernt werden muß — vergeßt ihr das alles und sprecht, daß ihr Gottes Liebe und Barmherzigkeit vertraut, die doch zuletzt noch alles zu gutem Ende mit euch führen werde: so wird alsdann das Buch des Predigers euere eigene Geschichte enthalten. Das Schmerzensgeld, das ihr für eine im Genuß vergeudete Jugend zu zahlen habt, wird — wenn sonst noch etwas Gutes an euch ist — ein müdes Alter und reuevolle Unbefriedigung sein.

Salomos Züchtigung bestand anderseits in Zweifel. Noch einmal kehren wir zum Buch des Predigers zurück:

„Es begegnet einem wie dem andern, dem Gerechten wie dem Gottlosen, dem Guten und Reinen wie dem Unreinen; dem, der opfert, wie dem, der nicht opfert." Hier vernehmen wir die stetig wiederkehrenden Klagen eines Menschen, der aufgehört hat, Gott als Lenker der Welt zu empfinden. Blinder Zufall oder ein dunkles Schicksal scheinen alles Irdische zu regieren. Und das ist die Strafe für den, der Gottes schmalen Weg verläßt, um auf den weiten und blumigen Straßen der Sünde zu wandeln. Du verlierst den Weg, du wirst verwirrt, Zweifel ergreift deine Seele. Und, meine Brüder, wenn ich zu solchen unte reuch redete, ihr wißt es: dem Zweifel kommt kein anderes Leid gleich. Ihr habt damit das Ziel verloren, ihr wißt nicht mehr, wofür ihr lebt. Das Leben

hat für euch seinen Inhalt und seine unendliche Bedeutnng eingebüßt. Es ist hohl in dem Kern eures Daseins; nur ein Gefühl der Schwäche und des unwiederbringlichen Verlustes der Selbstachtung ist geblieben. Gott hat sein Antlitz vor euch verborgen, weil ihr versuchtet, ohne ihn fertig zu werden, oder ihm mit geteiltem Herzen zu dienen.

Nun aber zum Schluß müssen wir wohl beachten, daß Gottes Liebe Salomo unter diesem allen zur geistlichen Männlichkeit ausreifen ließ: „Laßt uns die Hauptsumma aller Lehre hören: Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehöret allen Menschen zu.“ Hierin, teure Brüder, haben wir das Zeugnis seines Sieges. Zweifel und Gefangenschaft unter die Sünde und den Weltsinn sind verschwunden, und klares Handeln, Glaube und Freiheit an ihre Stelle getreten. Es war eine furchtbare Züchtigung, aber Gott krönte diese Heimsuchung mit Erfolg. Salomo kämpfte mannhaft bis zum Ende. Dunkle Punkte waren in seinem Leben, das Leben als ganzes aber war aufrichtig Gott zugewandt; und that er manchen Fall, so begann auch die Reue mit unüberwindlichem Entschluß stets von neuem. Und so kämpfte er weiter und weiter, oft zurückgeworfen, oft daniederliegend, aber niemals völlig unterliegend; unter Thränen, aber mit unerschütterlichem Vertrauen nahm er den Kampf stets von neuem auf. So sehen wir denn am Schluß seines letzten irdischen Werkes, aus dem beißenden Rauch, der sein Herz so lange umhüllte und sein inneres Leben zu ersticken drohte, helle, leuchtende Flammen aufschlagen: endlich hat er das Geheimnis ergründet und seine Seele ist der Segnungen voll geworden — Gott ist das Glück des Menschen: „Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehört allen Menschen zu.“

Und nun, meine Brüder, kommen wir zu der Bedeutung, die dies alles für uns hat, zu der persönlichen Anwendung. Es giebt einen Weg — schrecken wir nicht davor zurück, es auszusprechen: es giebt einen Weg, auf welchem selbst die Sünde zur Heiligung dienen muß. „Denn welchem viel vergeben ist, der liebet viel.“ In dem Wort des Messias an die Pharisäer liegt eine ewig gültige

Wahrheit: „die Zöllner und Sünder werden eher in das Himmelreich kommen als ihr.“ Ja, so lauten Christi Worte und wir wollen uns nicht fürchten, dieselbe Wahrheit zu verkündigen, obgleich sie manchem Mißverständnis ausgesetzt ist. Vergangene Sünde, lieben Brüder, kann die Schwelle werden zum Himmelreich. Mag manch einer dies mißbrauchen und sprechen: dann ist Sündigen das beste! und mag man durch solche Folgerung diese Lehre verdreht, ja abstoßend erscheinen lassen — dennoch und trotz alledem bleibt sie wahr. „Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“, ja alle Dinge, sogar die Sünde! Gott kann selbst deine Sünde nehmen und sie zum Heil deiner Seele dienen lassen. Er kann dich selbst in solchen Abgrund der Selbstanklagen und des Abscheues vor dir selbst, in solchen Lebensüberdruß, Zweifel, Jammer und Enttäuschung versinken lassen, daß, wenn er dich je wieder durch die wundervolle, ein göttliches Leben bewirkende Erfahrung von der Liebe Christi daraus emporzieht, du gerade von dem Fall um so stärker erstehst und gewissermaßen gewappnet bleibst gegen jeden erneuten Abfall. Salomo, der König von Israel, sündigte, und durch die geheimnisvolle Kraft des Kreuzes Christi zog er aus dem Fallen in die Sünde ernstere Selbsterkenntnis, tiefere Einsicht in das Geheimnis des menschlichen Lebens und wunderbarere Fähigkeit, an die Seelen der Menschen zu rühren, als wenn er nicht gesündigt hätte. Aber vergeßt eins nicht; wenn jemals aus einem großen Sünder ein großer Heiliger wird, so geschieht das unter inneren Qualen, die nur der zu ahnen vermag, der selbst gesündigt hat.

Meine Brüder! Ich rede zu denen unter euch, die etwas davon wissen und erfuhren, was die Welt wert ist; die ihre Frucht genossen und bereits erkannt haben, daß sie gleich den Sodomsäpfeln am toten Meer eitel hohl und Asche sind. Durch diesen Vorschmack kommenden Jammers, den Gott euch schon zu kosten gegeben, durch dieses Gefühl des innersten, tiefsten Elendseins und herber Enttäuschung unter welchem ihr heimkehrtet, übersättigt und angeekelt von der schillernden Lust und die Wahrheit

euch eiskalt ans Herz griff: „O Eitelkeit der Eitelkeiten!“ ist dieses Leben noch des Daseins wert? — durch all' dieses laßt, o laßt euch warnen. Bleibt euren Überzeugungen treu. Seid wahr gegen euch selbst, arbeitet euch männlich heraus aus euren Zweifeln wie Salomo. Wahre Größe, Tugend und Segnungen sind in dem Leben, das ihr führt, nicht zu finden; sie liegen auf einem ganz anderen Wege, sie entsprießen einem Leben, das mit Christo verborgen ist in Gott. Lernet das, „was allen Menschen zugehöret, die unter dem Himmel sind“, an jedem Tage eures Lebens, ehe Gott genötigt ist, es durch Ekel und Enttäuschung in euer Herz zu schreiben. Lernet gerade aus der großen Veranlagung eurer Seele, die eine unendliche Fähigkeit besitzt, unsägliche Qualen zu erleiden, daß ihr wegen größerer Dinge in der Welt seid, als um das Leben nutzlos zu vertändeln.

Laßt uns aus dem allen endlich den von Gott mit uns geschlossenen Liebesbund erkennen. Es giebt eine Liebe, die keine Auflehnung ermüden, keine Undankbarkeit erkälten kann. Das ist die Liebe Gottes zu denen, die er in Christo erlöst hat. „Hat nicht Salomo, der König Israels, daran gesündigt? Und war doch kein König ihm gleich und er war seinem Gott lieb.“ Laßt dies, meine Brüder, eine Wahrheit für uns werden, aus der wir nicht Sorglosigkeit, sondern Dankbarkeit lernen wollen. O du, der du nur zitternd und zagend an Christus glaubst, siehst du in die dunkle Zukunft und fürchtest dich, weil du nicht weißt, was Gott dir am letzten Ende sein wird? Gedenke daran: „Christus liebte die Seinen die in der Welt waren, bis an das Ende.“ Dein Heil liegt in Christi Händen. „Die ewigen Arme breiten sich aus unter dir“ (nach dem Urtext von 5 Mos. 33, 27), „der Fels, auf den deine Rettung sich gründet, heißt Liebe und die Pforten der Hölle sollen ihn nicht überwältigen.“

Das Mitleiden Christi.

Hebr. 6, 15 16: „Denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versucht ist allenthalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde. Darum lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhl, auf daß wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden auf die Zeit, wenn uns Hilfe not sein wird.“

Nach unseren Texteswortten gründet sich das Hohepriestertum Jesu Christi auf seine vollkommene Menschheit. Weil er versucht worden ist allenthalben, gleich wie wir, kann er Barmherzigkeit erzeigen und Hilfe gewähren. Alles, was seine vollkommene Menschheit in Frage stellt, wird demnach auch in demselben Maß den Begriff seines Hohenpriestertums aufheben.

Gegenstand unserer heutigen Betrachtung ist: das hohepriesterliche Mitleiden Jesu Christi.

Drei Bemerkungen schicken wir voraus:

Zum ersten: Christi vollkommene Menschheit setzt voraus, daß er eine menschliche Seele besaß, wie einen menschlichen Leib.

In der ersten christlichen Zeit tauchte eine Lehre auf, daß, wie unser Leib durch die Seele ihr Leben hat, so der Leib Christi nur ein äußeres, durch die ihm innewohnende Gottheit belebtes Gehäuse gewesen sei. Was bei uns die Seele, sei in Christo die Gottheit gewesen. Sein Leib aus Fleisch, Blut und Bein bestehend, sei geregt, bewegt und gelenkt worden durch die ihm innewohnende Gottheit.

Durch diese Anschauung sehen wir aber den Begriff seiner vollkommenen Menschheit gänzlich zerstört. Nicht in dieser aus irdischen Stoffen erbauten Leibeshütte beruht unser menschliches Wesen. Du kannst nicht einen Leichnam, aus dem das Leben entfloh, nehmen und ihn ohne weiteres als „Mensch“ hinstellen. Und nähme die Gottheit diese Gestalt an, und machte sie zu ihrer Wohnung, so wäre das noch keine Vereinigung des göttlichen und menschlichen Wesens. Es wäre nur eine Verbindung zwischen der Gottheit und gewissen stofflichen Substanzen, wie sie ebenso wohl dem Tier und der Pflanze, als dem Menschen eignen. Der Mensch besteht aus Leib und Seele.

Dem entsprechend bemerken wir zwei getrennte Gefühlsgebiete in Christus. Als ihn in der Wüste hungerte und am Kreuz dürstete, als er ermattet am Brunnen zu Sichar saß, hatte er die Empfindungen, welche der leiblichen Natur des Menschen angehören. Als er aber aus den zwölfen einen zum Herzensfreund erwählte, als er unwillig auf die Menge blickte, als in Bethanien Thränen über seine Wangen flossen, als er zurückbebte bei dem Gedanken an den nahenden Tod, als er Freundschaft, Leid, Angst fühlte, da war dies nicht ein leibliches Empfinden und noch weniger ein Wahrzeichen der Gottheit. — Es waren vielmehr die Gemütsbewegungen einer besonders fein organisierten Menschenseele, die jeder zarten Regung, jeder Hoffnung und jeder Qual des Menschenlebens zugänglich und dadurch befähigt war: „in allen Dingen versucht zu werden“, gleich wie wir.

Zum zweiten. Der Erlöser war nicht nur Mensch, sondern ist es noch. Er ward versucht gleich wie wir: Er ist ein Hoherpriester, der Mitleiden haben kann.

Aus Unklarkeit über diese Dinge fassen die Menschen oft ganz irrige Vorstellungen. Da meint man denn, Jesus habe einstmals für kurze Zeit, und um eines bestimmten Zwecks willen, die Gestalt des Fleisches angenommen, danach aber habe der Mensch auf immer aufgehört, und sein Geist sei zurückgekehrt in den Schoß der einen absoluten Gottheit.

Die Schrift dagegen wendet besondern Fleiß darauf, uns des Fortbestehens seiner Menschheit zu versichern. Sorgfältig berichtet sie seine Auferstehung. Nach derselben wandelte er räumlich von Ort zu Ort; wenn er an einer Stätte war, befand er sich nicht zugleich an einer anderen. Sein Leib nahm an gewöhnlichen Nahrungsmitteln, gebratenem Fisch und Honigseim teil. Die Wundenmale blieben ihm aufgeprägt. Sein Wiedererkennen war echt menschlich. Thomas und Petrus erinnerte er an besondere Erlebnisse vor seinem Tode und brachte diese mit den lebendigen Interessen des gegenwärtigen Moments in Zusammenhang. Zu Thomas sagte er: „Reiche deine Hand her" und zu Petrus: „Hast du mich lieb?"

Und hierin wird uns eine sehr große und hochwichtige Thatsache veranschaulicht, die Wahrheit nämlich — wenn ich es wagen darf, mich so auszudrücken —: daß Gott ein menschliches Herz hat. Wir stellen ihn uns vor als einen Geist, unendlich erhaben über seine Geschöpfe und ihnen gänzlich unähnlich. Aber die Wahrheit ist, daß der Mensch Gott gleicht; alle Geister, alle Seelen sind desselben Ursprungs. Der Vater ist dem Sohne gleich, den er geschaffen hat, und der Geist Gottes dem Geiste des Menschen. Liebe ist bei Menschen nicht etwas anderes als bei Gott, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Mitleid, Zärtlichkeit sind der Art nach in dem Unendlichen dasselbe wie in dem Endlichen, und die fortbestehende Menschheit Christi offenbart uns eben diese hochwichtige Thatsache, daß Gottes Herz ganz menschlich ist in seinem Mitfühlen.

Zum dritten entnehmen wir aus diesen Versen, daß zwischen dem, was Jesus einst war und was er gegenwärtig ist, ein unauflöslicher Zusammenhang besteht. Er kann jetzt lebendig mit uns fühlen, weil er vormals versucht worden. Die Erlebnisse und Empfindungen seines vergangenen Daseins sind nicht ohne Resultate geblieben, sondern mit seinem gegenwärtigen Sein innig verschmolzen. Die Erfahrungen seiner irdischen Laufbahn haben sich seiner jetzigen Natur dauernd eingeprägt. Sie haben ihm

gewisse Fähigkeiten verliehen, die er ohne dieselben nicht besitzen würde. Gleich den Leidensspuren an seinem Leibe, den Nägelmalen an Händen und Füßen und dem Mal in seiner Seite — verbleiben auch in seiner Seele die unvertilgbaren Wirkungen des Erlebten und verleihen ihm eine besondere Fähigkeit, denn er kann jetzt anders noch als sonst: „Mitleid haben mit unserer Schwachheit" — und eine besondere Befugnis, denn er ist nun mehr noch als zuvor imstande, „Barmherzigkeit zu erzeigen und Gnade für die Zeit, wenn uns Hilfe not sein wird".

Nun zu dem Gegenstand unserer Betrachtung selbst.

Derselbe hat zwei Seiten.

I. Des Erlösers Vorbereitung auf sein Hohespriestertum.

II. Des Erlösers hohepriesterliche Eigenschaften.

I. Seine Vorbereitung. Sie bestand darin, daß er versucht wurde. Doch hier entsteht eine Schwierigkeit. Wie kann Versuchung herantreten an ein von jeder Hinneigung zum Bösen gänzlich freies Wesen? Treten wir der Schwierigkeit näher. Das Wort Versuchung hat zwei Bedeutungen: es besagt Probe oder Prüfung, es meint aber auch Anfechtung, womit sich zugleich die Vorstellung von Schmerz oder Gefahr verbindet. Durch gewöhnliche Säure wird Gold nur erprobt, und auch für das feinste goldene Gerät ist damit keine Gefahr verbunden. Es giebt nur eine Säure, die es erprobt und zugleich anficht; es ist dieselbe Säure, welche auf die Muschel angewendet, deren zarte Oberfläche in Gefahr bringt. Ein Gewicht, an einen eisernen Balken gehängt, bedeutet nur eine Probe seiner Tragfähigkeit; an den Arm eines Menschen gebunden, wird es zur Prüfung und schließt die Möglichkeit von Schmerz und Armbruch in sich. Nun ist es verständlich genug, wie die Prüfung im Sinne von Bewährung an ein sündloses Wesen herantreten kann — sie ist ein Erproben seiner Vortrefflichkeit. Es ist aber nicht leicht, einzusehen, wie dies eine Versuchung werden kann, welche Schmerz verursacht, wenn bei dem Geprüften keine Hinneigung zum Bösen stattfindet.

Die Schrift bezeugt dies jedoch ausdrücklich, als das Charakte-

ristische in Christi Versuchung. Sie war nicht nur Prüfung, sondern auch Anfechtung.

Erstens haben wir Stellen, welche die Fleckenlosigkeit seiner Natur bezeugen, wie z. B. gleich hier unser Text es aussagt: Er war „ohne Sünde". — „Er war heilig, unschuldig, unbefleckt, von den Sündern abgesondert." Und wiederum spricht er selbst: „Es kommt der Fürst dieser Welt und hat nichts an mir." Der Geist des Bösen fand in Jesu nichts, das er als sein Eigentum beanspruchen konnte; in ihnen begegneten sich Elemente, die sich nie verbinden können. Öl und Wasser würden gerade so leicht eins, wie Christi Geist mit dem Geist des Bösen. Die Versuchung prallte von ihm ab, wie die Spitze des Stahls vom Diamanten. Nicht etwa so, daß er böse Regungen durch die Kraft des Geistes in sich nur bezwungen hätte, nein: Er *hatte* keine bösen Regungen. Gehorsam war ihm Natur.

Weiter aber finden wir Stellen wie z. B.: „Er *litte*, da er versucht worden". Folglich war die Versuchung nicht nur Prüfung, sondern es ward der Sieg mit Schmerz erkauft. Wie nun war dies möglich, ohne irgendwelche Hinneigung zum Bösen?

Um hierauf die Antwort zu finden, müssen wir den Begriff der Sünde zerlegen. In jeder sündigen That sind zwei Stufen deutlich zu unterscheiden: Da ist das Entstehen eines Verlangens, das, weil es natürlich, nicht unrecht ist; und da ist wieder die Befriedigung desselben unter verbotenen Umständen — und das ist Sünde. Wenn uns z. B. Ungerechtigkeit widerfährt, so erhebt sich unser Unwille, er erwacht sofort. Es ist so unmöglich, daß unser Unwille nicht erwachen sollte, wenn uns unrecht geschieht, als es dem Fleisch unmöglich ist, unter anhaltender Folter nicht zu erbeben. Unwille ist nur die durch Ungerechtigkeit erweckte Empfindung, die uns um so bewußter wird, wenn wir selbst dadurch betroffen werden. Unwille als solcher liegt somit außerhalb unserer Gewalt. Aber beharrt im Unwillen, laßt gerechtes Gefühl in Rachsucht übergehen, laßt das Verlangen nach Rache in euch gären

und bis zur Wiedervergeltung schreiten — dann ist das natürliche Gefühl zum Unrecht, zur Sünde geworden. Die Schrift macht diesen Unterschied deutlich in Psalm 4, 5: „Zürnet ihr" — hier ist die Zulässigkeit des menschlichen Gefühls —: „so sündiget nicht"; — Dies der Punkt, wo der an sich legitime Unwille nach Wiedervergeltung zu lechzen beginnt und zum Unrecht wird.

Nehmt wiederum das natürliche Gefühl des Hungers. Stellen wir uns einen Menschen vor, der der Nahrung entbehrt hat: sobald die Möglichkeit zur Befriedigung seines Bedürfnisses sich zeigt, wird unwillkürlich der Wunsch danach auftauchen, und zwar unter unerlaubten Umständen so sicher wie unter erlaubten; gleichviel ob das Brot, das er erblickt, sein eigen sei, oder eines anderen. Und nicht hierin, nicht in dem durch das Gefühl des Hungers erwachten Verlangen liegt die Schuld, wohl aber in der willkürlichen Befriedigung desselben nach gewonnener Erkenntnis: es sei eine verbotene Frucht!

Buchstäblich so war einer der Fälle, in denen Christus versucht ward. Sein Verlangen nach Speise in der Wüste war natürlich. Und gerade zur Befriedigung desselben wurde seiner Einbildungskraft die Möglichkeit ungesetzlicher Anwendung göttlicher Kräfte vorgeführt. Wäre er nun so organisiert gewesen, daß der niedere Wunsch den höheren Willen übermocht hätte, so wäre Sünde begangen; hätten beide Kräfte einander beinahe die Wage gehalten, und die Entscheidung geschwankt, so wäre doch eine Hinneigung zum Bösen dagewesen, das, was wir unter sündiger Natur verstehen. Aber in der gänzlichen und vollkommenen Unterwerfung des Verlangens unter den Willen erwies sich seine Natur als sündlos.

Dies also ist das Wesen der Sünde: Sie liegt nicht in den Begierden, wohl aber in der uneingedämmten Herrschaft derselben über unsere höhere Natur. Heftige Begierden oder Leidenschaften sind keine Sünde. In den größten und tüchtigsten Naturen ist alles groß, die Welt der Begierden mit eingeschlossen. Sünde ist nicht ein greifbares Etwas; sie ist vielmehr das Fehlen eines Et-

was, nämlich des Willens zum Guten. Sünde ist weder Krankheit noch Makel, noch ein wirklicher, der menschlichen Natur eingeimpfter Stoff. Sie ist das Fehlen des Geistes, der alles in Ordnung und im Gleichgewicht hält. Wenn wir also sagen, der natürliche Mensch kann nicht anders, er muß sündigen, so meinen wir damit, er habe starke natürliche Begierden, und kein Antrieb von oben wirke diesen Trieben entgegen. Gerade wie ein von der Mannschaft verlassenes Schiff, alle Segel aufgehißt, bei starkem Winde im atlantischen Ozean umhertreibt. Niemand treibt es dem Untergang entgegen; aber es wird sicher an den Felsen scheitern, eben weil kein Mann das Steuer lenkt. So ist der Zustand gewöhnlicher Menschen. Versuchung bringt zu Fall. Die Stürme der Naturtriebe, welche, richtig geleitet, sie sicher in den Hafen geführt hätten, schleudern sie auf den Felsen. Niemand zwingt sie, zu sündigen; aber der Geisteslotse hat das Steuer verlassen. — Gefallene Menschheit!

Sünde liegt demnach nicht in den Begierden, sondern in dem Fehlen des sie beherrschenden Willens.

Vergleicht nun diesen Zustand mit dem Verhalten Christi. In ihm lebte jedes natürliche Verlangen des Leibes und der Seele. Er liebte Erholung und Freundschaft, das Sonnenlicht und das Leben, Hunger, Schmerz und Tod — er empfand dies alles und ihm graute davor. Denken wir uns nun einen Fall, wo die Befriedigung irgendeines seiner Bedürfnisse mit dem Willen des Vaters unvereinbar gewesen. In einem gegebenen Moment war es für ihn ungesetzlich, Speise zu nehmen, trotz des Hungers. Und ohne daß sich Ungehorsam in ihm geregt hätte, war Fasten nicht dennoch sauer? Er sollte die Todesqual auskosten, und so willig er sich darein ergab, hörte der Schmerz deshalb auf, Schmerz zu sein? Konnte der Geist des Gehorsams jedes menschliche Gefühl aufheben? Wenn ein tapferer Mensch seinen zerschmetterten Arm dem Messer des Arztes darbietet, so kann sein Wille selbst ein Zucken der Wimpern verhindern, aber weder Wille noch Mut können sein Empfinden aufheben und die Operation schmerzlos machen. Ist

das Herz wund von dem Weh eben erlittenen Verlustes, kann da die völligste und demütigste Ergebung in den Willen des Höchsten sein schmerzliches Zucken verhindern? Kann eine heuchlerische geistliche Redeweise von den zur Ergebung Ermahnten das Zeugnis erpressen, Schmerz sei Freude?

Es scheint, daß dies die Weise war, wie die Versuchungen Christum Schmerz verursacht haben. Er litt unter der Macht des Verlangens. Und obwohl er kein Zögern oder Schwanken kannte, in der Frage, ob er gehorchen solle oder nicht, obgleich kein Kampf in der Willensregion stattfand — die That der Selbstbezwingung verursachte Pein. Es war Selbstverläugnung, es war Gehorsam auf Kosten des gequälten, natürlichen Gefühls. Er bebte zurück bei Petri Vorschlag, doch der Schmach den Rücken zu kehren, nicht weil seine Entschlossenheit dadurch ins Schwanken geraten wäre, sondern weil er durch die Vorstellung eines glücklichen Lebens zu lebhaft empfand, was sein Entschluß ihn koste: „Hebe dich weg von mir, Satanas, du bist mir ärgerlich." — In dem Garten von Gethsemane wiederholt er unentwegt: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst." Kein Widerstreben in seinem Willen. Aber war da nicht dennoch ein Kampf? nicht ein Erbeben der innersten Fibern? nicht ein Bangen vor der Bitterkeit des Kreuzes? kam ihm kein Gedanke an die Familie in Bethanien, an die lieblichen Wanderungen, an die teure Gemeinschaft, die aufzugeben er im Begriff stand? „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod." So, daß es von jeder dieser Gelegenheiten gilt, daß Jesus — nicht durch ein sich regendes, sündliches Widerstreben, wohl aber durch das Erbeben und die Qual des natürlichen Gefühls, wenn dasselbe um höherer Ursache willen mit Füßen getreten wird — „litte, da Er versucht wurde!"

„Er ist versucht worden, gleich wie wir." Dies merket. Denn die Art und Weise, in welcher gewöhnlich von Jesu Sündlosigkeit gesprochen wird, reduziert all' sein Leiden auf körperliche Qualen, hebt die Wirklichkeit der Versuchungen auf, würdigt dies unvergleichliche Herz zu einem Scheinding herab und verwandelt

seine ganze Geschichte in ein Drama, in welchem Anfechtungsscenen dargestellt, aber nicht empfunden werden.

Erinnert euch daran, daß die Seele des Erlösers „in allen Dingen" versucht worden ist.

II. Der zweite Punkt, den wir ins Auge fassen wollen, ist das Hohepriestertum des Erlösers.

Das Hohepriestertum ist das Amt, durch welches er der Mittler geworden zwischen Gott und den Menschen. Die Befähigung hierzu ist seiner Natur durch die hienieden gemachten Erfahrungen unauslöschlich eingegraben. All' seine Gabe dazu gründet sich auf sein Mitgefühl. „Er kann Mitleiden haben mit unserer Schwachheit."

Ehe wir recht darüber nachgedacht, ist es uns noch kaum zum Bewußtsein gekommen, wie sehr die Summe alles menschlichen Glücks in der Welt sich auf die eine Erfahrung, die des Mitgefühls stützt. Wir gewinnen Heiterkeit und Lebenskraft, ohne zu ahnen wie und wodurch, aus dem bloßen Zusammensein mit unseren Nebenmenschen. Der auf uns fallende Wiederschein von Frohsinn und Fleiß begeistert uns und aus der Nähe der Menschen und aus freundlichen Blicken gewinnen wir Kraft zu unserem Tagewerk. Der Tagelöhner arbeitet mit verdoppelten Kräften in Gesellschaft anderer. Der vollzählige Familienkreis besitzt eine ihm ganz eigentümliche Kraft und Lebensmacht. Das greifbare Gute und die thatsächliche Hilfe, welche die Menschen einander angedeihen lassen, sind verhältnismäßig unbedeutend. Nicht durch sie wird das Werk vollbracht, sondern durch viel weniger kostbare Mittel. Gott hat dieselben auf viel einfachere Weise zugerichtet. Auch dem Schwächsten und Ärmsten hat er die Macht verliehen, in großartigster Weise zu der allgemeinen Freude beizusteuern. Kindeslächeln und fröhliches Lachen sind große Mächte in der Welt. Und wenn dich ein herber Verlust vereinsamt zurückließ, welch wesentlicher Gewinn ist es denn, der dir anderer Teilnahme annehmbar macht? Sie kann das Verlorene nicht ersetzen, noch hat sie dir etwas Bleibendes zu bieten. Aber eine Hand hat die deine warm gefaßt und ihr Druck dir ge-

sagt, dein Empfinden habe lebendigen Wiederhall gefunden. Ein Blick, ein menschlicher Seufzer waren dir mehr als die kostbarste Gabe an sich.

Und es ist der nach dieser Seite wahrnehmbare Mangel, der den Erfolg der öffentlichen Wohlthätigkeit so oft hinter den Erwartungen der Geber zurückbleiben läßt. Der Antrieb zur Freigebigkeit versiegt, wenn man von Murren, Neid und Unzufriedenheit hören muß, welche durch allgemeine Kollekten und Versorgungsanstalten für Arme da gesäet worden, wo vorher Eintracht wohnte. Hungersnöten und Seuchen wird durch reiche Mildthätigkeit gesteuert und die scheinbare Vergeltung dafür ist — Aufstand und Empörung. Das Geheimnis aber liegt einzig darin: in solche Kanäle kann sich die Dankbarkeit des Herzens nicht ergießen. Liebe wird nicht um Geld erkauft, sondern um Liebe. Das ganze Triebwerk öffentlicher, organisierter Gabenverteilung wurde in Bewegung gesetzt, aber die Bethätigung persönlichen Interesses hat gefehlt. Der Reiche, der unter das Dach seines armen Bruders geht und ohne gemachte Demut, natürlich und mit der Achtung, die der Mensch dem Menschen schuldet, auf seine Verhältnisse eingeht, nach seiner Trübsal fragt und seine Mitteilungen über häusliche Angelegenheiten anhört, hat mehr dazu beigetragen, einen Austausch freundlichen Empfindens herbeizuführen, als er durch die an sich wertvollste Gabe es vermocht hätte. Öffentliche Schenkungeu haben ihren Wert und ihren Nutzen. Armensteuern bewahren menschliche Wesen vor dem Hungertode: aber an dem einen Punkt — auch nur die gewöhnlichste Dankbarkeit zu erwecken — scheitern sie alle. Sie bringen nicht Mensch und Mensch in genügend nahe Berührung. Sie wirken nicht, wo das Mitfühlen fehlt.

Und wiederum: wenn der elektrische Strom gleicher Empfindungen eine Menschenmasse durchflutet, so pflanzt er sich fort und jeder Einzelne empfindet sein eigenes Gefühl verdoppelt und in einem Grade verstärkt, welcher genau der Größe der Menge entspricht. Eine Rede oder Predigt im kleinen, abgeschlossenen Familienkreise vorgelesen und dieselbe Ansprache vor einem Gedränge, das nach hunderten

zählt, gehalten, sind ganz verschiedene Dinge. Es liegt eine seltsame Gewalt in der bloßen Gegenwart großer Volksmengen, eine Gewalt, die eine schier unbezwingliche Erregung hervorruft.

Es wird erzählt, daß das harte Herz eines morgenländischen Eroberers überwältigt wurde bei dem Anblick einer dichten, nach Millionen zählenden Völkermenge. Er erklärte sich dies aus dem Gedanken, daß von all' diesen Millionen in hundert Jahren keiner mehr am Leben sein werde. Aber der hartherzige Tyrann täuschte sich über sein Gefühl: seine Thränen entsprangen nicht aus so weit abliegenden Reflektionen. Sie stiegen ihm unwillkürlich auf, wie sie einem in unermeßlichen Volksmengen, man weiß nicht warum — aufsteigen. Es ist der uns durchschauernde Gedanke, daß zahllose Mengen von derselben Idee zugleich erfüllt sind; es ist das Bewußtsein, daß unsere eigenen Empfindungen uns zurückkommen und in vieler Herzen wiederkehren. Es ist das mächtige Weben des Lebensgefühls.

Und wiederum ist es wohl diese Seite in uns, auf die sich der Nachdruck gründet, der auf gemeinsames Gebet gelegt wird. Das Gebet im verborgenen ist dem geistlichen Leben ja ganz notwendig, ohne das giebt es kein Leben. Aber es ersetzt nicht das gemeinsame Gebet, denn jedes verfolgt sein besonderes Ziel. Einsames Gebet ist schwach im Vergleich zu demjenigen, das wie ein Echo aus hunderten von Herzen zugleich vor den Thron Gottes steigt und durch das Gefühl verstärkt wird, daß das Verlangen anderer sich mit dem unseren vereint. Ob eine gesungene Liturgie, oder eine einfach verlesene, oder ein Chorgesang dieselbe Empfindung zugleich in vieler Herzen entfacht, der Wert und die Macht des gemeinsamen Gebets scheinen lediglich in dieser geheimnisvollen Neigung unserer Natur begründet: dem Mitfühlen.

Und nun, nachdem wir versucht haben, uns diese Macht des Mitfühlens zu veranschaulichen, ist es Zeit, uns daran zu erinnern, daß **er** dafür in vollstem Maße empfänglich ist. Man spricht oft von der Erlösung in einer höchst unbestimmten Weise, die ganz und gar nicht jene zarte, liebevolle, persönliche Liebe sich vergegenwärtigt,

durch welche diese tägliche und stündliche Erlösung bewirkt wird. Das Mitleiden Christi war nicht nur allgemeine Menschenliebe. Er liebte die ganze Menschheit, aber er liebte sie, weil sie aus Individuen besteht. „Ihn jammerte des Volkes“, aber er hatte auch eine ganz besondere zarte Liebe zu dem verläugnenden Petrus und zu dem zweifelnden Thomas. Er fühlte mit dem verachteten, vereinsamten Zachäus auf seinem Maulbeerbaum. Er bemitleidete den Unmut seiner Jünger. Seine Thränen vereinigten sich mit dem unterdrückten Schluchzen an Lazarus' Grabe. Er rief die eingeschüchterten Kindlein zu sich. In der Menge, unter der er wandelte, fühlte er die persönliche Glaubensberührung heraus. „Meister, die Menge drängt und drücket dich, und du sprichst, wer hat mich angerührt?“ — „Es hat mich jemand angerührt.“

Seht, wie er Mitleiden hat mit unserer Schwachheit, in einer ausschließlichen, einer besonderen, einer ganz persönlichen Weise! Kein Schluchzen einer Menschenbrust, das nicht mit mehr als elektrischer Schnelle an Gottes allmächtiges Herz pochte. Du hast keine Thräne vergossen und keinen Seufzer geseufzt, die nicht geläutert zu dir zurückgekommen wären, weil sie durch das Herz des Ewigen hindurchgegangen.

Die hohenpriesterlichen Kräfte, welche ihm auf Grund dieses Mitfühlens verliehen worden, sind unserem Texte nach zwiefacher Art. Einmal die Macht, „Gnade“ und „Barmherzigkeit“ zu gewähren und dann die Macht, „Hilfe“ zu erzeigen: „Deshalb“ — weil er Mitleiden haben kann — „laßt uns herzutreten mit Freudigkeit“, um „Barmherzigkeit und Gnade“ zu erlangen.

1. Wir dürfen getrost Barmherzigkeit erwarten von dem, der mitzufühlen gelernt hat. Er lernte mitfühlen, da er selbst versucht ward, aber gerade in dem daß er versucht ward, „doch ohne Sünde“ ist er besonders befähigt, dem Sünder Gnade zu erzeigen.

Ein Mensch, der nie versucht worden und einer, der der Versuchung erlegen ist, sind beide unfähig, Barmherzigkeit zu erzeigen. Die unangefochtene und aufrichtige Tugend ist meist ein strenger Richter; sie stimmt für augenblickliche Bestrafung; sie verlangt, daß

der Übertreter aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen werde. Die Alten dagegen, die vielleicht oft gefallen, sind nachsichtig, aber es ist eine Nachsicht, die etwa so redet: Menschen sind Menschen, Jugend muß austoben und hernach vernünftig werden.

So verfolgt der feurige junge Paulus, von Zweifeln unangefochten, die Christen mit unerbittlicher Härte; und der König Saul thut das Gegenteil. Selbst gefallen, ist er schwach genug, Agag der Strafe entrinnen zu lassen. David wiederum, als seine eigene Sünde ihm im Gleichnis vor Augen gestellt wird, bleibt unbußfertig in seiner Empörung darüber: „Der Mann, der das gethan hat, soll des Todes sterben.“

Keiner von diesen vermochte es, in rechter Weise Barmherzigkeit zu erzeigen. Nun ist es sehr merkwürdig, daß gerade das „ohne Sünde“ dazu befähigt; wir würden das am wenigsten denken und meinen unbedachtsamerweise, eigene Sünde müsse nachsichtig im Urteil machen.

Die tiefe Bedeutung dieser Wahrheit tritt uns in einem Umstande aus des Heilandes Leben ganz besonders entgegen. Vor dem Herrn stand in tiefer Scham ein Weib — soeben der Sünde auf frischer That überführt! Und neben ihr sah er die scheinheiligen Frommen jener Tage bereit, wie Höllenhunde auf ihre Beute losgelassen zu werden. Milde Worte kamen von den Lippen dessen, der „redete wie nie ein Mensch geredet“ und dessen Herz fühlte, wie nie ein Herz gefühlt. „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“

Eine beherzigenswerte Lektion voll ewiger Wahrheit. Sünder sind nicht geeignet, über die Sünde zu Gericht zu sitzen: ihr Gericht ist Rache — ihre Barmherzigkeit Schwäche. Der allein kann Sünde recht richten, der allein kann richtig abwägen, was dem verletzten Gesetz gebührt und was menschlicher Schwachheit muß zugute gehalten werden; der allein vermag in männlicher Weise barmherzig zu sein, der — gleich seinem Meister — die Gewalt der Versuchung in ihrer ganzen Schwere erfahren hat und unversehrt aus der Anfechtung hervorgegangen ist.

„In allem versucht worden“ — doch ohne Sünde; deshalb mögt ihr getrost hinzutreten, um „Barmherzigkeit zu empfangen.“

2. Die andere hohepriesterliche Befugnis ist die: „Gnade zu erzeigen auf die Zeit, wann uns Hilfe not sein wird.“

Wir dürfen ein verständnisvolles Mitempfinden als bloßes Gefühl nicht überschätzen. Wir machen es mit geistigen Gütern leicht wie mit Treibhauspflanzen. Für das zarte, exotische Gewächs, schön anzusehen aber ohne Nutzen, werden große Summen aufgewendet. Aber die knorrige Eiche, die Kraft eines Volkes, wird in Wald und Haide unbeachtet ihrem Wachstum überlassen. Wir lieben das Gefühl und lieben den, der Gefühl besitzt. Aber bloßes Gefühl an sich ist nur eine ungesunde, exotische Pflanze, eine passive Eigenschaft weder von sittlichem Wert noch durch Versuchung und Sieg geadelt. Durch bloßes Gefühl ist der Mensch so wenig gut als durch ein feines, musikalisches Gehör oder durch ein scharf sichtiges Auge. Des Menschensohn hatte Gefühl; er konnte Mitleiden haben; Thränen entstürzten seinen Augen beim Anblick menschlichen Jammers. Aber in seiner Seele war das Gefühl keine exotische Pflanze, die schön anzusehen, jedoch zur Benutzung zu schade gewesen wäre. Das Gefühl trieb ihn dazu, „umherzugehen und Gutes zu thun.“ Gefühl hieß bei ihm „Gnade erzeigen, wenn Hilfe not war.“

Darin liegt der Trost beim Gedanken an das göttliche Mitgefühl.

Durch menschliches Mitfühlen wird die Wunde nicht heil, nur für eine Zeit lang beruhigt. Es nimmt wohl den Thränen ihre Bitterkeit, aber kann sie nicht trocknen. Wie wenig ihr Gutes hinabzureichen vermag an die Tiefe des Schmerzes, wer hätte das als eigenste Erfahrung nicht ausgesprochen gefunden in Hiobs Worten: „Ihr seid allzumal leidige Tröster!“

Das Mitleiden des göttlich Menschlichen!

Er weiß, welche Kraft es kostet, er ist bereit zu helfen. Und wenn die Welt mit ihren tausend Arten von Versuchungen uns

zuzuflüstern scheint, wie sie es bei Esau that: Verkaufe mir deine Erstgeburt, so spricht eine andere Stimme: Soll ich Segen hingeben um Glück? inneren Frieden um äußeren Genuß? den Segen meines Vaters um ein Linsengericht? Es giebt Stunden, da scheinen wir über der Erde zu stehen, da fühlen wir uns erhaben über ihre Lockungen, da können wir ihre Gunst entbehren, da schicken wir uns an, unser Werk zu thun, wie er das Seine gethan. In solchen Zeiten lacht uns nicht der Sonnenschein des Lebens, noch preist uns die Welt glücklich; aber als äußere Anfechtungen die Seele bis in ihre Tiefen erschüttert hatten — kam von ihm „Gnade zu der Stunde als Hilfe not war."

Hierdurch gelangen wir zu zweierlei Ergebnissen:

1. Wer Mitleid erzeigen will, muß es sich gefallen lassen, versucht und angefochten zu werden.

Es liegt von Natur eine rauhe und beleidigende Härte in unserer Empfindungsweise, die der Züchtigung bedarf. Wir gehen dem Leiden gleichgültig und wohlgemut vorüber; nicht aus Grausamkeit, aber aus Fühllosigkeit, gerade weil wir nicht wissen was leiden ist. Wir thun anderen ohne Absicht wehe durch Blicke und hingeworfene Äußerungen, weil wir die Feinfühligkeit und den Takt und die Freundlichkeit noch nicht lernten, die nur gelernt werden können, wenn unsere eigenen Empfindungen verletzt werden.

Es liegt ein gewisser Hochmut in der Rechtschaffenheit, die nie in Gefahr gewesen ist, zu fallen; der aber muß gedemütigt werden. Es giebt eine Unfähigkeit, auf schwierige Gedankengänge einzugehen, die den Sinn kennzeichnet, welcher gewohnt ist, alles oberflächlich aufzufassen, und der nie die Schrecken gespürt hat, das Eis des Zweifels unter den Füßen bersten zu fühlen.

Darum, wenn du ein Kind des Trostes werden und Teil haben möchtest an der hohenpriesterlichen Gabe des Mitfühlens, — wenn du einem angefochtenen Herzen Trost spenden möchtest, Trost, der über die gewöhnliche Phrase hinausgeht; durch den Verkehr des Alltagslebens dahingehen, mit dem feinen Takt, der nie wehe

thut, der schneidendsten menschlichen Anfechtung — Zweifel der Seele — wirklich zuhilfe kommen können: — so mußt du es dir gefallen lassen, den Preis dieser kostbaren Erziehung zu zahlen. Ihm gleich mußt du leiden unter dem Versuchtwerden. Aber merke wohl: versucht werden in allen Dingen — doch ohne Sünde macht das Mitleiden zu einem wahrhaftigen, männlichen, vollkommenen, anstatt sentimentaler Empfindelei. Die Sünde setzt dich in den Stand, die Anfechtungen anderer nachzufühlen; aber sie befähigt dich nicht, recht zu richten, Barmherzigkeit zu erzeigen, noch mit Sicherheit zu helfen zu der Zeit, wenn Hilfe not sein wird.

Endlich — gerade dieses menschliche Mitleiden ist es, was Christum zu seinem Richteramt tüchtig macht. Es steht geschrieben, daß der Vater ihm alle Gewalt gegeben hat, weil er des Menschensohn ist.

Das Mitleiden Christi erstreckt sich auf die Schwachheiten menschlicher Natur, nicht auf verstocktes Beharren in der Schuld. „Er hat Mitleiden mit unserer Schwachheit." Es ist nichts in seiner Brust, das mit der Bosheit sympathisieren könnte — dem Neid vermag er nicht nachzufühlen — er kennt kein Mitempfinden mit Grausamkeit, Bedrückung oder Heuchelei — mit bitterem kritisierendem Verunglimpfen. Erinnert euch daran, daß er auch ergrimmt um sich blicken konnte. Christi Mitleiden ist unser Trost, aber es ist außerdem ein Gegenstand von erschütternder Bedeutung, denn auf seinem Mitleiden beruht der Urteilsspruch von Himmel und Hölle: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde" — nicht, so soll er nicht, nein, „so kann er nicht in das Reich Gottes kommen", weil nichts in ihm dem Innern des Richters verwandt ist. — Gefühl für das Reine bedingt Abneigung gegen das Unreine. Widerwillen gegen das Böse steht im Verhältnis zu der Stärke der Hinneigung zum Guten. Das Gute völlig lieben heißt die Sünde gänzlich hassen. Es stand in genauem Verhältnis zu den Gesetzen des Mitleidens, daß er das Pharisäertum mit so

harten Worten geißelte: „Ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte, wie wollt ihr der höllischen Verdammnis entrinnen? Darum — werde jetzt gesinnt wie Jesus Christus auch war, oder aber wisse: sein Mitleiden mit der menschlichen Natur vermag dich nicht zu erretten, sondern dich nur zuletzt mit Abscheu zurückzustoßen: „Ich habe dich noch nie erkannt, weiche von mir!“

Über die Zunge.

Jakobi 3, 5 6: „Also ist auch die Zunge ein kleines Glied und richtet große Dinge an. Siehe ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an? Und die Zunge ist auch ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. Also ist die Zunge unter unseren Gliedern, und befleckt den ganzen Leib und zündet an allen unseren Wandel, wenn sie von der Hölle entzündet ist.“

In der Entwickelung der christlichen Heilswahrheit wurde dem Apostel Jakobus seine besondere Aufgabe.

Dem Apostel Paulus war es gegeben, das Christentum als das Gesetz der Freiheit zu verkünden und den Glauben als das wirksamste, treibende Element in der Brust des Menschen darzustellen.

Dem Apostel Johannes ward es, auszusprechen, daß die tiefste Eigentümlichkeit in Gottes Wesen Liebe ist, und daß auch Gottes Leben im Menschen Liebe sei. Jakobi Aufgabe war es, die Notwendigkeit sittlich rechtschaffenen Wandels zu betonen. Schon sein Name bezeichnet seine besondere Befähigung hierfür; er hieß ausdrücklich „der Gerechte“, denn Rechtschaffenheit im höchsten Sinn war es, was ihn auszeichnete. Er war ein ungewöhnlich ehrlicher, aufrichtiger, ernster, wahrheitsliebender Mensch. Daher finden wir in seiner ganzen Epistel, von Anfang bis zu Ende, eine fortlaufende Rechtfertigung der ersten sittlichen Grundprinzipien, allem religiösen Scheinwesen gegenüber.

Jakobus protestiert gegen das Richten, das Hand in Hand ging mit einer Richtung, die eine besondere Art religiösen Empfindens für sich in Anspruch nahm: „So aber jemand unter euch sich lässet dünken, er diene Gott, und hält seine Zunge nicht im Zaum, sondern verführet sein Herz, des Gottesdienst ist eitel.“ Er protestiert gegen den Geist, der sich in die christliche Gemeinde eingeschlichen hatte, der den Reichen schmeichelte und die Armen verachtete: „So ihr aber die Person ansehet, thut ihr Sünde, und werdet gestraft vom Gesetz als die Übertreter.“ Er protestiert gegen den sentimentalen Fatalismus, der die Menschen verführt, Gott die Schuld ihrer Leidenschaften beizumessen: „Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott versucht werde. Denn Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen. Er versucht niemand.“ Er protestiert gegen eine unwahrhaftige Gefühlsreligion, die anstatt des Ernstes wahrer Frömmigkeit nur den Genuß des Hörens wollte. „Seid aber Thäter des Worts und nicht Hörer allein, damit ihr euch selbst betrüget.“ Er protestiert dagegen, daß man sich auf die Korrektheit theologischer Doktrinen verlasse und darüber versäume, seinen Charakter thatkräftig auszubilden: „Was hilft es liebe Brüder, so jemand sagt, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube ihn selig machen?“

Lest die Epistel Jakobi von Anfang bis zu Ende, der Grundgedanke, der das Ganze durchdringt ist dieser: alle das Reden über Religion und geistliches Leben, es sind Worte, Worte, Worte! — nein, gebt uns Thatsachen!

Luther macht bekanntermaßen dieser Epistel den Vorwurf, sie enthalte nicht das Evangelium. Denn Männern, die in einem System befangen sind, begegnet es, daß sie auch von einem erleuchteten Apostel sagen, er predige nicht das Evangelium, sobald ihre Lieblingslehre nicht Mittelpunkt seiner Ausführungen ist. Unwillkürlich drängt sich uns hierbei Jakobus eigene Erwiderung auf. Das „Evangelium“! wie kann vom Evangelium die Rede sein, wo man der sittlichen Grundprinzipien vergißt? wo Christen sich selbst rechtfertigen und untereinander verunglimpfen? Wie können Glaube

und Liebe einen Bau krönen, wo selbst die ersten Grundlagen zur Ausgestaltung des menschlichen Charakters: Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Wahrheit noch nicht gelegt worden sind?

Wir betrachten

I. die Zügellosigkeit der Zunge;

II. die Sünden der Zügellosigkeit.

Die erste Zügellosigkeit der Zunge äußert sich im Verleumden. Natürlich rede ich hier nicht von der Art Verleumdung, gegen welche schon das Strafgesetz einschreitet, sondern von der, welche nur das Wort Gottes richtet. Denn gerade die verwundendsten Kränkungen, die der Mensch dem Menschen zufügt, sind viel zu zarter Natur, als daß das Gericht sich damit befassen könnte. Wir betrachten deshalb nicht die Verleumdung, die schon vor der Moral eines irdischen Gerichtshofes als solche gilt, sondern die, welche aus dem höheren Gesichtspunkt der himmlischen Gerichtsbarkeit, d. h. vor dem Auge Gottes als Schuld erfunden wird.

Und dieses Verleumden nun, beachte es wohl — wird in unserem Text mit Gift verglichen:

„Die Zunge ist ein unruhiges Übel voll tödlichen Giftes." Gerade die tödlichsten Gifte sind nicht nachweisbar; es giebt Gifte von so zerstörender Natur, daß ein Tropfen genügt, um den Tod in drei Sekunden herbeizuführen; und doch kann die chemische Untersuchung den Giftstoff nicht von dem verdorbenen Blut ausscheiden, noch seine metallischen Bestandteile so sichtbar machen, daß man den Finger darauflegen und sagen könnte: sieh, da ist es.

In dem Tröpfchen Gift, das aus dem Stachel des kleinsten Insektes träuft, und in der Spitze des Brennesselblatts ist die Quintessenz eines so feinen Giftstoffes enthalten, daß selbst das Mikroskop ihn nicht entdecken kann; und doch ist derselbe von so verheerender Wirkung, daß er das Blut entzünden, den ganzen Organismus erregen und Tage und Nächte voll ruheloser Qualen herbeiführen kann.

Es scheint, daß es schon zu des Apostels Zeiten, gerade wie heutzutage, müßige Männer und Frauen gab, die von Haus zu

Haus gingen und bösen Leumund ausstreuten, der nicht aufzugreifen und aus dem das Gift nicht auszusondern war. Man kann bei dem langsamen Vorgang des Schmelzens nicht die Wahrheit verdampfen lassen und den glitzernden Niederschlag des Falschen augenfällig vorzeigen. Man ist nicht imstande, ein Wort oder einen Satz herauszugreifen und als evidente Unwahrheit zu bezeichnen. Denn um zu verleumden, braucht ein Wort nicht notwendig falsch zu sein. Halbwahrheiten sind oft verleumderischer als ganze Unwahrheiten. Ja es bedarf nicht einmal des ausgesprochenen Wortes; eine spöttisch gekräuselte Lippe, ein Emporziehen der Augenbrauen, ein Achselzucken, ein bedeutsamer Blick, eine ungläubige Miene, ja selbst ein auffallendes Schweigen können das Werk vollbringen. Und nachdem das unbedeutende, kaum bemerkte Insekt, welches das Unglück angerichtet, hinweggeflattert, arbeitet das hinterlassene Gift unmerklich weiter, bohrt sich tiefer und tiefer und erregt die Herzen wider einander, entzündet fieberhaft ganze Existenzen und vergiftet die menschliche Gesellschaft an den Quellpunkten ihres Lebens. Einer, der sich innerlich unter dieser Anfechtung in Schmerzen wand, sagt darüber sehr nachdrucksvoll: „Otterngift ist unter ihren Lippen.“ (Psalm 140, 4.)

Die zweite Zungensünde äußert sich im Verfolgen. „Damit fluchen wir dem Menschen, nach Gottes Bilde gemacht.“ — Wir Menschen, die den Namen Christi tragen — wir fluchen unsern Brüdern! Christen verfolgen Christen. So hat also schon in den Tagen Jakobi dieser Geist sein Werk begonnen und die ungeheuerliche Thatsache, daß Christen sich untereinander verfolgen, nahm bereits damals ihren Anfang. Und seit jenen Tagen hat dieses Geistes Herrschaft fortgewährt, lange Jahrhunderte hindurch, bis auf diesen Tag. Die Kirche Christi übernahm das Amt des Anklägers und mit Ausnahme des ersten Konzils, das sich nicht die Aufgabe stellte, auszuschließen, sondern zu vereinigen und die Seile des die Christenheit brüderlich zusammenfassenden Kirchenzeltes nicht enger, sondern weiter zu spannen, — seit jenem ersten Konzil ist während achtzehnhundert Jahren kein einziges zusammengetreten,

das nicht jedes seiner Glaubensbekenntnisse geschützt hätte mit der nur zu bekannten Formel: „So jemand anders lehrt, der sei verflucht!“

Myriaden zahlloser Bannflüche sind durch die Jahrhunderte gehallt. Die Kirche hat den Geist ihres Meisters vergessen und Feuer vom Himmel gerufen. Ein furchtbarer Gedanke, daß auf diesem Schauspiel das Auge Gottes hat ruhen müssen! Er schaut hernieder auf die Geschöpfe seiner Hände und hört allerwärts die Sprache religiöser Verwünschungen — und wer wird schließlich durch Fluchen gerechtfertigt?

Die römische Kirche schleudert ihre Bannstrahlen gegen Protestanten jeder Richtung. Der Reformierte erkennt den Armenier*) kaum als Christen an. Wer sich ein echter Anglikaner dünkt, schließt jeden von der Kirche Christi aus, der nicht Anhänger seiner eigenen Rechtgläubigkeit ist. Jeder Geistliche und jede Gemeinde haben ihren engen Kreis, außerhalb desselben es für sie nur Ketzer giebt. Ja, selbst innerhalb jener Sekte, die inbezug auf dogmatisch ausgeprägte Wahrheit am unbestimmtesten ist, sehen wir den Unitarier der alten Schule die vergeistigende Richtung der jungen, aufstrebenden Schule verdächtigen.

Dies ist der Stand der Dinge, zu dem wir gelangt. Barmherzige Schwestern geben nicht zu, daß ein Samariter eine That der Barmherzigkeit thun könne; Verkündiger des Evangeliums schleudern die Donnerkeile des Herrn; unwissende Hörer folgen diesem Geist und übertreiben ihn; Knaben, Mädchen und Frauen überläuft ein Schauder, wenn jemand vorübergeht, der vielleicht besser und heiliger ist als sie, der ihren Gott anbetet, an ihren Erlöser glaubt, mit ihnen den gleichen Kampf des Lebens kämpft — aber den sie gelehrt worden sind, als Widersacher Gottes anzusehen.

Es giebt gewisse Fromme, gegen welche diese Heftigkeit sich ganz vornehmlich gerichtet hat. Keiner, der die Zeichen der Zeit zu deuten vermag, kann sich der Beobachtung entziehen, daß wir am Vorabend großer Veränderungen stehen, vielleicht vor dem Zu-

---

*) Eine holländische Sekte.

sammenbruch der englischen Kirche. Ohne Frage hat schon ein zahlreicher Übergang zur römischen Kirche stattgefunden. Welches nun war die Lage derjenigen, die im Begriff sind, diesen Schritt zu thun? Man hat ihnen vorgeworfen, sie hätten unehrenhafterweise im Lohn der Kirche gestanden. Man setzte ihnen Wächter. Sie konnten kein Wort weder geheim noch öffentlich reden, das nicht der Welt durch irgend einen vielgeschäftigen Frommen kundgemacht wäre. Kein Besuch, den sie machten, ja auch keine, noch so thörichte, von ihnen gewählte Bekleidung blieb unbeachtet und wurde Gegenstand bitterer Beargwöhnung und übelwollenden Geschwätzes. Seit Jahren hat die christliche Presse sie mit demselben Eifer, aber zum Glück mit geringerer Machtbefugnis verlästert, wie einst die Inquisition. Qualen und innere Kämpfe, die man wenig ahnte, sind von Menschen durchgerungen worden, die sich inmitten ihrer Gemeinschaft wie Ausgestoßene fühlen mußten und natürlich anfingen, nach einer andern Heimat auszuschauen.

Wir pflegen es als ein Glück zu preisen, daß die Zeiten der Verfolgungen vorüber seien, aber Verfolgung besteht noch in Kraft, wo Strafen verhängt werden über Ansichten, die einer hegt, statt auf den Lebenswandel, den er führt. Oder besteht Verfolgung nur in Feuer und Schwert? Für einen zartfühlenden Menschen ist das Schwert nicht so tief verwundend wie Verleumdung, und Feuer weniger unerträglich als die Verweigerung des Mitgefühls.

Machen wir hiervon die Nutzanwendung; ihr freut euch, daß Scheiterhaufen und Märtyrerpfahl aufgegeben worden. Ihr habt nie verfolgt, ihr überlaßt das der verderbten römischen Kirche. Ja, lebendig verbrannt habt ihr niemanden, habt nicht Beifall geklatscht, als der Todesschrei den Zuschauern verkündete, daß des Löwen Tatze die empfindlichste Stelle seines Opfers getroffen habe; — — aber habt ihr den Geächteten nie seiner Freunde beraubt? nicht bedenklich den Kopf geschüttelt und geheimnisvolle Winke darüber fallen lassen, daß er Seelen zur Hölle führe? nicht die Liebe seiner Familie erkältet? ihn nicht seines guten Namens beraubt? Habt ihr nie mit Entzücken die Kirche, der er angehört, als den Anti=

christ bezeichnen und in öffentlichen Versammlungen sie mit den Greueln der Apokalypse vergleichen hören? habt ihr nie eine hämische Freude darin gefunden, all' den elenden Klatsch zu wiederholen, welchen fromme Verleumdung seinem täglichen Thun, seinen Worten und selbst seinen unausgesprochenen Gedanken anheftete? Habt ihr nie vergessen, daß die Aufgabe des Menschen, „seine Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern", an sich schwer genug ist, ohne daß man sich noch in sein Allerheiligstes, in das was einzig und allein zwischen ihm und Gott vorgeht, zu drängen braucht? Habt ihr nie gesagt, es sei wünschenswert, daß er katholisch würde — bis das Leben ihm schließlich unerträglich wurde, bis er, mehr und mehr nur auf sich angewiesen, allein stand in der Welt wie sein Erlöser, ohne doch wie dieser still in dem Bewußtsein zu ruhen, daß der Vater bei ihm sei; bis eine harte, trotzige Stimmung von seiner Seele Besitz nahm und von seinen Lippen oder aus seinem Herzen nur der eine Wunsch sich losrang — nach Ruhe, nach Ruhe um jeden Preis, nach Frieden, koste er was er wolle, selbst wenn er nur im Schoß der römischen Kirche zu finden sei.

II. Die Schuld, welche wir mit Zügellosigkeit der Zunge auf uns laden.

1. Die erste üble Folge ist der Schaden, den der Mensch sich selbst zufügt. „Also ist die Zunge unter unsern Gliedern und befleckt den ganzen Leib." Es ist nicht gleich einleuchtend, inwiefern der Mensch sich durch Verleumden selbst schädigt. Ich nehme ein einfaches Beispiel dafür. Das Schadennehmen äußert sich zunächst als Vergeudung geistiger Kraft. Auf zweierlei Weise findet der Dampf einer Maschine seinen Ausweg: er arbeitet geräuschlos und er entweicht laut, mit Lärm und Zerstieben. So gelangt auch die geistige Energie des Menschen auf zweierlei Weise zum Ausdruck: sie äußert sich in stillem Thun oder in lauten Worten. Aber so viel Kraft man in die eine Ausdrucksweise legt, ebenso viel wird der anderen entzogen.

Wenige Menschen ahnen, wieviel sittliche Kraft durch bloßes Geschwätz vergeudet wird. Was sich im Thun äußern sollte, wird

statt dessen in Worten ausgegeben. Der gewandte Ruhmredige ist nicht der Mann, der vor dem Feind am besten standhält; mit recht rät man ihm, seinen Mut für die Zeit der Not aufzusparen. Laute Äußerungen tugendhaften Unwillens gegen das Böse, von der Rednerbühne oder im Salon sind noch keine Beweise sittlicher Größe. Soviel Unwille sich auf diese Weise Luft gemacht hat, ist auch verloren, ist ebenso viel der Aufgabe, den Kampf mit dem Übel selbst aufzunehmen, entzogen — und soviel weniger Kraft ist dem Manne geblieben. Daher legt jeder, welcher die Neigung zum Reden in sich zügelt, ein Kapital von geistiger Kraft an.

Mit besonderem Nachdruck erklärt der Apostel Jakobus: „Wer aber auch in keinem Wort fehlet, der ist ein vollkommener Mann und kann auch den ganzen Leib im Zaum halten." Ein ganzer Mann ist er und ein starker, weil er seine Kraft nicht verausgabt hat. In diesen Tagen des lauten Bekennens und bitteren, beredten Verdammens ist es uns heilsam, die göttliche Kraft des Schweigens zu lernen. Gedenkt an Christus im Richthause, als an das wahre Bild und die echte Verkörperung sittlicher Größe; als die Schmähungen um ihn her tobten, und die Anschuldigungen sich verdoppelten — „schwieg er stille."

2. Der andere Zug in der durch Verleumdung bewirkten Schuld ist die Unberechenbarkeit ihrer Folgen.

„Die Zunge kann kein Mensch zähmen."

Du kannst eine verleumderische Zunge so wenig aufhalten wie die Verleumdung selbst. Du magst den Verleumder widerlegen und der Verleumdung bis zu ihrer Quelle nachgehen; du magst ihren Urheber bloßstellen und ihm dadurch eine so ernste Lektion erteilen, daß eine Wiederholung des gegebenen Anstoßes unmöglich scheint. Aber die üble Gewohnheit ist unverbesserlich: morgen ist die Zunge von neuem im Gange. Ebensowenig kannst du die Folgen der Verleumdung aufhalten. Du magst öffentlich ihre Falschheit nachweisen, sie bis in die kleinsten Teile sichten, erklären und totmachen: und dennoch, Jahre nachher, als du längst meintest alles auf immer beseitigt zu haben, erweckt die Erwähnung eines Namens Er-

innerungen in einem anderen, der wohl die Verleumdung, aber nicht deren Widerlegung vernahm, sie vielleicht unbeachtet ließ, oder überhaupt nur eine unbestimmte, verworrene Vorstellung von dem Ganzen hatte und nun zweifelnd fragt: „aber waren damit nicht verdächtige Umstände verknüpft?“ Es geht damit wie mit dem griechischen Feuer in der Kriegführung der Alten, das unversehrt unter dem Wasser weiter brannte; oder wie mit dem Unkraut, das an einer Stelle ausgerauft, an einer anderen, hunderte von Schritten entfernt, desto üppiger aufschießt; oder, um den Vergleich des Apostels selbst zu gebrauchen, wie mit einem Rade, das durch seine eigene Bewegung mit zunehmender Schnelligkeit in Brand und in eine immer heftigere Brunst gerät: „und zündet an allen unsern Wandel“ (wörtlich „das Rad unseres Lebens“). Das wilde Tier könnt ihr zähmen, die Feuersbrunst des Urwaldes wird sich legen, wenn alle Bäume und das dürre Gestrüpp verzehrt sind; aber den Lauf des grausamen Wortes, das du gestern oder heute morgen achtlos ausgesprochen, oder das du äußern wirst, ehe du vielleicht hundert Schritt von dieser Kirche entfernt bist, kannst du nicht aufhalten. Es wird weiterlaufen, entzündend, mordend, vergiftend, ohne daß du ihm Einhalt zu gebieten vermagst, immer und ewiglich.

Ein drittes Element in der Schuld des Verleumdens ist seine Unnatur. „Es sollte, liebe Brüder, nicht so sein!“ Es sollte nicht — d. h. es ist unnatürlich. Daß der Apostel dies sagen will erhellt aus den folgenden Bildern: „Quillet auch ein Brunnen aus einem Loch süß und bitter? kann auch, liebe Brüder, ein Feigenbaum Öl, oder ein Weinstock Feigen tragen?“ In diesen Gleichnissen ist scheinbar wenig enthalten, das ein Argument gegen das Verleumden abgäbe. Der Beweggrund, den sie beibringen, wird manchem weit hergeholt und ohne zwingende Kraft erscheinen. Wem diese Welt aber als ein unendliches Ganzes erscheint, und wem das Sittengesetz nur ein Teil des großen Universalgesetzes ist, in welchem es harmonisch aufgeht — dem werden Bilder wie diese zu den überzeugendsten Beweisen. Man definiert das Böse am

besten als etwas Naturwidriges. Böse ist böse, weil unnatürlich Ein Weinstock, der Oliven trüge, ein Auge, dem blau gelb erschiene — wären krank. Eine unnatürliche Mutter, ein unnatürlicher Sohn, eine unnatürliche Handlung — das sind unsere stärksten Ausdrücke der Verurteilung. Dies ist die Anschauung des Christentums über das sittlich Böse. Die Lehre Christi ruft den Menschen zur Natur zurück und flößt der Menschheit nicht ein neues ein. Christus ist gekommen, um alle Elemente und alle Kräfte der menschlichen Natur wachzurufen, um ein natürliches Gleichgewicht all' unserer Fähigkeiten herzustellen; nicht, um uns zu unserer individuell selbstsüchtigen Natur zurückzuführen, sondern zur menschlichen Natur, wie sie in Gottes Idee lag — zu dem vollkommenen Ideal, das in uns verwirklicht werden soll. Das Christentum ist Wiedergeburt unserer ganzen Natur und nicht Zerstörung auch nur des kleinsten ihrer Teile.

Nun ist es der Natur des Menschen gemäß, Gott anzubeten, und das Gottähnliche im Menschen zu lieben. Die Aufgabe der Zunge ist, zu segnen; Verleumden ist sündig, weil es dem widerspricht. Doch ist selbst im Verleumden, trotz dieser Verkehrung, die Teilnahme des Menschen am Menschen noch erkennbar. Was sonst als verkehrte Teilnahme macht selbst die schlechten Handlungen, Worte und Gedanken unserer Nächsten zum Gegenstand so seltsamen Interesses für uns? Bedenke es wohl, daß dies unserer Natur und Bestimmung widerstreitet. Andern Übles nachreden macht dich zu einem Ungeheuer in der Schöpfung Gottes. Laß dich in der Gewohnheit des Verleumdens gehen und es giebt fortan keinen Strom mehr, der hell aus dem Schoß der Erde quillt, keinen Baum mehr, der stille zur gewiesenen Zeit die ihm gemäße Frucht zur Reife bringt, der nicht dein Ankläger würde und dich nicht als greuliche Anomalie brandmarkte.

4. Wir betrachten viertens den teuflischen Charakter des Verleumdens. Die Zunge ist „von der Hölle entzündet." Dies ist nicht nur ein starker Ausdruck, ein Vorwurf des äußersten Unwillens, sondern er enthält tiefen und bedeutungsvollen Sinn. Der

Apostel meint es wörtlich, wenn er sagt: verleumden sei teuflisch. Die erste Erklärung dafür liegt schon in der Bedeutung des Wortes. „Teufel“ heißt im Urtext so viel als: Betrüger oder Verleumder. Die erste Erwähnung eines teuflischen Geistes geschieht im Zusammenhang mit der verleumderischen Einflüsterung gegen den Allmächtigen, unter der Vorspiegelung, daß sein Verbot aus der Eifersucht auf seine Geschöpfe entsprungen sei: „Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgethan und werdet sein wie Gott, und wissen was gut und böse ist.“

Die prachtvolle Bildersprache des Buches Hiob führt den Versucher ein mit dem teuflischen und boshaften Hohn, welcher den Guten stets die selbstsüchtigsten Motive unterschiebt: „Meinest du, daß Hiob umsonst Gott fürchtet?“ Noch auf eine andere Weise findet der furchtbar zutreffende Vorwurf des Apostels seine Rechtfertigung. Es wird in der Bibel nur von einem Zustand gesprochen, aus dem es keine Rettung gäbe und nur von einer Sünde wird gesagt, sie könne nicht vergeben werden. Die Pharisäer hatten Jesu Werke vor Augen. Sie konnten nicht leugnen, daß es gute Werke, daß es Wunder der Barmherzigkeit seien; aber eher als zuzugeben, daß ein guter Mensch sie unter Mitwirkung des Geistes Gottes gewirkt habe, zogen sie vor, sie durch die gewagtesten und unsinnigsten Hypothesen zu erklären. Sie sagten, dieselben seien durch Beelzebub gewirkt, durch der Teufel Obersten: Bei dieser Gelegenheit nun sagte unser Erlöser mit besonderem Nachdruck: „Die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Tage für jedes unnütze Wort, das sie geredet haben.“ Und hier war es, wo er es aussprach, daß für das Wort, welches wider den heiligen Geist geredet wurde, weder in diesem noch dem zukünftigen Leben Vergebung sei.

Unsere Herzen stimmen dieser Wahrheit zu: böse gut und gut böse heißen, das göttliche Gute vor Augen haben und es das teuflisch Böse nennen — — tiefer als zu dieser tiefsten Tiefe kann der gottgeschaffene Geist nicht sinken. Es giebt keine Genesung für den kalten Brand, es giebt kein Heilmittel gegen Ver-

knöcherung des Herzens. Ach, über den entsetzlichen Zustand, wo sich dem vergällten Auge alles Gute in Böses verwandelt und die Heilmittel selber zu zerstörenden Giften werden! Hütet euch schon vor der leisesten Annäherung an diese Gefahr! Hütet euch vor dem Geist, der durch Streitfragen genährt wird — — vor der Sucht das Böse im Charakter des Gegners zu erspähen! Hütet euch vor der Gewohnheit, die dem Verleumder zum Lebenselement wird — jeden bösen Punkt zu vergrößern und das Auge vor dem Guten zu verschließen, bis die Menschen da anlangen, wo weitherzige, umfassende Liebe (die der Himmel ist) — unmöglich wird, wo ein argwöhnischer, gegen alle sich kehrender Haß von dem Herzen Besitz ergreift, der nichts anderes ist — als die Hölle!

Es giebt eine bestimmte Weise, in welcher dieser Geist sich offenbart, auf welche ich eure Aufmerksamkeit ganz besonders lenken möchte.

Die politischen Ansichten der Gesellschaft werden geleitet durch die politische Presse. Ebenso werden die religiösen Anschauungen einer unübersehbaren Menge von jener Presse beeinflußt, die sich die religiöse nennt. Es ist daher von der größten Bedeutung, den Geist dieser „religiösen Presse" kennen zu lernen. Ich frage nicht, welche Ansichten dieselbe vertritt, ob evangelikale, anglikanische oder römische — aber danach frage ich, wes Geistes die Quelle ist, aus der das religiöse Leben so vieler gespeist wird? Wenn jemand diesen Teil der Presse durchblättert, einerlei, welcher Partei die Zeitung oder das Blatt angehört — wird er entsetzt sein, darin die Charaktere solcher, die er hoch verehren muß, deren Herz er kennt, deren Lauterkeit und Leben ihm über jedem Verdachte stehen, dem Haß und Zorn preisgegeben zu sehen. Das Organ der einen ist gegen das der andern Partei gerichtet und jedes hat anerkanntermaßen die Aufgabe, mit mikroskopischer Genauigkeit auf die Namen derer hinzuweisen, deren Ansichten man zu fliehen habe. Und damit diese noch ängstlicher gemieden werden, wird der Charakter derer, die gegnerischen Ansichten huldigen, herabgezogen und verlästert. Keine Beleidigung ist zu gemein, keine Verdächtigung zu unverschämt

oder zu falsch für die Rücksichtslosigkeit dieser Verleumder. Ich möchte hierfür den Ausdruck nicht gern gebrauchen, der nach theatralischer Heftigkeit klingen könnte; aber ich sage es in ganzem Ernst und halte mich dabei an die inspirierte Sprache der Bibel mit voller Absicht und in buchstäblichem Sinne: der Geist, der die religiöse Presse unseres Landes beseelt, der solche Anzüglichkeiten diktiert, der Andersdenkende verhindert, das Gute in ihren Gegnern zu erkennen, der einem edlen Leben niedrige Motive unterlegt und die Leser unterweist, was für Leute sie beargwöhnen und scheuen sollen, statt lieber auf das hinzuweisen, was sie gerade an diesen bewundern und lieben könnten — dies ist ein Geist, „den die Hölle entzündet hat!"

Ehe wir schließen, laßt uns der Sache bis an die Wurzel gehen: „Der Mensch" — sagt der Apostel Jakobus — „ist nach dem Bilde Gottes geschaffen"; Menschen verleumden, heißt Gott verleumden. Das Gute im Menschen lieben, heißt das Gute in Gott lieben. Liebe ist das einzige Heilmittel gegen Verleumdung. Nicht Regeln, nicht Einschränkungen können sie dämpfen; wir mögen sie immerhin denunzieren, unser Denunzieren wird vergeblich sein. Gründliche Heilung bewerkstelligt nur eine Liebe „aus ungefärbtem Herzen und unerschütterlichem Glauben", eine Liebe, die herausfühlt, was in der menschlichen Natur groß ist; die mit innerem Entzücken alles Hohe und Herrliche und edles Thun anerkennt; die ihre Freude darin findet, gute Eigenschaften auch bei ihren erbittertsten Gegnern zu sehen, und diese Eigenschaften selbst bei denen zu bewundern, für welche sie am wenigsten Sympathie empfindet — seien es Katholiken oder Unitarier; — diese Liebe allein kann den Geist des Verleumdens und Verdächtigens austreiben. Wollen wir Gott loben, so müssen wir zuvor lernen den Menschen zu loben, der nach seinem Bilde gemacht ist.

Über Absolution.

Lukas 5, 21: „Und die Schriftgelehrten und Pharisäer fingen an zu denken und sprachen: Wer ist der, daß er Gotteslästerung redet? Wer kann Sünden vergeben, denn allein Gott?"

Es giebt Fragen, die wieder und wieder gelöst, sich von Zeit zu Zeit immer erneuter Untersuchung aufdrängen, Irrtümer, die widerlegt und bis auf die Wurzel abgehauen, im nächsten Jahrhundert so frisch und lebenskräftig wieder auftauchen wie je. Sie sind dem fabelhaften Ungeheuer des Altertums vergleichbar, auf dessen Rumpf sich an Stelle eines abgeschlagenen Hauptes stets neue Häupter unvertilglich mehrten; oder dem Unkraut, das an einer Stelle ausgerottet, an einer anderen um so üppiger emporschießt.

In jedem derartigen Falle kann man überzeugt sein, daß man der Sache noch nicht bis auf die Wurzel gekommen ist. Der Irrtum ist wohl nachgewiesen, aber die ihm zugrunde liegende Wahrheit nicht herausgelöst worden. Denn jeder Irrtum ist mit einer Wahrheit verknüpft; und da die Wahrheit unversiegbar ist, so sprudelt sie immer wieder hervor, sobald die Verhältnisse ihr günstig sind oder sie hervorrufen; und der Same des Irrtums an ihren Wurzeln geht mit auf, als Unkraut, wie vorher auch.

Ein greifbarer Beleg hierfür ist der Glaube an die Geister-erscheinung Verstorbener. Ihr mögt den Thatbestand jeder be-haupteten Erscheinung untersuchen, ihre Unwahrscheinlichkeit nach-

weisen, ja bis zur Unmöglichkeit darthun — das Gefühl dafür wird sich im Volk dennoch behaupten; ja selbst bei den Aufgeklärten lebt der Aberglaube versteckt weiter und offenbart sich, unter dem Vorgeben gänzlichen Unglaubens, durch die Bereitwilligkeit, jede auch noch so phantastische neue Kunde auf diesem Gebiet zu glauben, sobald sie nur den Schein der Echtheit hat. Nun liegen zwei Wahrheiten an der Wurzel dieses Aberglaubens. Erstens die Wirklichkeit der Geisterwelt und der instinktive Glaube daran. Zweitens die Thatsache, daß in gewissen körperlichen Zuständen das Auge die Gegenstände, die es zu erblicken meint, selbst erschafft. Solchem Aberglauben wird der Todesstoß nur dann versetzt, wenn nicht allein bewiesen wird, daß die Menschen sich betrogen, sondern auch aufgezeigt wird, wodurch dies geschah; wenn die Wissenschaft die optische Täuschung nachgewiesen und den physiologischen Zustand, in welchem solche Erscheinungen sichtbar werden, erklärt hat. Ihn lächerlich machen, hilft so wenig dagegen wie bloße Mißbilligung. Solange die Menschen fühlen, daß es eine Geisterwelt giebt, und solange der Eindruck bei einigen lebendig ist, daß sie einen Blick hineingethan haben, verschwendest du deine Redekunst dagegen vergeblich. Die Wahrheit gilt es aufzudecken, welche dem Irrtum zugrunde liegt.

Hieraus gewinnen wir die Folgerung, daß falsche Ansichten nicht durch ihre Verneinung, sondern nur durch Hervorheben der gegenüberstehenden Wahrheit bekämpft werden können. Eine Widerlegung, die Bestand haben soll, muß positiv und nicht negativ sein. Unkraut ausjäten ist eine nie endende Arbeit. Baut den Boden mit gesunden Pflanzen an, so wird die Feuchtigkeit, die sonst nur geiles Unkraut speiste, von kräftigeren Pflanzen aufgesaugt, und das vertrocknende Unkraut alsdann leicht ausgerauft. Es ist eine endlose Arbeit, den Irrtum zu widerlegen, aber pflanzt Wahrheit auf, und der Irrtum wird verschwinden.

Das eben Gesagte soll nur die Einleitung bilden zur Besprechung der Frage von der menschlichen Befugnis, Sünden zu vergeben, an welcher der Glaube der Menschheit beharrlich festhält. Man hat

bis jetzt wohl noch keine Religion kennen gelernt ohne diesen Glauben. Es giebt keinen Wilden, bis hin zu den Inseln des stillen Ozeans, der nicht glaubte, sein Priester könne ihn vor den Folgen der Sünde schützen. Es gab kein Volk im Altertum, das nicht Vermittler göttlicher Gnaden gehabt hätte. Dieser Glaube ging aus dem Heidentum in die römische Kirche über. Zur Zeit der Reformation aber ward er preisgegeben. In ganz Europa machte sich damals eine mächtige Reaktion dagegen geltend. Die ganze Idee menschlicher Priesterschaft wurde scheinbar auf immer — als jeder Begründug entbehrend — abgethan. Menschliche Vermittlung zwischen Gott und der Seele wurde in jeder denkbaren Form auf das heftigste bestritten. Einzig auf Gott, als den alleinigen Sündenvergeber, wurde die Menschheit gewiesen.

Dennoch ersteht dieser Glaube heute, nach dreihundert Jahren, so mächtig wie je zuvor. Was wir tot geglaubt, ist wieder lebendig geworden, und wird wahrscheinlich nicht so bald wieder sterben. Kürzlich angestellte Untersuchungen haben ergeben, daß in unserem Lande, dessen Gewohnheiten am meisten dagegen sprechen, täglich gebeichtet wird; daß Privatabsolution von Engländern verlangt und von englischen Geistlichen gespendet wird. Eine so bedeutsame Thatsache kann uns wohl veranlassen, einmal stille zu stehen und zu fragen, ob wir die richtige Antwort auf diese Frage schon gefunden haben. Ihre Verneinung, ihre leidenschaftliche Verneinung haben wir; wir sind ihrer ewigen Wiederholung müde, aber wo ist die positive Wahrheit, die diesem Verlangen zugrunde liegt? Parlament und Kanzeln, Senatoren und Geistliche haben gewetteifert in der Heftigkeit, mit der sie die Absolution für unchristlich und unenglisch erklären. Alle Greuel des Beichtstuhls sind in schonungsloser und ebenso unehrerbietiger wie unzarter Weise vor die Öffentlichkeit gezogen worden. Dennoch kommen Männer und Frauen, deren Frömmigkeit und Reinheit über jeder Verleumdung steht, und flehen um Zusicherung der Vergebung ihrer Sünden. Was sollen wir ihnen antworten? Sollen wir sagen: „Wer ist der, daß er Gotteslästerung redet? Wer kann Sünden vergeben,

denn allein Gott?" Sollen wir es alles Gotteslästerung nennen? Sollen wir darin einen gottlosen Eingriff in die Privilegien des Einen erkennen, der allein Sünde vergeben kann? Wohl, wir könnten so sprechen und es wären derartige Äußerungen sogar höchst populär.

Es kann euch aber nicht entgehen, daß wir alsdann nichts anderes thäten als die Pharisäer in unserem Text: wir brächten eine Verneinung zustande; eine Verneinung ist aber nur eine Seite der Wahrheit. Außerdem haben wir diese Verneinung schon seit dreihundert Jahren aufrechterhalten, und mit geringem Erfolg. Wir bleiben bei der Behauptung: ein Mensch kann nicht die Versicherung geben, ob die Sünde vergeben sei. Mit anderen Worten: Menschen können nicht Absolution erteilen. Und dennoch verlangt das Herz nach menschlicher Versicherung der Vergebung seiner Sünden. Womit werden wir nun dies heiße Sehnen stillen? Wir wollen es versuchen, in die Tiefen der positiven Wahrheit einzudringen, in welcher die einzig richtige Beantwortung des Irrtums liegen kann. Wir wollen danach forschen, ob nicht eine wirkliche Beantwortung jenes sehnlichen Verlangens in den Worten des Erlösers enthalten ist: „Des Menschen Sohn hat Macht, auf Erden Sünden zu vergeben."

Welche Macht liegt denn in menschlicher Vergebung? Was bedeutet Absolution auf den Lippen eines Menschenkindes? Das sind die Fragen, die uns heute beschäftigen sollen. Wir betrachten:

I. die Ohnmacht des Verneinens;

II. die Macht der positiven Wahrheit.

I. Die Pharisäer leugneten die Wirksamkeit menschlicher Absolution; sie sagten: „Niemand kann Sünden vergeben, denn allein Gott." Das war verneinen; und was erreichten sie durch ihr System der Negationen? Sie förderten weder den inneren Frieden, noch bewirkten sie Heiligung damit. Wir befänden uns in einem großen Irrtum, wenn wir annähmen, die Pharisäer wären Heuchler in dem gewöhnlich damit verbundenen Sinn gewesen; sie hätten nämlich den Eifer um die Religion nur vorgegeben, ohne innerlich dabei

beteiligt zu sein. Nein, sie waren auf ihre Weise ernstlich besorgt darum. Sie vernahmen eine ihnen erstaunliche Verkündigung freier Sündenvergebung durch einen Menschen. Das schien ihnen nichts anderes als ein Freigeben der Sünde. Wenn dieser neue Lehrer, dieser Emporkömmling, oder wie sie ihn nannten, „dieser Mensch, von dem jedermann wußte, von wannen er war“ — das Land der Länge und Breite nach durchzog und Sündern Frieden verkündigte, sie ermunternd, das Vergangene zu vergessen und sich nach dem zu strecken, was vor ihnen liege; die Gewissen zur Ruhe sprechend und den Menschen anbefehlend, sich vor dem Gott, den sie mit ihren Sünden beleidigt hatten, nicht zu fürchten, sondern ihm zu vertrauen: wohin würde es da kommen mit Moralität und Religion? Dieser anmaßende Sündenvergeber würde das Volk gegen beides gleichgültig machen. Wenn das unentbehrliche Abschreckungsmittel der Strafe hinfällig wurde, was blieb alsdann, um das Volk vom Sündigen abzuhalten? Denn die Pharisäer kannten nur eine Frömmigkeit; die, welche im Unterlassen aller möglichen Dinge besteht. Sie hatten keine Auffassung für eine freiwillige Liebe zum Guten, nur für eine solche Gerechtigkeit, wie sie durch Aussicht auf Belohnungen und Strafen erreicht wird — Gesetzesgerechtigkeit, Gesetzesfrömmigkeit. Gott zu fürchten, nicht aber ihn zu lieben und ihm zu vertrauen, machte nach ihren Begriffen das Wesen der Religion aus. Und dies bildet in der That noch heute die gewöhnliche Auffassung und ist das, was die meisten Menschen unter Religion verstehen. Das Wort „Religion“ bedeutet seiner Ableitung nach soviel wie Einschränkung, Pflicht; eine Verpflichtung dies zu thun und eine Verpflichtung jenes zu lassen. Und hierin gerade besteht das negative System der Pharisäer: man will lieber ein ängstliches Vermeiden des Bösen, als ein positives, freies Streben nach Vollkommenheit. Ein solches System hat es noch nie zu etwas anderem gebracht, als zu einem unfruchtbaren Verneinen: „das ist Sünde!“ — „dies ist Ketzerei!“ — „jenes ist gefährlich!“

Noch eine andere Menschenklasse gab es, welche die mensch-

liche Befugnis zum Absolvieren ebenfalls bestritt. Sie wurden „Schriftgelehrte“ genannt. — Pedanten, Männer gewichtigen Wissens und peinlicher Auseinandersetzungen; aus gewöhnlichen Abschreibern des Gesetzes waren sie zu Auslegern desselben aufgestiegen. Sie konnten haarscharf das Ellenmaß der Strecke angeben, die man am Sabbat reisen durfte, ohne das Gesetz zu verletzen. Sie konnten auf Grund bewährtester Theologie die Wichtigkeit jeder einzelnen Pflicht abwägen. Sie konnten in autoritativer Weise das vornehmste Gebot im Gesetz bestimmen. Der Schriftgelehrte verkehrt die Religion in Etikette. Gott ist — seiner Vorstellung nach — ein Monarch; Versündigung gegen denselben besteht in Übertretung gewisser Gesetzesstatute, und sein, des Schriftgelehrten Amt ist es, die vorgeschriebenen Bedingungen darzulegen, unter denen solche Übertretung des Gesetzes gebüßt (ausgeglichen) werden kann. Er hat keine Vorstellung davon, daß man bei dem Herrscher vorgelassen werden könne, ohne gewisse Formalitäten erfüllt zu haben, die er selbst, der Schriftgelehrte, beauftragt ist, festzustellen.

Es giebt daher zu allen Zeiten Schriftgelehrte. Römische Schriftgelehrte, die einen Unterschied machen zwischen Erlassungs- und Todsünden, und jeder das ihr Zukommende von Strafe und Absolution erteilen. Es giebt protestantische Schriftgelehrte, die keine andere Vorstellung von Gott haben als die eines zürnenden Richters, und die verschiedene Methoden vorschreiben, durch welche er versöhnt werden könne, verschiedene Preise, in Ansehung derer er die Absicht habe, Vergebung zu verkaufen. Menschen, die einen genauen Unterschied zwischen verschiedenen Arten des Glaubens machen, zwischen historischem und Heilsglauben (Distinktionen, welche jedes natürliche Gefühl verwirren und irreleiten); welche die natürliche Liebe zu den Angehörigen als ebendenselben Götzendienst bezeichnen wie das abgöttische Kniebeugen vor dem Mammon; welche genau unterscheiden zwischen erlaubter und unerlaubter Sonntagsarbeit; welche dich zu einer gefährlichen Zergliederung deiner Gefühle und zum Beobachten deiner geistlichen Erfahrungen an-

leiten, um festzustellen, ob dich dieselben berechtigen, Gott deinen Vater nennen zu dürfen. Sie hassen den römischen Schriftgelehrten genau sowie der jüdische Schriftgelehrte den Samariter haßte und Ketzer nannte. Aber sie sind Kinder desselben Geistes.

Und nun die Folgen dieses Systems — sie treten heute auf vierfache Weise zutage. Bei den Feinorganisierten äußern sie sich als Hoffnungslosigkeit; bei den Selbstgefälligen als geistlicher Hochmut; bei den sklavisch Unfreien als Aberglaube; bei den Halsstarrigen als Unglaube. Denkt darüber nach, ob ihr diese vier Merkmale nicht allgemein unter uns verbreitet und ausgereift findet: Hoffnungslosigkeit, geistlichen Hochmut, Aberglaube und Unglaube. Sie haben sich seit Jahren bei uns eingebürgert. Und mitten darin entwickelt der Beichtstuhl wieder seine Thätigkeit, worüber Erstaunen und Empörung laut werden. Es darf auch nicht geduldet werden, daß Geistliche der anglikanischen Kirche Ohrenbeichte hören und absolvieren. Und doch stand dies zu erwarten. Durch unseren Evangelikalismus und Trakterianismus, durch das Schriftgelehrten- und Pharisäertum, durch unser ganzes Parteitreiben haben wir das wirkliche Leben aus dem Auge verloren, und sind ebenso eifrig geworden inbezug auf das Verneinen wie einst die Schriftgelehrten und Pharisäer. Aber unterdessen verlangt die unterdrückte, überbürdete und nach Atem ringende menschliche Natur vergeblich nach etwas Wirklichem, das Leben spendete. Von Kontroversen vermag die Seele nicht zu leben. Von Protesten gegen Ketzerei, wie heftig sie auch seien, kann sie sich nicht ernähren. Fast ist es, als suchten wir einander im lauten Protestieren zu überbieten. Jedes Buch, jedes Blatt läßt Warnungen erschallen. „Hütet euch!“ steht überall geschrieben. Hütet euch vor Rom! hütet euch vor Genf! hütet euch vor Deutschland! Gefahr von allen Seiten. Satan überall — Gott — nirgendwo! Überall jemand zu fürchten oder zu meiden, nirgend jemand, der rückhaltlos und ohne Argwohn zu lieben wäre. Ist es zu verwundern, wenn Männer und Frauen aus all dem Verneinen heraus schmerzlich fragen: „Ihr warnt mich vor Irrtümern, aber wer will mich

in die Wahrheit leiten? ich bedarf der Führung. Ich bin sündig, voller Schuld; ich brauche Vergebung! sagt mir, daß ich Verzeihung habe, helft mir, es zu glauben! Eure Streitigkeiten helfen mir nicht. Wenn ihr mir das nicht geben könnt, so kommt wenig darauf an, was ihr sonst vermögt. Ihr habt Gottes Liebe eingeschränkt und den Weg zum Himmel verengt. Ihr habt die Religion durch unzählbare, mystische Fragen und Spitzfindigkeiten so verdunkelt, daß ich den Weg zu Gott nicht finden kann. Ihr ängstigt mich mit Gruben zur Rechten und mit Fallstricken zur Linken, sodaß ich nicht mehr wage, noch einen einzigen Schritt zu thun. Gebt mir Frieden, gebt mir menschlichen Beistand: ich brauche einen menschlichen Arm, um mich darauf zu stützen!"

Dieser Hilferuf erschallt jeden Tag dringender und lauter, von allen Seiten her. Und es ist kein Wunder, wenn aus dem öffentlichen Leben sowohl wie aus dem Privatleben die gleiche Kunde zu uns dringt: daß die Neubekehrten in Rom Frieden gefunden haben. Denn das Geheimnis der Anziehungskraft Roms liegt eben darin, daß es seine Lehre nicht auf schwankende Gefühle und korrekte Ansichten gründet, sondern auf Thatsachen. Es giebt nicht nur höchst wahrscheinlich einen Gott, sondern: das Dasein Gottes ist eine Thatsache. Gottes Vergebung ruht nicht im Gefühl, sondern sie ist eine Thatsache, und wird, obwohl unsichtbar, durch das äußere Symbol erkennbar, bezeugt. Rom stellt die Absolution in den Vordergrund, seine falsche, priestermäßige, magische Absolution als sichtbare Thatsache und als ein Zeugnis der unsichtbaren Vergebung. Und sein Irrtum besteht, weil er auf einer Wahrheit beruht.

II. Die Macht der positiven Wahrheit.

Kann es uns Wunder nehmen, wenn ein Herz, das auf jeder Seite ermahnt wird, den Menschen zu mißtrauen, plötzlich eine andere Wendung nimmt und durch überspanntes Vertrauen zu einem Priester den Beweis liefert, daß sein normaler, naturgemäßer Zustand sich nicht in Mißtrauen, sondern im Vertrauen kundgiebt?

Was ist Vergebung? der mit uns versöhnte Gott. Was ist Absolution? die autoritative Erklärung, daß Gott mit uns versöhnt sei. Autoritativ, d. h. eine wirkliche Macht, das Bewußtsein und das Gefühl der Vergebung mitzuteilen. Es ist Macht des Menschensohnes, „auf Erden Sünden zu vergeben." Es ist der Mensch, Gottes Ebenbild, der durch sein Vergeben auf Erden das Vergeben Gottes im Himmel darstellt. Hierbei ist Gottes Vergebung der Sünden wohl zu unterscheiden von einer Aufhebung ihrer Folgen. Wenn Gott Sünde vergiebt, so folgt daraus nicht, daß er damit ihre Folgen aufhöbe. Wenn er z. B. dem Trunkenbold, dessen Gesundheit zerstört ist, vergiebt, so stellt auch die Vergebung seine Gesundheit nicht wieder her. Gottes Vergebung thut den Weltgesetzen nicht Eintrag, denn sie ist selbst eins dieser Gesetze. Es ist ein Gesetz, daß auf die Übertretung Strafe folgt. Vergebung will nicht von der Strafe befreien; aber sie wandelt das Gefühl um, mit welchem die Strafe hingenommen wird. Das Instrument des Arztes ist ebenso schmerzhaft wie das des Folterers; doch in dem einen Fall erträgt man es ruhig, weil es auf die Herstellung abzielt, während es in dem anderen Falle zur Verzweiflung treibt, weil man dabei die Absicht fühlt, uns Schaden zu thun. Gerade so verschieden ist das Leiden, das eine Sünde, von der wir hoffen, Gott habe sie vergeben, mit sich bringt, von der Pein, die glühend heiß aus der Hand eines zornigen Gottes auf uns zu fallen scheint. Es ist eine erschütternde Wahrheit, daß, wenigstens soweit unsere Erkenntnis reicht, die Folgen einer Handlung unauflöslich mit derselben verknüpft sind. Vergebung hält dieselben nicht auf; weil aber Vergebung, Sanftmut und ein reuiges, dankbares Hinnehmen der Strafe bewirkt, verwandelt sie die Folgen der Sünde in Segnungen. Das ist die Vergebung Gottes und Absolution ist die dem Gewissen übermittelte Gewißheit derselben. Absolvieren heißt befreien; heißt trösten durch Darreichen der Stärkung — und Ruhe gewähren anstatt der Furcht.

Es war des Erlösers Weise, durch volle und freie Vergebung

von der Sünde loszumachen. Dem sterbenden Schächer, eine Stunde zuvor fast noch ein Lästerer, sicherte er unbedingte Vergebung zu. Von dem Augenblicke an, wo sich seine Gefühle Gott gegenüber änderten, verkündete Christus ihm seine Versöhnung mit Gott; „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Und menschlich gesprochen war es eben dieser vergebende Geist und Ton, welcher dem Heiland eine so unvergleichliche, wunderbare Gewalt über sündige, verirrte Gemüter verlieh. Eben daher quoll auch der Impuls zu einem neuen Leben, welchen die Menschen innerlich empfingen, mit denen er in Berührung kam. So geschah es, daß der von der Legion besessen und in den Gräbern zuhause gewesen, bekleidet und vernünftig zu Jesu Füßen saß; daher kam es, daß das verstoßene, durch Vorwürfe der Menschen in eherne Verhärtung hineingetriebene, arme Weib, „die große Sünderin“, als sie die ungewohnte Stimme menschlichen Mitfühlens vernahm, „seine Füße mit ihren Thränen wusch, und sie trocknete mit den Haaren ihres Hauptes“. Und dies ist's, was wir vergessen haben. Noch immer nicht haben wir gelernt, der erlösenden Macht der Liebe zu vertrauen; wir glauben noch nicht an die Allmacht der Gnade oder daran, daß es beim Anklopfen an die Herzen viel wirksamer ist, sich an die besseren statt an die niederen Seiten der menschlichen Natur zu wenden. Prägt es euch tief ins Gemüt, auf der Macht der Vergebung ruht das innerste Geheimnis des Evangeliums, ja, es ist dies so recht eigentlich sein Zentralpunkt. Die Erlösung ist eine unbedingte; wohl zu merken nicht ein Anerbieten, sondern ein Geschenk und auf keinerlei Weise mit Bedingungen beschwert, sondern frei wie die Luft, die wir atmen. Gott heißt den verlorenen Sohn willkommen. Gottes Liebe sucht weder Geld noch Gaben. — Dem gegenüber haben manche die allerernstesten Bedenken, sie meinen, es sei gewagt, so zu sprechen. Sie halten es für höchst gefahrbringend, auf die Sicherheitswache einer heilsamen Beschränkung zu verzichten. Gesetz, Gesetz, nichts kommt dem Gesetz gleich! nichts einer heilsamen Furcht, um die Menschen zur Heiligkeit zu führen. O du blinder Phari-

säer! hättest du je die Triebkraft des Lebens kennen gelernt, die aus dem Gefühl, befreit zu sein, hervorsprudelt, die überströmende Dankbarkeit, in welcher das Herz „den Weg Seiner Gebote läuft“, wenn alle Ketten zerbrochen sind und es furchtlos und frei dasteht in dem Licht und der Liebe Gottes! Dann würdest du begreifen, daß ein volles, vertrauendes Erbarmen, welches sich an die besseren und edleren Triebe eines beladenen Gemüts wendet, das sicherste und auch das schönste, köstlichste Mittel ist, sich seines Gehorsams zu versichern.

Bis hierher wird man nichts gegen diese Lehre einzuwenden haben. Man wird zugeben, daß die Vergebung im Munde Christi wahr und berechtigt gewesen auf Grund seiner Gottheit; daß es dasselbe sei, ob Gott auf Erden oder im Himmel spreche. Nein, meine Brüder, es ist nicht dasselbe. Christi Sündenvergebung auf Erden ist eine neue, der Wahrheit, daß Gott im Himmel uns vergiebt, noch hinzugefügte Wahrheit. Es ist keineswegs eins und dasselbe. Das eine ist die Vergebung der Gottheit, das andere das Bezeugen derselben durch die Menschheit. — Er gebot dem gichtbrüchigen Manne zu wandeln, „auf daß sie erkenneten, daß des Menschensohn Macht habe auf Erden, Sünden zu vergeben“. Deshalb gehen wir noch einen Schritt weiter. Dieselbe Macht, die er ausgeübt hatte, hinterließ er seiner Kirche: „Wem ihr die Sünden vergebet, dem sind sie vergeben“. Darauf mag erwidert werden, daß diese Verheißung nur den Aposteln gehört, daß sie übernatürlich begabt gewesen, wahre Buße von vorgeblicher zu unterscheiden und die Absolution deshalb ihr ausschließliches Privilegium gewesen, und wir nicht das Recht hätten zu der Behauptung, es erstrecke sich über die Apostel hinaus.

Wir bringen diese Frage zum Abschluß, indem wir an ein Beispiel erinnern, wo ein Apostel absolvierte. Untersuchen wir, ob er die Befugnis dazu auf seine Person beschränkte. Paulus sagt 1 Kor. 2, 10: „Welchem aber ihr etwas vergebet, dem vergebe ich auch. Denn auch ich, so ich etwas vergebe jemandem, das vergebe ich um euretwillen an Christi Statt.“

Es liegt auf der Hand, daß der Apostel hier einen Menschen absolvierte, dessen Exkommunikation er zuvor verlangt hatte. Aber er absolvierte ihn, weil die Gemeinde ihm vergab. Nicht als ein übernatürlich Bevollmächtigter, der geheimnisvolle Güter zu vermitteln hat, sondern als Organ und Repräsentant der Kirche. Demnach kam die Macht der Absolution der Kirche zu und dem Apostel durch die Kirche. Eine Macht, die allen Christen zugehört; dem Apostel nur in seiner Eigenschaft als Christ, nicht als Apostel. Ohne Zweifel eine priesterliche Macht, weil Christus alle zu „Königen und Priestern" gemacht hat.

Wir wenden uns mit dieser gewonnenen Erkenntnis wieder dem Worte zu: „Des Menschensohn hat Macht auf Erden, Sünde zu vergeben." Achtet genau auf die Worte; Christus erhebt diesen Anspruch nicht als Gott, sondern als Menschensohn, d. h. als Mensch. Wir können es als Regel aufstellen, überall, wo Christus sich des Menschensohn nennt, beruft er sich auf seine Menschheit. Als Repräsentant des Menschengeschlechts nahm der Hohepriester der Menschheit das Recht der Sündenvergebung in Anspruch; auf Grund der Ebenbildlichkeit menschlicher Natur mit Gottes Natur, und weil menschliche Liebe ein Abbild der Liebe Gottes und menschliche Vergebung Sinnbild und Versicherung der Vergebung Gottes ist. In Christo erschien die Menschheit als vollkommenes Abbild der Gottheit; und sein Vergeben entsprach nach Maß und Inhalt vollkommen der Vergebung Gottes. Hierauf beruht die tiefe Wahrheit der Lehre von seinem ewigen Hohenpriestertum. Der ewige Sohn ist die Menschheit in Gottes Wesen, ist das immerdar menschliche Herz Gottes. Der Vergeber lebt ewiglich. Der Vater richtet niemanden, sondern hat dem Sohne das Richteramt und auch die Gewalt, das Urteil zu vollstrecken, übergeben: — weil er des Menschensohn ist. Aber noch mehr: In einem untergeordneten, weil unvollkommneren Grade hat die Vergebung des Menschen als solche eine entbindende Kraft. Wer hätte nicht empfunden, welche Last von seiner Seele genommen wurde, als er die geheime Schuld, über die er lange gegrübelt, be-

kannte und vergebendes, menschliches Verständnis fand; — besonders zu Zeiten, wo er darauf gefaßt war, Kälte und Vorwürfen zu begegnen? Wer hätte nicht gefühlt, daß ihm solch' Augenblick das Anbrechen einer höheren Hoffnung bedeutete, und daß das milde Urteil eines erfahrenen und guten Menschen ihm Abbild und Gewähr der Vergebung Gottes zu sein schien, ja, diese ihn glauben machte? Obwohl unbewußt, mag doch ein derartiges Überlegen in dem Seufzen des Herzens vor sich gehen: Er hat mich noch lieb und hat Erbarmen mit mir — sollte da nicht auch Gott vergeben? Dieser Mensch, nach Gottes Bilde geschaffen, hält meine Sache nicht für hoffnungslos. Dann wird sie auch vor der umfassenderen Liebe Gottes nicht verloren sein.

Nur so, und nur auf diese Weise können wir die kirchliche Handlung der Absolution verstehen. Absolution, ein Vorrecht unserer Menschheit, kommt durch eine formale kirchliche Handlung zum Ausdruck. Es hat viel Hader und bitteren Zorn hervorgerufen, daß die englische Kirche ihren Geistlichen die Absolution auf die Lippen gelegt hat. Ich glaube, nicht mit Recht, wenn wir Christi Worten auf den Grund gehen. Der Geistliche verkündet die Vergebung kraft seines Amtes als Organ der Gemeinde, als Stimme der Kirche in Gottes und der Menschheit Namen. Denn der Mensch tritt hier an Gottes Statt. Die Kirche stellt dar, was der Mensch ist und sein sollte. Der Geistliche repräsentiert die Kirche. Er spricht somit in dem Namen unserer gottähnlichen Natur. Er verkündet eine göttliche Thatsache, er bewirkt sie nicht. In seiner Absolution liegt keine Zauberei. Welchem Gott nicht vergeben hat, kann der Geistliche durch Anwendung der Absolutionsformel auch nicht vergeben, noch durch die Formel der Exkommunikation jemandem, dem Gott vergeben hat, die Vergebung entziehen; so wenig als er einen Teufel durch die Formel der Taufe in einen Engel verwandeln kann. Er bezeugt nur, was jedem zu bezeugen das Recht zusteht und was er immer mit Mund und Wandel bezeugen sollte. Als Geistlicher aber bezeugt er es autoritativ, im Namen jedes Christen, der durch sein Christentum ein Priester Gottes ist. Er

wendet das universale Gut auf den speziellen Fall an. Wie er in der Taufe die allgemeine Kindschaft dem einzelnen bei seinem Namen versiegelt mit den Worten: „Die Kindschaft, die Christus allen Menschen erworben hat, verkündige ich hiermit diesem Kinde"; so wendet er bei der Absolution die Liebe Gottes speziell auf alle diejenigen an, die da und dann darauf lauschen, mit den Worten: „Ich verkündige euch hiermit kraft meines Amtes die Vergebung eurer Sünden".

In dem liturgischen Abschnitt unseres Gebetbuches über das „Kranke besuchen" legt die Kirche Englands ihren Geistlichen ganz ohne Vorbedingungen die Worte in den Mund: „Ich entbinde dich aller deiner Sünden". Ihr wißt, daß diese Stelle immer als römisch und abergläubisch angegriffen wird. Ich möchte den kostbaren Passus nicht missen. Ich liebe die englische Kirche, weil sie ihr Erbe voll in Anspruch zu nehmen gewagt hat, weil sie den Mut hat, das für sich in Anspruch zu nehmen, was sie sein soll — Gottes Stellvertreterin auf Erden. Sie spricht zu ihrem Diener: Tritt hin vor die umdunkelte Seele, auf welche die Todesschatten sich senken, in menschlichem Fleisch und Blut ihr den Unsichtbaren vergegenwärtigend und mit den Worten menschlicher Liebe ihr die ewige Liebe nahebringend. Sage kühnlich, ich bin hier, nicht um dir ein ungewisses Vielleicht, sondern die Thatsache zu verkünden: Ich vergebe dir im Namen der Menschheit und sofern diese die Gottheit vertritt, ist meine Vergebung Sinnbild der Vergebung Gottes.

Die Kirche legt ihrem Geistlichen keine Beschwörungsformel in den Mund. Er vermag den nicht zu segnen, den Gott nicht gesegnet; nicht den zu verdammen, welchen Gott nicht verdammt. Hat er aber ein Kind der Vergebung vor sich, so wird seine Absolution auf ihm bleiben. Wenn du je die langsame und scheinbar hoffnungslose Aufgabe zu lösen versuchtest, ein krankes Herz zu trösten, eine Wunde zu verbinden, die immer aufs neue blutet — das kein Zuspruch trösten kann, weil er nicht autoritativ auftritt; dann muß es dir aufgegangen sein, daß jene Macht, welche die

englische Kirche mit dieser Formel beansprucht — wenn man ihr Glauben schenkte, gerade das Heilmittel ist, das du brauchst. Du würdest selbst die Formel der römischen Kirche als einen Segen empfunden haben, wenn sie angenommen werden könnte als ein Unterpfand, daß die ganze Vergangenheit ausgelöscht und von diesem Augenblick an eine neue, fleckenlose Zukunft sich vor der Seele aufthäte. Du mußt dies gefühlt — ja selbst gewünscht haben, du hättest den Mut, auszusprechen: von ganzem Herzen habe ich meinen irrenden Bruder absolviert. Ist Gott weniger barmherzig als ich? Kann ich — darf ich — es nur bedingungsweise sagen oder denken? Wage ich zu sagen: ich hoffe — darf ich nicht — muß ich nicht sagen: ich w e i ß, Gott hat dir vergeben? Jeder Mensch hat es gesagt, dessen Herz über eines anderen Sünde blutete und des anderen Reue unter so bitteren Schmerzen mitempfand, als ob er selbst das Verbrechen begangen hätte; jeder Vater hat es gesagt, der eine reuige Tochter wieder aufnahm und ihr eine neue Hoffnung für das Leben eröffnete; — jede Mutter hat es gesagt, die je durch ihr Hoffen wider Hoffen für einen verlorenen Sohn eine tiefere und weiter reichende Liebe bezeugte als die Welt sie kennt; — jeder Mensch hat es gesagt, der ein schweres Unrecht vergab.

Hieran kannst du sehen, warum und wie die Kirche absolviert. Sie übt nur die Macht aus, die jedem Menschensohn zukommt. Wäre die Gesellschaft von Christi Geist durchdrungen, verträte sie durch ihr Vergeben und ihr Ausschließen wahrhaft Gottes Sinn, dann hätte die Kirche nicht nötig zu sprechen. Aber die Absolution der Welt und der Gesellschaft stellt auf keinerlei Weise die Vergebung Gottes dar. Die Welt absolviert solche, welche Gott nicht absolviert: die Stolzen, die Selbstsüchtigen, die Starken, die Verführer. Die Gesellschaft verweigert den Verführten, den Schwachen und den reuigen Sündern, die Gott angenommen hat, die Rückkehr und Wiederaufnahme. Daher ist es notwendig, daß eine auserwählte Körperschaft durch ihre bestimmten Organe das thut, im Namen der Menschheit, was der Mensch als solcher nicht thut. Die

Kirche ist die ideale Menschheit. Sie stellt das dar, was der Mensch nach der Idee Gottes sein sollte und was er in Christo angeschaut in Gottes Augen ist. Und der Geistliche der Kirche redet als Repräsentant dieser idealen Menschheit. Kirchliche Absolution ist im Namen Gottes, des Sündenvergebers, — ein ewiger Protest gegen die falschen Urteilsschlüsse der Gesellschaft.

Noch eins. Hütet euch, hieraus eine tote Formel zu machen. Ist die Vergebung keine lebendige Wahrheit mehr, dann wird sie zu einer ungeheuerlichen Falschheit. Wenn ihr die Absolution als mystische Gabe auffaßt, besonderen Menschen anvertraut, die man Priester nennt und nur in ihrem Munde wirksam, dann versteinert ihr eine Wahrheit und wandelt sie in Tod und Unwirklichkeit. Ich habe auseinanderzusetzen versucht, daß die Absolution nicht eine von Pfaffentrug erfundene kirchliche Anmaßung ist, sondern eine gesegnete, lebendige, menschliche Befugnis. Eine dir und mir verliehene Macht; nach dem Maß, als wir sie liebe- und weisheitsvoll in unserem Leben und mit unseren Lippen ausüben, helfen wir Menschen aus der Sünde heraus; und in dem Maße wir sie nicht oder falsch anwenden, treiben wir Menschen in den Schoß der römischen Kirche hinein. Denn wenn das Herz die Wahrheit nicht erlangen kann, greift es zu ihrem Zerrbild. Durch jede großmütige Handlung, durch jedes rückhaltlose Vergeben, mit dem ein lauterer Mensch vergiebt, Barmherzigkeit erzeigt oder den Bußfertigen tröstet, verkündigt er die Wahrheit, daß des „Menschensohn Macht habe auf Erden, Sünde zu vergeben". Er übt die priesterliche Gewalt der Menschheit aus, er vergiebt die Sünde. Laßt die Theologie über Absolution sagen was sie will: er giebt dem Gewissen Frieden, er wird ein Abbild und die Gewähr dessen, was Gott ist — er löst die Ketten und läßt den Gefangenen frei.

Geistliche Niedergeschlagenheit.

Psalm 42, 1—3: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele Gott zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott: wenn werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue? Meine Thränen sind meine Speise Tag und Nacht, weil man täglich zu mir saget, wo ist nun dein Gott?"

Der Wert des liturgischen Verlesens der Psalmen liegt für uns darin, daß sie indirekt unsere tieferen Empfindungen aussprechen, die wir, ohne unzart zu werden, nicht direkt äußern würden.

Von manchen Gefühlen reden wir nicht untereinander, sie sind zu heilig und zu zart. So meist unsere Empfindnngen gegen Gott. Wenn wir darüber reden, so verlieren sie ihren Hauch, werden gewöhnlich, ja es liegt sogar eine Unzartheit darin und ein Sie-preisgeben. In den Psalmen finden wir aber den gewünschten Ausdruck. Wer nicht so empfindet, entschuldigt scheinbare Übertreibungen mit der poetischen Form, und wer sie sich aneignet, kommt nicht in den Verdacht, sein eigenes Fühlen bloßzulegen. Darin liegt ihr beschwichtigender Einfluß, und dadurch, während andere Partieen der Schrift veralten mögen, bleiben sie der köstlichste Bestandteil des Alten Testaments. Denn des Menschen Herz ist das gleiche zu allen Zeiten.

Der 42. Psalm enthält Äußerungen eines Leids, wie es Menschen selten aussprechen. Es giebt einen Kummer, der schwerer wiegt als das Entbehren von Brot und der Verlust von Freunden.

Man nannte ihn in alten Zeiten geistliche Verlassenheit. Aber zuweilen wird solch einsamer Gram laut, wie in diesem Psalm. Nimm Vers 6 und 7: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er mir hilft mit seinem Angesicht. Mein Gott betrübt ist meine Seele in mir." Und in einem noch gewaltigeren Ringen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"

I. Ursachen von Davids Niedergeschlagenheit;

II. Davids Trost;

I. Ursachen von Davids Niedergeschlagenheit.

1. Das Dürsten nach Gott:

„Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott: wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?"

Im Menschenherzen wohnt ein Verlangen, das wir am besten kennzeichnen als Durst nach Unendlichem. Wir sind so geschaffen, daß nichts Endliches uns befriedigt.

Daher das Befreiende und Erlösende, was uns aus der Vorstellung des Unbegrenzten erwächst: des weiten Himmels, der dunkeln Nacht, des endlosen Horizontes, des schrankenlosen Meeres. Daher auch unser Unbefriedigtsein bei allem, was geschieht und geschehen kann. Die Schönheit sahen wir noch nicht, welche die Vorstellung einer noch vollkommeneren ausgeschlossen hätte. Das Gute noch nicht, das unsern Augen fehlerlos erschienen wäre. Keine That die wir gethan, läßt uns ohne das Gefühl, daß etwas in uns steckt, eine bessere zu vollbringen. Die Himmel sind nicht rein vor unsern Augen und „in seinen Boten finden wir Thorheit." Hiob 4, 18. Deshalb ist stete Ruhelosigkeit der Preis für unsere Größe. Könnten wir ruhen, so müßten wir herabsteigen. Wer jemals zufrieden ist mit dem, was er thut, der hat seinen Höhepunkt erreicht. Er wird nicht mehr fortschreiten. Es ist des Menschen Geschick — nicht unzufrieden zu bleiben — wohl aber für immer unbefriedigt.

Unendliche Vollkommenheit — Schönheit, die kein Auge gesehn, und die in keines Menschen Herz gekommen, Gerechtigkeit ohne Fehl,

und Redlichkeit ohne Makel — danach heiß zu verlangen, das ist das „Dürsten nach Gott."

2. Das zeitweise Verlieren des persönlichen Gottesbewußtseins.

„Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott."

Durchforschen wir unsere eigene Erfahrung. Wir finden, was wir bedürfen. Nicht Unendlichkeit, aber den unendlich Einen, nicht Liebe als das Gesetz des Weltalls, sondern Einen, deß Name Liebe ist.

Denn wenn es in dieser Welt der Ordnung nicht Einen gäbe, in dessen Herzen diese Ordnung wurzelte, und von dessen Wesen sie nur der Abglanz; in dieser Welt so mannigfachen Planens keine persönliche Liebe, die den Himmeln ihr Strahlengeflimmer verliehen und dem Schnee seine Reinheit; dann wären Ordnung, Liebe, Scharfsinn, Weisheit nur entsetzliche Abstraktionen, und wir allein in dem öden All.

Voran in der Bezeugung dieser Wahrheit stand die jüdische Religion. Sie predigte nicht: „Laßt uns nachsinnen über das anbetungswürdige Licht, es wird unsern Verstand erleuchten;" — wie der heiligste Vers der indischen heiligen Bücher lautet. Sondern: „So spricht der Herr: Ich bin, der Ich bin." Durch das Wort „Ich bin" wird eine Persönlichkeit festgestellt; und in dem Ausdruck „so spricht" liegt die wirkliche Vorstellung einer Offenbarung, d. h. des freiwilligen Nahens des Schöpfers zu dem Geschöpf.

Daher sind die israelitischen Psalmen merkwürdig durch die persönliche, zarte Hingabe an Gott, die Ausbrüche leidenschaftlicher, individueller Anhänglichkeit, denen wir auf jeder Seite begegnen. Ein persönliches Wesen, fordernd und gebend Herz um Herz — zur Liebe entzündend, weil liebend — das war der Jehovah Israels.

Nun stellt dieses dem Gott des Philosophen und dem Gott des (doktrinären) Theologen gegenüber.

Der Gott des Theologen ist kaum ein lebendiger Gott. Er hat gelebt; aber wir werden glaubwürdig versichert, daß er seit 1800 Jahren keine Spur seines Lebens gezeigt. Der

Kanon ist geschlossen. Die Beweise, daß er war, sind uns in den geschaffenen Dingen und in den Büchern der Männer gegeben, zu denen er geredet. Aber er erleuchtet niemanden und wirkt keine Wunder mehr. Den Theologen nach giebt er uns Beweise seiner Absichten statt sich selbst: Doktrin statt des Lebens.

Wiederum ein anderer ist der Gott des Philosophen. Die Tendenz der Philosophie war es von jeher, das persönliche Wesen weiter und weiter in die Vergangenheit zurückzuweisen, seit der Zeit, wo man in jedem Baum und Strom eine beseelte Macht voraussetzte, bis zu der Periode, wo man statt dessen Prinzipien substituierte; danach „Gesetze". Und der Gott des Philosophen ist ein Gesetz, in dem alle anderen Gesetze aufgehen.

Ganz anders spricht die Bibel von Gott. Nicht als vom Gesetz, sondern als vom Leben alles dessen was ist. Als von einem Wesen, das fühlt und empfunden wird; das geliebt wird und wieder liebt, ein Gott, der meines Herzens Pulsschlag fühlt, der die Haare auf meinem Haupte zählt, die Raben speist und die Lilien bekleidet, der meine Gebete hört und sie deutet durch einen Geist, der meinem Geist verwandt. Es ist eine dunkle Stunde, wenn uns das Bewußtsein von der Persönlichkeit Gottes verloren geht. Weit schrecklicher als der Zweifel an der Unsterblichkeit. Denn vor die Alternative gestellt: eine Ewigkeit ohne persönlichen Gott, oder Gott auf siebenzig Jahre ohne Unsterblichkeit — würde niemand von Davids Gesinnung schwanken und sprechen: Gieb mir Gott zum Leben, ihn zu kennen und von ihm erkannt zu werden. Keine Vorstellung ist entsetzlicher, als die einer Ewigkeit ohne ihn. „Meine Seele dürstet nach Gott." Das Verlangen nach Unsterblichkeit ist ein untergeordnetes.

3. Der Hohn der Spötter.

„Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir."

Der Hirsch von dem hier die Rede, ist der verfolgte Hirsch, der gehetzt wird, dem die großen Thränen aus den Augen fallen, und der Schweiß schwarz aus den Flanken bricht. Laßt

uns sehen, worin die Verfolgung bestand. „Wo ist nun dein Gott?“

So geht es immer in religiöser Bekümmernis. Die fühllose Welt höhnt oder mißversteht. Geistlicher Not gegenüber fragt sie: warum ist er nicht wie andere Leute? Tiefen Schmerz bei schwerem Verlust schilt sie Unglauben. Im Unglück tröstet sie wie Hiobs Freunde, und nennt es Heimsuchung. Oder wie die Heiden in Melita, Paulus, als sich die Otter um seine Hand ringelte, für einen von der göttlichen Rache Verfolgten erklärten, so nennen sie dich ohne Frage einen Ungläubigen, mag auch deine Seele schreien nach Gott. Und in jener dunkeln, angstvollen Stunde, als er zu Gott rief: „Eli, Eli“ — sprachen sie: „Laßt sehn, ob Elias komme und ihm helfe.“

Das ist hart und schwer zu ertragen. Es ist leicht gesagt, daß Glaubensstärke darüber erhaben sein müsse. Aber in der Dunkelheit kein Verständnis finden, und wenn die Seele gleichsam tastet nach Gott, fühlen, daß Menschen unsere Hand loslassen! Stechfliegen, so klein sie sind, machen ein edles Kriegsroß rasend. Deshalb spricht David im 10. Vers von dem „Mord in seinen Gebeinen.“ Aber merkt wohl, das Gefühl der Verlassenheit ist kein Beweis des Verlassenseins. Das Sehnen nach dem fernen Gott ist ein ebenso starker Beweis der Liebe, als die Freude in dem gegenwärtigen, ja noch mehr, es ist möglich, daß ein Mensch Gott und dem Guten entschiedener dient, während er an seinem Dasein zweifelt, und in der Angst seiner Seele nach Licht schreit, als während er festhält an einem gewöhnlichen Glaubensbekenntnis und ihm nur in kalter Weise naht. Einen wenigstens hat es gegeben, dessen scheinbares Zweifeln den Stempel der Majestät des Glaubens an sich trug: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“

II. Davids Trost.

1. Zunächst auf Hoffnung. (Vers 5.) Unterscheidet das Empfinden des Glaubens, daß Gott nahe ist, von der Hoffnung des Glaubens, daß er nahe sein wird.

Es giebt Zeiten, in denen dichte Wolken das Sonnenlicht verbergen; man kann die Sonne weder sehen noch fühlen. Ein feinfühliges Temperament wird dadurch niedergedrückt, und zwar unerklärlich und unwiderstehlich. Keine Anstrengung kann dem Fühlen gebieten. Alsdann hoffen wir. Hinter den Wolken steht die Sonne: sie wird daraus hervorbrechen! Der Tag schleppt sich dahin, die dunkelste und längste Nacht geht endlich auch vorüber. So ertragen wir Dunkelheit und sonst unerträgliche Kälte und manch schlaflose Nacht. Die Sonne scheint jetzt nicht — aber sie wird wieder scheinen. So auch in geistlichen Dingen.

Es giebt Stunden, in denen körperliches Übelbefinden die Ausblicke der Seele verdunkelt, Tage, an denen man bei überreizten Nerven das Leben eben nur noch erträgt. Monate und Jahre, in denen innere, nach Lösung drängende Schwierigkeiten Gott ausschließen. Dann muß Hoffnung für den Glauben eintreten: „Was ich jetzt thue, das weißt du nicht, du wirst es aber hernachmals erfahren.“ Wolken und Dunkelheit sind um ihn her, aber Gerechtigkeit und Wahrheit sind seines Stuhles Festung. „Harre, meine Seele, harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.“

2. Davids Hoffnung stand auf Gott.

Wir begehen den Irrtum, die Trostquelle in uns zu suchen: in Selbstbetrachtung statt im Aufblick zu Gott. Mit anderen Worten, wir suchen den Trost gerade da, wo er nie zu finden ist. Denn erstens ist es unmöglich, Trost im eigenen Gefühl zu finden, weil dasselbe gar wankelmütig. Heute geht es uns wohl, und unsere innere Stimmung dadurch beeinflußt, ist heiter. Aber morgen ändern sich äußere Umstände, die Sonne scheint nicht, oder der Wind geht kalt und wir sind gedrückt, düster und traurig. Und wenn unsere Hoffnungen unvernünftig hoch gespannt waren, werden sie unvernünftig herabgestimmt. Und dadurch gestaltet sich unsere Erfahrung zu einem auf und nieder, zu Ebbe und Flut, wie das Meer, das Abbild der Unbeständigkeit.

Ferner, es ist unmöglich, Trost aus unserem Thun zu schöpfen;

denn obwohl Handlungen Proben des Charakters sind, so kann in gedrückter Stimmung niemand seine eigenen Handlungen richtig beurteilen. Sie nehmen düstere Farben an durch das düstere Auge, das sie betrachtet. Es wäre gut, wenn alle Menschen sich daran erinnerten, daß Sünder die Sünde nicht recht beurteilen können; am wenigsten können wir unsere eigene Sünde richtig abwägen.

Außerdem verlieren wir Zeit mit der Reue. Ich habe gesündigt — nun wohl, mit Gottes Hilfe werde ich versuchen, es künftig besser zu machen. Aber wenn ich den ganzen Tag nichts thue als darüber trauern und mich nicht trösten lassen will, so werde ich morgen über den heute verlorenen Tag trauern müssen, und das wird ein Ausgangspunkt für abermalige Reue.

Hätten die Kinder Israels in der Wüste, statt auf die eherne Schlange zu schauen, den Blick auf ihre Wunden geheftet, betrachtet, wie tief dieselben, und ob sie langsam oder schnell heilten — dann wäre Heilung unmöglich gewesen. Denn die einzige Möglichkeit dafür war eben, von den Wunden abzusehen. Genau so geht es uns: wenn wir das hoffnungslose und krankhafte Selbstbeobachten fahren lassen, und von uns weg, in christlichem Selbstvergessen auf Gott schauen, dann dämmert uns der erste Strahl des Trostes.

Gott bleibt unberührt von unserem Wankelmut. Unser Schwanken ändert ihn nicht. Sind wir ruhelos, er bleibt in lichter Ruhe. Wir mögen uns niedrig, selbstsüchtig, erbärmlich und entmutigt fühlen, er bleibt derselbe, unveränderlich: Ich bin der Ich bin. Derselbe gestern, heute und in Ewigkeit. In ihm ist keine Veränderung, noch der Schatten eines Wechsels. Was Gott in sich selber ist, nicht wie wir ihn in diesem oder jenem Moment empfinden, darauf ruht unsere Hoffnung. „Meine Seele, harre du auf Gott!“

Der Glaube des Hauptmanns von Kapernaum.

Matth. 8, 10: „Da das Jesus hörete, verwunderte Er sich und sprach zu denen, die Ihm nachfolgten: ‚Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden'."

Das, was dem Sohn Gottes Verwunderung abnötigte, war nicht des Hauptmanns Wohlwollen, auch nicht seine Ausdauer, sondern sein Glaube. Und in diesem Sinn redet das ganze Neue Testament, indem es dem Glauben eine ganz besondere Würde beilegt. Durch den Glauben werden wir gerechtfertigt. Durch den Glauben versetzt der Mensch Berge von Schwierigkeiten. Weil die göttlichste Eigenschaft in dem Herzen Gottes die Liebe ist, und die gewaltigste, weil menschlichste Triebkraft in der Menschenbrust der Glaube — so ist Liebe der Himmel, und Glaube, was sich den Himmel zu eigen macht.

Glaube ist ein theologischer Ausdruck, der selten auf andere Gebiete übertragen wird. Daher ist seine Bedeutung verdunkelt. Und doch ist Glaube keine fremde, neue, eigentümliche Macht, die erst das Christentum auf übernatürliche Weise der Menschheit eingeflößt hätte, sondern dasselbe Prinzip, durch welches wir Tag für Tag leben und eins der gewöhnlichsten Gesetze des alltäglichen Lebens.

Wir verlassen uns auf unsere Sinne, obwohl sie uns oft irreleiten. Im Vertrauen auf die Klugheit des Spions wird häufig

eine Schlacht gewagt. Der Kaufherr vertraut seine Schiffe mit allen Gütern an Bord einem gedungenen Kapitän an, der zahllosen Versuchungen ausgesetzt ist. Ohne dieses Prinzip hielte die Gesellschaft nicht einen Tag zusammen; sie fiele auseinander wie ein Sandhaufen.

Ganz von derselben Art ist nun auch der religiöse Glaube. Wir verlassen uns auf Wahrscheinlichkeiten und das, obwohl andere Wahrscheinlichkeiten dagegen sprechen. Wir können das Dasein Gottes nicht beweisen. Die Annahme eines lebendigen, persönlichen Gottes und einer unpersönlichen Ursache als Grund der Dinge, halten einander, wissenschaftlich gesprochen, beinahe das Gleichgewicht. Ebenso steht es in Hinsicht der Unsterblichkeit und ähnlicher Fragen. Aber der Glaube wirft seine Überzeugung mit in die Wagschale und entscheidet das Übergewicht.

Der Glaube wagt sich, wenn die Wahrscheinlichkeiten gleich stehen, auf die Seite Gottes und auf die Seite dessen, was recht ist, indem er sich auf ein inneres Etwas verläßt, das die Sache wahrscheinlich macht, weil sie seinem tiefsten Verlangen entspricht.

Daher definiert Paulus den Glauben als: „eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet." Sein Fundament ist Hoffnung.

Wir betrachten:

I. Den Glauben, der Lob empfängt.

II. Die Ursachen dieses Lobes.

I. Der Glaube, der Lob empfängt.

Ein erstes Zeugnis für seinen bereits wirksamen Glauben war des Hauptmanns Fürsorge für seinen Knecht.

Dieselbe brauchte selbstverständlich nicht auf religiöser Überzeugung zu beruhen. Von altersher waren die Römer gütig gegen ihre Dienerschaft, lange schon, ehe das Gesetz die Beziehungen zwischen Herrn und Klienten geregelt hatte.

Aber dahin gehört dieser Fall nicht, denn der Hauptmann war Proselyt. Sittlichkeit ist nicht Religion, doch wird sie durch Religion veredelt und erhoben.

Du fragst, inwiefern? Es mag dir angeboren sein, deine Untergebenen gut zu behandeln. Geschieht dies aber nur instinktiv, so ist es dieselbe Art Freundlichkeit, wie du sie etwa deinem Hund oder Pferd erzeigst. Wo der Glaube an Gott, Gerechtigkeit und Unsterblichkeit fehlt, drückst du den Menschen, dem du freundlich begegnest, auf das Niveau des unvernünftigen Tieres herab, das du gut behandelst. Beide sind sterblich und deine Güte für beide ist endlich und armselig. Aber von dem Augenblick an, wo der Glaube hinzutritt und nach seiner Art mit unendlichen Dingen verfährt, so verbreitet er etwas von seiner eigenen Unendlichkeit auf die von dem Manne des Glaubens geliebten Menschen, auf seine Neigungen und seine Handlungen: er hebt sie höher.

Dem entsprechend rühmen es die Juden von dem Hauptmann, daß er „Schulen erbauet, denn er hat unser Volk lieb" (d. h. er liebt Israel als den Träger der Wahrheit) — und er behandelt seine Knechte väterlich. Dies letzte nun, beachtet es wohl, brachte seine sittliche Tüchtigkeit schon dem richtigen Standpunkt nahe. Denn darin unterscheidet sich das Christentum von bloßer Religiosität, daß es nicht nur das Hohe anbetet, sondern das Niedrige erhebt; daß es nicht Heldenverehrung, sondern göttliche Herablassung ist. Aus diesem Gesichtspunkt war denn seine Fürsorge ein Zeugnis von Glauben.

Das andere Zeugnis dafür war seine Demut: „Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehest."

Trotzdem spricht Christus hier nicht von Demut, sondern er sagt: „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." Wir wollen zusehen, warum er so spricht. Wir wollen fragen, inwiefern Demut ein Resultat des Glaubens oder gar mit ihm identisch ist?

Glaube ist Vertrauen. Vertrauen ist Abhängigkeit von einem anderen, es ist die der geistigen Unabhängigkeit und dem Vertrauen auf sich selbst gerade entgegengesetzte Gesinnung. Der Glaube wohnt nicht da, wo ein Geist stolzer Unabhängigkeit regiert. Beachtet es wohl, wie sehr sich dies von unserer gewöhnlichen

modernen Denkweise unterscheidet. Das erste, was heutzutage einem jungen Menschen beigebracht wird, ist, daß er unabhängig werden müsse. Dies ist ganz richtig, in der christlichen Bedeutung des Wortes, insofern es gilt, niemand etwas schuldig zu sein, entschlossen, sein Brot selbst zu erwerben und nicht der Faulheit befördernden Mildthätigkeit anheimzufallen; alles nur eigener Anstrengung zu verdanken, und nicht dem Einfluß und der Verwendung anderer.

Gewöhnlich aber wird Unabhängigkeit dahin verstanden, daß man es sich zur Freude schätzen solle, durch keine Bande an andere menschliche Wesen gefesselt zu sein; nur auf den eigenen Willen Rücksicht nehmen zu brauchen; allein für sich dazustehen, und fremd zu bleiben jedem Gefühl der Zusammengehörigkeit oder der Abhängigkeit von anderen: kurz, eine Gesinnung zu hegen, die recht eigentlich von Eifersucht und Argwohn lebt; die in der Politik zur Revolution und in der Religion zum Atheismus führt, und die das gerade Gegenteil von Christentum und christlicher Freiheit ist, deren Namen sie sich anmaßt. Wahre Freiheit besteht darin, frei zu sein von allen falschen Gebietern, um allein den rechtmäßigen und wahren Herren im Gehorsam verbunden zu sein; los zu sein von der Knechtschaft der Lüste, um Gott und aller guten und gerechten Sache freiwillig zu dienen. Der Glaube allein macht frei.

Und dies war die Freiheit des Hauptmanns: er erkor sich selbst seinen Herrn. Er schmeichelte weder dem Kaiser in Rom, noch machte er dem unmoralischen Regenten in Cäsarea, der Titel und Stellen zu vergeben hatte, den Hof, aber er beugte sich in demütiger Huldigung des Herzens vor dem allein Heiligen. Seine Freiheit war zwanglose, freiwillige Abhängigkeit, war die Freiheit und Demut des Glaubens.

Ein drittes Zeugnis ist sein Glaube an einen unsichtbaren, lebendigen Willen: „Sprich nur ein Wort!“ Merket, wie anders dies ist, als wenn einer sich nur auf die Wahrnehmung seiner Sinne verläßt! Er bat Christus nicht um sein Kommen, nur um eine Willensäußerung. Nicht wie etwa der Arzt, erwartete er

eine Wirkung untrüglicher Naturgesetze, noch die Folge des Zusammentreffens von Ursache und Ursache. Er glaubte an den, der das wahrhaftige Leben ist. Er fühlte, daß die Ursache der Dinge eine Person sei. Daher vermochte er dem lebendigen Willen zu vertrauen — auch ohne zu sehen. Dies ist die höchste Form des Glaubens.

Indessen bemerke ich hierbei, daß der Hauptmann dies in seinem Beruf gelernt hatte: „Denn ich bin ein Mensch der Obrigkeit unterthan, und habe unter mir Kriegsknechte.“ Seine Folgerung war diese: Mein ausgesprochener Wille bewirkt den Gehorsam meiner Untergebenen. Dein Wort und Wille ebenso den Gehorsam der deinen: Krankheit und Gesundheit aber sind deine Diener.

Er erfaßte das Universum mit dem Blick des Soldaten. Er konnte nicht anders. Ihm war die Welt ein weites, großes Heerlager lebendiger Gewalten, in dem die höchste Autorität unweigerlich waltet. Durch militärische Disziplin zum Gehorsam erzogen, daran gewöhnt, den über ihm Stehenden sich prompt unterzuordnen und von seinen Untergebenen dasselbe zu verlangen, erblickte er überall Gesetzmäßigkeit, und Gesetz bedeutete ihm nichts anderes als den Ausdruck eines persönlichen Willens. Es war eben jene militärische Zucht, aus welcher sein Glaube in dieser Form hervorging.

Der Apostel Paulus sagt uns, daß die unsichtbaren Dinge Gottes in der Schöpfung der Welt klar zutage liegen; und wir können hinzufügen, in jedem Bereich der Schöpfung: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,“ der Schmetterling und der Regentropfen aber nicht minder.

Die unsichtbaren Dinge Gottes sind im Leben deutlich zu erkennen, und wir fügen hinzu: auf jedem Gebiet des Lebens.

Es giebt keinen Beruf, kein Handwerk, keine Beschäftigung des Menschen, die nicht auf ihre Weise den Menschen für Gott erzögen. Der Soldat erkannte in dem Gesetz einen persönlichen Willen; und sein Beruf lehrte ihn in der Einheit der Armee, die trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Gliederungen eine lebendige,

organische Einheit bildet — das Prinzip der Einheit Gottes und der Kirche zu erkennen, durch die Gelegenheiten, die der soldatische Beruf zu Selbstbeherrschung und edlen Thaten mit sich bringt. Als das Evangelium zuerst auf Erden verkündigt wurde, ward es den Hirten und den Weisen aus dem Morgenlande in einer Weise mitgeteilt, die durchaus ihren Lebensanschauungen entsprach.

Hirten, wie auch Seeleute, glauben in den Klängen der Luft, in dem Stöhnen des Nachtwindes, in dem Heulen des Sturmes die Stimmen einer übernatürlichen Macht zu vernehmen, ein mehr als vergängliches Leben in den Wolkengebilden zu schauen, die die Bergspitzen umkränzen. Solche unter dem Weben und Tönen der Natur aufgewachsene Leute sind sprichwörtlich abergläubisch. Kein Wunder, daß ihnen auf Flügeln und in den Melodieen der Luft, mit der Menge der himmlischen Heerscharen, die Gott lobten und sprachen, die Kunde kam: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen."

Und die Weisen aus dem Morgenland, Sterndeuter, gewohnt die Geheimnisse von Tod und Leben in den klaren, sternhellen Nächten Persiens zu lesen, wurden durch ein Meteor geleitet.

Jeder auf dem ihm gewiesenen Wege, jeder in seinem eigenen Beruf, jeder auf dem kleinen Fleck des Universums, der ihm zuerteilt.

Denn nicht allein ist Gott überall, sondern seine ganze Fülle ist auf jedem Punkt, nicht hier seine Weisheit und dort seine Güte. Hätten wir offene Augen und Herzen, und nähmen uns Zeit dafür, so vermöchten wir aus den Lebensgesetzen des Gänseblümchens die ganze Wahrheit von Gottes Schönheit, Liebe und Einheit herauszulesen. Ja, wenn du beobachtest, wie jedes Atom nicht um sein selbstwillen da ist, sondern um jedes anderen Atoms im Weltall willen — so kannst du in einem Atom, wie in einem Gänseblümchen, selbst das Gesetz des Kreuzes entdecken. Eine kriechende Spinne hat voralters Ausdauer gelehrt und zu dem Besitz einer Krone geführt. Kleine Moosbüschel, auf die das Auge eines Reisenden in der afrikanischen Wüste fiel, der sich

niedergelegt hatte, um zu sterben, entfachten neu den Glauben an die Liebe Gottes in ihm, die diese kleinsten Fasern eines minimalen Gewächses, so wunderbar gemacht, um nur einmal von einem Menschenauge erblickt zu werden, und führte ihn, wie vor Zeiten den Elias, in der Kraft dieser himmlischen Erquickung vierzig Tage und vierzig Nächte hindurch, bis an die Quellen des Nils. Und wer würde erwarten Gotteserkenntnis durch eine Spinne oder Theologie an einem Moos zu erlernen?

II. Die Ursachen des Lobes Christi.

Wir führen dieselben auf zwei Hauptpunkte zurück.

Erstens: der Hauptmann war Heide, und es daher unwahrscheinlich, daß er die geoffenbarte Wahrheit kannte.

Zweitens: er war Soldat und damit den Versuchungen seines Standes zu Rücksichtslosigkeit, Trägheit und Sinnlichkeit ausgesetzt. Aber was ihm hätte zum Schaden gereichen können, wandelte er in ruhmvollen Gewinn.

In seiner Auslegung behandelt der Erlöser deshalb den Vorzug der Nachteile und den Nachteil der Vorzüge. Einmal spricht er: „Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen.“ Und das andere Mal: „Aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsternis hinaus, da wird sein Heulen und Zähneklappen.“

Es giebt Naturen, die durch Schwierigkeiten geknickt werden, aus welchen andere neue Kraft ziehen. Die größten Männer waren solche, die sich ihren Weg zum Erfolg durch fast unüberwindliche Schwierigkeiten bahnten. Solcherart sind die größten Triumphe der Kunst und Wissenschaft, wie auch der Religion. Moses, Elias, Abraham, Johannes der Täufer, diese Riesengestalten beider Testamente, waren nicht Männer, im Treibhaus religiöser Vorzüge groß gezogen. Mancher Mann hätte Gutes vollbracht, hätte ihm nicht eine Überfülle von Mitteln zugebote gestanden. Manch geistiger Riese liegt begraben unter Bergen von Gold. Lernt hierdurch den wirklichen Gewinn religiöser

Privilegien abschätzen. Sie sind besonders schwachen Naturen notwendig, gerade wie Krücken; aber wie Krücken schwächen sie auch häufig die noch vorhandene Kraft. Denn jeder Vorteil, der ein Werk erleichtert und eine Arbeit überflüssig macht, muß seinen Preis in Form irgend eines Nachteils zahlen. Die Zivilisation giebt uns Fernröhre und Vergrößerungsgläser, aber nimmt uns die untrügliche Sicherheit des Auges, mit welcher der Wilde die Spuren, die Mensch und Tier dem Boden eingedrückt, erspäht. Sie giebt uns wissenschaftliche Heilkunde und vermindert die Gesundheit, welche dieselbe überflüssig machte.

Fragst du nun, wo sich religiöse Größe findet? Nicht dort, wo man religiöse Vorteile genießt, täglich Andachten hält und monatlich zum Abendmahl geht; nicht dort, wo man der Predigten so viele hört, daß sie den übersättigten Geschmack verderben, sondern auf den Hügeln und in den Schlüften, bei den um des Glaubens willen Verfolgten; in der Wüste bei Johannes dem Täufer; in unserer eigenen Diaspora, wo die Liturgie selten gehört wird und christliche Glaubensgenossen einander nur nach Monaten begegnen. Dort, unter mannigfachen Nachteilen, wo die Seele auf sich allein, auf wenige gleichgesinnte Gemüter und auf Gott angewiesen ist, dort erwachsen Glaubenshelden wie der Hauptmann von Kapernaum, dessen feste Überzeugung selbst dem Sohne Gottes Verwunderung abnötigt.

Zum Schluß laßt uns sehen, wie dies Erstaunen Jesu Zeugnis für seine vollkommene Menschheit ablegt. Der Heiland „verwunderte sich". Dies Verwundern war nicht etwa umschriebene Bewunderung. Nein, ein wirkliches, natürliches Erstaunen. Er hatte nicht erwartet, solchen Glauben zu finden.

Der Sohn Gottes wuchs an Weisheit so gut wie an der Gestalt. Dreißig Jahre alt war er weiter als mit zwanzig Jahren und zwanzig Jahre alt wußte er Dinge, die er vorher nicht gekannt hatte. In seinem letzten Lebensjahre trat er an den Feigenbaum heran mit der Erwartung, Frucht zu finden und ward enttäuscht. In allen Dingen ewiger Wahrheit, in Prinzipien, die

nicht an dem Maßstab von mehr oder weniger wahr zu messen sind, war sein Wissen ein absolutes. Aber in Beziehung auf irdische Dinge, die sich nach Raum und Zeit verändern, scheint sein Wissen dem unseren entsprochen zu haben und mehr oder minder von der Erfahrung abhängig gewesen zu sein.

Dies vergessen wir. Wir nehmen Anstoß an der Vorstellung von Christi teilweiser Unwissenheit, als ob dies ein unehrerbietiger Gedanke wäre; wir weichen zurück bei der Idee, er habe wirklich die Macht der Versuchung empfunden, und sein Verlassensein am Kreuz, wie sein momentanes Zweifeln könne in unserem eigenen Leben eine Parallele finden. Mit anderen Worten, wir machen dies göttliche Leben zu einer mimischen Darstellung von Schmerzen, die nicht erlitten, von Verwundern, das nur scheinbar, und Leiden, die theatralisch waren.

Aber damit verlieren wir den Heiland. Denn wohl ist es gut, zu wissen, daß er göttlich war. Geht uns aber diese Wahrheit verloren, dann bleibt uns doch noch ein Gott im Himmel. Ist aber auf Erden niemals ein wirkliches, vollkommenes menschliches Leben gelebt worden, hat es keine Liebe gegeben, die nie erkaltet, keinen Glauben, der nie gewankt, um als Leitstern in die Dunkelheit unserer Erfahrungen hineinzuleuchten; als ein Licht, uns zu leiten inmitten all' der Überzeugung von unserer eigenen Mangelhaftigkeit und all' den Befürchtungen, daß auch die anderen im Grunde klein seien — wohlan! dann mögen wir Religion haben, aber es ist nicht Christentum. Denn verlieren wir ihn erst als Bruder, so haben wir ihn auch nicht mehr als Heiland.

Der Kirche Botschaft an die besitzende Klasse.

1 Samuelis 25, 10—11: „Aber Nabal antwortete den Knechten Davids und sprach: Wer ist der David? Und wer ist der Sohn Isai? Es werden jetzt der Knechte viel, die sich von ihren Herren reißen. Sollte ich mein Brot, Wasser und Fleisch nehmen, das ich für meine Scherer geschlachtet habe, und den Leuten geben, die ich nicht kenne, wo sie her sind?"

Unser Text teilt einen der ersten Fälle mit, in denen die Interessen des Arbeitgebers und Arbeitnehmers, des Besitzenden und des Arbeiters in Streit miteinander geraten. Eine Zeit, in der veraltete Zustände sich auflösen und neue noch nicht befestigt sind; die patriarchalischen Verhältnisse von Vormundschaft und Abhängigkeit dahin, das Königtum noch ohne festen Bestand. Saul war auf dem Thron, aber sein Regiment noch nicht voll geregelt und befestigt. Manches wurde allmählich Sitte, was noch nicht Gesetzeskraft hatte. Und wenn die Sitte zum Gesetz erhoben wird, wird dasselbe auf seinen Vorstufen vielfach auf harten Widerstand stoßen.

Der Hergang ist kurz folgender:

Nabal, der reiche Schafzüchter, weidete seine Herden auf den Triften Carmels. David war Häuptling einer Schar, die auf den nämlichen Höhen ihren Unterhalt durchs Schwert gewann, Heimatlose, deren Ausschreitungen er in gewissem Maße zügelte. Rohes, unausgebildetes Ehrgefühl war den wilden Gesellen nicht fremd. Sie ließen Nabals Herden unangefochten, ja noch mehr, schützten

dieselben gegen die Räuber der Umgegend. Von Nabals Hirten bezeugt, „sind sie unsere Mauern gewesen Tag und Nacht, so lange wir die Schafe bei ihnen gehütet haben". Und daraus erwuchs eine Art Recht; unentwickelt freilich, aber genügend, um die Forderung an Nabal stellen zu können, diese Dienste zu belohnen: ein neuer Anspruch, von ihm nicht anerkannt, vielmehr als Erpressung angesehen, die kein Gesetz fordern könne. Nur das eine, das höher steht als jedes formulierte Gesetz, das nach der inneren Notwendigkeit jedes neu auftauchenden Falles entscheidet, nach einem unerklärbaren, dem Menschen eingeborenen Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl. Aber dafür gab es keine Gesetzesform. Jeder Mann war sein eigen Gesetz und Schiedsrichter zugleich. Konnte da Streit ausbleiben zwischen den wohlhabenden Besitzern und ihren sich eigenmächtig aufwerfenden Beschützern? Erpressung und Gewalt auf der einen, Grobheit und Geiz auf der anderen Seite: ein fruchtbarer, nie versiegender Born von Zwistigkeiten. Der eine Teil will so viel wie möglich nehmen, der andere so wenig wie möglich geben. In moderner Redeweise: die Rechte der Arbeit treten in Konflikt mit dem Recht des Besitzes.

David stellte seine Forderung höflich und bescheiden (V. 6, 7, 8). Nabal wies dieselbe zurück und die Ablehnung war begleitet von verletzenden Sticheleien über niedere Abkunft und Heimatlosigkeit, die ärger sind als Beleidigungen, verwunden und das Blut kochen machen. Nur eine Instanz blieb noch übrig, die der Gewalt: „Ein jeglicher gürte sein Schwert um sich".

Seht nun die Hoffnungslosigkeit und Entsetzlichkeit solchen Kampfes! Die Frage war so weit gediehen: würde David mit seiner wilden, hungrigen Schar, die das Gefühl erlittenen Unrechts einte — oder Nabal, mit seinen wohlgenährten und wohlgehaltenen Mietlingen, die um eigenen Vorteils willen und nicht aus Liebe an ihn gebunden — stärker sein? Die durch Beleidigung aufgestachelte Not oder die mit Überfluß gesättigte Selbstsucht? Die, welche durch Gewalt das Ihre behalten wollten oder die, welche es zu

nehmen gedachten? Ein erschütterndes, ungewisses Schauspiel, das sich aber in jedem Lande wiederholt, wo man Rechte stark empfindet und Pflichten schwach, wo unverschämte Forderungen auf beleidigende Weise zurückgewiesen werden. Überall, wo Eifersucht die Stände trennt und nicht das Gesetz der Liebe sie verbindet; überall dort, wo das Reich Gottes noch nicht aufgerichtet, sondern nur ein Reich der Welt: da gären feindliche Gewalten und drohen unvermeidlichen Zusammenstoß.

Wir suchen zunächst nach den Ursachen dieses verkehrten sozialen Zustandes. Die erste besteht in der falschen Voraussetzung sozialen Vorrangs.

Nabals Benehmen stützte sich auf die Annahme von seiner Überlegenheit. Er war reich, David abhängig vom Erwerb des Tages. Genügte das nicht zur Erledigung der Frage, wer der Überlegene sei und wem Unterordnung gehöre? Wohl eine Zeit lang, so lange, bis die angemaßte Überlegenheit handgreiflich und unerträglich wurde. Eine falsche soziale Anschauung kann lange bestehen, ohne erhebliche Unannehmlichkeit, bis ihre Hohlheit sich unabweislich der Menschen Wahrnehmung aufdrängt und dann nicht mehr zu ertragen ist.

Die Übel der Armut sind nicht unbedingt; sie hängen vom Klima ab. In warmen Ländern, wo man wenig Nahrung, keiner Feuerung und geringen Obdachs bedarf, wird der Stachel selten eher gefühlt, bis die Armut zur Hungersnot wird. Lange ehe dies eintritt, kann aber die Armut unerträglich werden, wo sie in starkem Gegensatz steht zu Luxus und Üppigkeit, in denen die höheren Stände schwelgen. Wo alle gleich leiden, wie Offiziere und Mannschaft auf einer Nordpolfahrt, erträgt die Mannschaft die Strapazen fröhlich; aber wenn das Entbehren schwer auf vielen lastet und der Luxus des unverhältnismäßigen Genießens nur von einigen monopolisiert wird, tritt die Gegenwirkung ein, lange ehe Dürftigkeit thatsächlicher Mangel geworden. Und wiederum, wenn verächtliche Bezeichnungen für die Armen erfunden und gebräuchlich werden, dann ist das falsche Übergewicht nicht länger zu erdulden;

denn Ehren und Würden, die bescheiden auftreten, werden so wenig mißgönnt wie ein anspruchsloser Besitz.

Gerade dies führte (in unserer Erzählung) die Krisis herbei. David hatte lange die Armut ertragen, ja er und seine Leute lange den Gegensatz erduldet zwischen ihrem wohnen in Höhlen, sich betten in Felsen und Nabals behaglicher Existenz. Aber als Nabal noch beißenden, scharfen Hohn hinzufügte, der in das Herz der Armen dringt und darin gärt, der nicht vergessen wird, sondern neu auflebt an dem Tage der Vergeltung: „Wer ist der David und wer ist der Sohn Isai? es werden jetzt der Knechte viel, die sich von ihren Herren reißen", da hub David an sich mit Nabal zu vergleichen: Nabal ist nicht weiser, noch besser als ich; nicht einmal stärker. Wer ist dieser Nabal? an Verstand ein Narr, moralisch ein Bösewicht, der bei der Schafschur seine Vernunft im Wein ertränkt, Tyrann seiner Sklaven, voller Überhebung denen gegenüber, die nur ihr Recht beanspruchen. So erhob sich die Frage, die Nabal besser nicht anderen zur Beantwortung aufgenötigt hätte: mit welchem Recht beherrscht dieser Mann des Besitzes Menschen, die an eigentlichem Wert in gar nichts unter ihm stehen?

Wir bemerken zweierlei:

1. Eine scheinbare Inkonsequenz in Davids Verhalten. Eine Ungerechtigkeit nach der anderen hatte er von Saul erfahren und immer vergeben. Eine Ungerechtigkeit von N a b a l — und er fährt dahin über die Berge, um sein Unrecht mit entblößtem Schwert zu rächen. Wie konnte er diese Achtung und Nichtachtung in sich vereinigen? Sauls Anspruch auf Davids Ergebenheit gründete sich auf Autorität, Nabals nur auf Rang. Die Bibel macht einen unendlichen Unterschied zwischen beiden. Sie spricht von einer von Gott verliehenen Gewalt; aber hoch und niedrig, auf Verschiedenheit des Besitzes und willkürliche Bedingungen gegründet, ist wahr nur, wo der Charakter der Stellung entspricht, falsch, wo das nicht der Fall ist. Diesen Unterschied offenbarte das Leben des Sohnes Gottes. Gesetzlicher Autorität, römischer, jüdischer, selbst priesterlicher zollte er Ehrerbietung; aber nicht einem konventionellen

äußeren Titel wie „Rabbi, Rabbi". Diese Würde ruhte nicht auf göttlicher Autorität, nicht auf einer von Gott verliehenen Macht. Rabbi war nur eine Anrede. In Saul verehrte David den durch Autorität über ihm stehenden; aber Nabal sah er sich nur durch Reichtum überlegen und verneinte es, in etwas zu roher Weise, einen schlechten großen Mann als Vorgesetzten anzuerkennen. Er wollte ihm künftighin weder Ehrerbietung, Achtung noch Beistand erweisen. Wir wollen uns diesen so oft miteinander verwechselten Unterschied recht klar machen. Könige, Eltern, Vorgesetzte, das sind von Gott verordnete Gewalten, die sollen wir ehren. Wenn aber vor Reichtum, Namen, Titel, die stets unechter, oft falscher und lasterhafter Natur sind, Ehrerbietung um ihrer selbstwillen verlangt wird, abgesehen von persönlicher Würdigkeit, so werden grundverschiedene Dinge miteinander verwechselt. Wir prüfen dies an Christi Leben. Wo verlangt er Ehrfurcht vor Reichtum oder Rang? Beugte des Menschensohn (Matth. 4, 8) auf dem hohen Berge das Knie vor der Majestät des Reichtums oder Unrechts? oder erwies sich seine Sohnschaft darin, daß er nicht davor niederfallen wollte und Gott nicht darin erkennen?

2. Diese falsche Unterscheidung von oben und unten fußte auf einer Wahrheit. Im patriarchalischen System gingen Reichtum und Regiment Hand in Hand. Das Eigentumsrecht ruhte auf dem Familien- und Stammesvater. Aber das Patriarchentum war vorüber. Menschen wie Nabal folgten den Patriarchen in Beziehung auf den Besitz und erwarteten die Unterordnung, die dem patriarchalischen Charakter und seiner Stellung gezollt worden, und zwar, als die Beziehungen sich bis ins einzelste geändert hatten.

Einst war der Erzvater auch Schutzherr der von ihm Abhängigen. Heutzutage waren Menschen in Davids Stellung unabhängig und eher Beschützer als Beschützte; jedenfalls in der Lage sich zu verteidigen.

Einst herrschte der reiche Mann in Ansehung seiner väterlichen Befugnisse. Gegenwärtig aber war der Besitz getrennt von Herrschaft und Blutsfreundschaft. Und das Trügliche in Nabals Er-

wartungen lag darin: er beanspruchte wegen seines Besitzes die Ehrerbietung, die einstens Männern gezollt worden, die zufällig auch reich waren.

Ein Trugschluß, dem wir beständig verfallen. Wir erwarten Ehrfurcht vor dem, was einst das Symbol dessen war, das verehrt wurde, aber nicht mehr wird. Man hört allgemein darüber klagen, daß die Untergebenen keine Achtung mehr vor den Vorgesetzten haben, während früher die Dienstboten anhänglich oder dankbar, die Pächter ergeben, die Unterthanen begeistert patriotisch waren. Wir vergessen aber, daß früher die Dienstboten unter dem Schutz ihrer Brotherren gestanden, die Pächter nur durch die Obhut der mächtigen Grundbesitzer vor Unrecht geschützt waren und daraus persönliche Dankbarkeit erwuchs; daß heutzutage unter gänzlich veränderten sozialen Verhältnissen das Gesetz sie schirmt und dies persönliche Band der Dankbarkeit nicht mehr besteht. Wir erwarten, Herren und Arbeitgebern solle dieselbe Ehrfurcht und Ergebenheit gezollt werden, die ihnen unter anderen Verhältnissen zukam: als ob Reichtum und Rang jemals Anspruch auf Ehrfurcht gehabt und nicht vielmehr zufällig diese Ansprüche begleitet hätten. Als ob etwas weniger Ehrwürdiges als heilige Bande unverbrüchliches Empfinden hervorrufen, als ob die Lehnstreue freier Mannhaftigkeit durch Gold und Namen erkauft werden könnte, als ob dem bloßen Narrentum dieses Nabal, der als solcher bezeichnet wird, und dessen Name diesen Stempel trägt, die heiligsten und edelsten Empfindungen des Menschen, Ehrfurcht und Treue von Gotteswegen zukäme!

Nein. Der patriarchalische Zustand hat aufgehört. Kein sentimentales Klagen um das Vergangene, kein liebevolles Bedauern, daß die Tugenden früherer Zeiten dahin, keine melancholische, rückwärtsschauende Altertümelei vermag ihn zurückzurufen. In Kirche und Staat ist das Vergangene vergangen, und du kannst so wenig die blinde Ehrfurcht wie die rauhen Tugenden jener Tage zurückbringen. Der Tag ist gekommen, an dem feudale Ergebenheit und patriarchalische Ehrfurcht nur durch patriarchalische Tugenden und durch wirkliche lehnsherrliche Überlegenheit gewonnen werden können.

Eine zweite Ursache des ungesunden sozialen Zustandes war ein verkehrter Rechtsbegriff.

Es wäre ungerecht gegen Nabal, wollten wir seine Handlungsweise als willkürliche Unterdrückung und bewußte Ungerechtigkeit hinstellen. Er that nur, was ihm rechtens zu sein schien zwischen Mann und Mann. Er lohnte seine Arbeiter ab. Weshalb sollte er noch anderen als den ausbedungenen Lohn zahlen? Davids Forderung erschien ihm übertrieben und unverschämt, ein Eingriff in seine Rechte, ein Geheiß über Verwendung seines Eigentums. „Sollte ich mein Brot, Wasser und Fleisch nehmen, das ich für meine Scherer geschlachtet habe, und den Leuten geben, die ich nicht kenne, wo sie her sind?" Es läßt sich indes einiges zu Nabals Gunsten sagen. Die Ansicht von dem Recht des Besitzes, für den niemand verantwortlich sei, war nicht *seine* Erfindung. Er hatte sie von seinen Vorfahren überkommen. Er fußte auf verbrieftem und anerkanntem Recht. Und so verkehrt und ungerecht ein langjähriges Recht sein mag, diejenigen, die es ererbt und nicht verfaßt haben, sind sehr entschuldbar; denn es ist schwer, der Verkehrtheit eines Systems, das uns bevorzugt und mit allgemeiner Zustimmung besteht, auf den Grund zu sehen, namentlich wenn auch gute Menschen daran festhalten. Selten wahrlich! ist die Herzensreinheit, die mit Adlerblick das Altgewohnte durchschaut und spricht: Es ist Unrecht, und ich und meinesgleichen machen uns desselben schuldig!

Auf der andern Seite sahen David und seine bedürftigen Genossen bald, daß sie ein Anrecht an Nabals Eigentum besaßen. Menschen, die das Unrecht drückt, fühlen es am ersten, und ihre Schmerzens- und Empörungsrufe sind die von Gott verordneten Mittel, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf ihre Unrechtsame zu lenken. In Israel bestand kein Gesetz, das Davids Forderung begründet hätte. Seine Schutzherrschaft über Nabals Herden war eine selbst gestellte Aufgabe und keine Vergütungssumme ausgemacht. Aber es giebt ein Gesetz über allem geschriebenen Gesetz, das diesem erst seine Autorität verleiht und den Urhebern desselben Wehe

bringt, so oft es nicht mit jenem übereinstimmt. Denn ihr Gesetz muß vergehen, und das ewige Gesetz, obwohl unsichtbar, muß sich als eine himmlische Wahrheit — oder als eine Wahrheit aus der Hölle — Anerkennung verschaffen. Als eine Wahrheit mit Feuer und Schwert, wenn sie nicht anders erkannt werden will.

Thatsächlich hatte David ein Recht, an Nabals Gewinn teilzunehmen. Zum Teil war die Ernte sein, denn ohne ihn wäre sie nie eingebracht worden. Die Schafe waren zum Teil Davids Schafe, denn ohne ihn wäre ihrer keines von den Wegelagerern verschont geblieben. Jede Garbe Korn in Nabals Scheuern, jede Nacht, die seine Hirten sorglos verschlafen, erzählten von Davids Anteil an Einheimsung der Garben und Sicherstellung der dazu nötigen Ruhe, obwohl diese Dienste vorüber und unbeachtet geleistet worden. Das Recht, welches nach dem Gesetz dem Soldaten seinen Sold zuerkennt, kam auch David zu nach einem ungeschriebenen Gesetz, das sich auf die Thatsache der Unentbehrlichkeit seiner Dienste bei der Ernte gründete.

Dies ist also eines der ersten Vorkommnisse, wo das Recht der Arbeit mit dem Recht des Besitzes in Streit gerät. Wir meinen Rechte, die schattenhaft und unbestimmt, immer ihre Grenzen anders abstecken, in jedem gegebenen Fall sich ändern, zu jeder Zeit wechseln und vom Gesetz unmöglich anders als roh ausgearbeitet werden können, weil immer ein Etwas zurück bleibt, das auch das geistreichste und ausgefeilteste Gesetz nicht zu gestalten vermag, und das in jedem Augenblick emporschießen kann als ein Unrecht.

Nun, wenn es dahin gekommen: Recht wider Recht — dann giebt es keine andere Lösung als die durch Übergewicht oder durch Blut. Davids Mittel war kurz, bestimmt, blutig: „Ein jeglicher gürte sein Schwert um sich!“ Und im Interesse der Menschheit ist es schwer zu entscheiden, welcher Seite wir in solchem Kampfe den Sieg wünschen sollen. Wenn der Reiche im Bürgerkrieg den Sieg erlangt, wird er dem unterdrückten Sklaven die Fesseln der Erniedrigung auf Jahre hinaus fester anlegen. Siegen die Ver-

fechter der Volksrechte mit dem Schwert, so mögt ihr im Schauer der Tyrannenherrschaft, der Zügel- und Gesetzlosigkeit gewärtig sein. Denn der Sieg der Gesetzlosen, welche die Erinnerung an vergangenes Unrecht zur Rache treibt, ist schier blutiger als der Sieg derer, die lange die nun herausgeforderte Macht in Händen gehabt.

3. Eine andere Ursache liegt in den Verhältnissen.

Es war Mangel und ungerechtes Ausgeschlossensein, was David und seine Leute in die Empörung hineintrieb. Es wird den Verhältnissen gewöhnlich zu viel Gewicht beigelegt. Nichts ist unrichtiger als die gewöhnliche Theorie, veränderte äußere Umstände seien das Allheilmittel gegen die gesellschaftlichen Schäden. Nach dem Prinzip des Evangeliums vollzieht sich die Heilung von innen nach außen. Dem Prinzip der Welt nach beginnt sie bei der äußeren Lage und man erwartet davon die Sinnesänderung. Wer da meint, durch Änderung des äußeren Lebens das innere Leben umzugestalten — durch Forträumen aller Schwierigkeiten, Aufheben aller Versuchungen dem Menschen sein Los anzupassen, statt ihn innerlich gegen die Gewalt äußerer Verhältnisse zu stählen und ihn für sein Geschick tauglich zu machen, kehrt die Methode des Evangeliums um. Und doch enthält dieser Lieblingsgedanke der Theoretiker: vollkommene Verhältnisse würden vollkommene Charaktere entwickeln, ein Stück Wahrheit. Günstige Lebenslage wird nicht Vortrefflichkeit hervorbringen, fehlt sie aber, häufig deren Entwicklung hindern. Es ist wahr, daß Laster zur Armut führt. Alle Moralisten versichern uns dies. Ebenso oft aber führt auch die Armut zum Laster. Es giebt Menschen, denen, menschlich gesprochen, soziale Ungerechtigkeiten und soziale Mißverhältnisse das Gutsein unmöglich machen. Nehmt z. B. diese Räuber auf dem Berge Carmel. Einige waren durch ihre Verbrechen geächtet, andere aber zweifellos nicht durch absichtliche Schuld, wenigstens einer, David, auf Grund einer höchst ungerechten Verfolgung. Und von Leuten die geächtet, heimatlos, aufgestachelt durch Unrechtsame, ungebildeter Pöbel — könnt ihr im Ernst von solchen Gehorsam, Geduld, Demut, religiöse Ergebung erwarten? Ja, meine Brüder, gerade diese

wunderbare Unmöglichkeit erwarten die Menschen widersinnigerweise am häufigsten und ihr Erstaunen hat keine Grenzen, wenn es nicht erfüllt wird: übermenschliche Ehrlichkeit von Verhungernden, die ihr Leben aus Hoffnungslosigkeit wie der Spieler auf einen Wurf setzen! Ritterliche Gesinnung und heldenmütiges Erdulden von Geschöpfen, welche die gesellschaftliche Ordnung nur als ein ungerechtes System der Parteilichkeit erprobt haben! Wir vergessen, daß Erdulden und Ergebung die letzten und reifsten Früchte des Geistes sind, welche allein die sorgfältigste Pflege zeitigt. Durch das heillose hergebrachte Formenwesen, durch das wir gleich Heiden und nicht Christen den kleinen Dieb hängen und dem großen schmeicheln — durch die verdammungswürdige Feigheit, mit der wir den Verführten von uns stoßen und den Verführer halb bewundern, mit der wir jeder Männlichkeit und Hochherzigkeit zum Trotz den Schwachen und Verleiteten strafen und den Versucher frei ausgehen lassen — durch das alles machen wir Männer und Frauen zu Geächteten und erwarten von ihnen noch die köstlichsten Tugenden, Ehrfurcht und Ergebung.

Worin besteht nun die Botschaft der Kirche an die Reichen?

Die Botschaft der Kirche enthält die Lebensprinzipien, welche, wenn sie je in Kraft treten — und einstmals werden sie es — die göttliche Ordnung menschlichen Gemeinwesens verwirklichen werden. Die geoffenbarte Botschaft erschafft nicht die Grundzüge unserer Menschheit — sie thut dieselben nur kund. Das Evangelium machte Gott nicht zu unserem Vater — verkündete dies nur in glaubwürdiger Weise. Es erschuf nicht eine neue Pflicht mit dem Gebot, daß wir uns untereinander lieben sollen — es verkündete damit vielmehr die alte Pflicht, die aus der Ewigkeit stammt und die so lange gelten muß als die Menschheit Menschheit bleibt. Die Kirche Gottes ist die lebendige Körperschaft derer, welche von ihm aus der Welt berufen sind, nicht Gründer eines neuen sozialen Systems zu werden, sondern vor der Welt durch Wort und Wandel, zumeist durch ihr Leben Zeugnis abzulegen von dem, was die Menschheit nach der Idee Gottes ist, war und sein wird.

Soweit die Nationalökonomie nun dabei beteiligt ist, werden die Offenbarungen der Kirche mit den Entdeckungen dieser Wissenschaft übereinstimmen. Sie findet allmählich die unveränderlichen Gesetze sozialen Gedeihens; aber die lebendigen Prinzipien derselben, die eigentlichen Ursachen, weshalb sie befolgt werden und zu denen die Wissenschaft durch Erfahrungen und oft fürchterliche Lektionen wie Bürgerkrieg und Revolution gelangt, hat das Christentum liebewarmen Herzen längst offenbart. Sein Geist giebt unserm Geist Zeugnis davon. Die Nationalökonomie wird z. B. dem Bürgerkrieg gegenüber zu denselben Prinzipien wie die Kirche gelangen. Auch sie würde als Heilmittel nicht Selbstsucht, sondern Liebe empfehlen. Aber sie gelangt durch Erfahrung dazu, nicht durch Intuition; durch Lektionen des Schreckens, nicht durch Offenbarungen; durch Revolutionen, Hungersnöte, nicht durch innere Antriebe der Barmherzigkeit.

Und weil diese Prinzipien von Ewigkeit her für die Menschheit gelten, finden wir schon in der Handlungsweise Abigails (dem Weibe Nabals), David gegenüber, zwar noch unausgesprochen — die Prinzipien, welche die Kirche Christi der Welt verkündet hat.

In Abigails Antwort an David (man vgl. V. 22 ff.) liegt das Zeugnis

1. für die geistige Würde des Menschen als Menschen. David war arm, aber die vornehme Frau erkennt seinen Wert: „Der Herr wird meinem Herrn ein beständiges Haus machen, denn du führest des Herrn Kriege; und laß kein Böses an dir gefunden werden dein Leben lang.“ Darin wird jener Zeit eine Wahrheit offenbart. Die Zeit Nabals und die Zeit von seinesgleichen ist vorüber; eine neue Macht steigt auf am Horizont. Davids Sache ist Gottes Sache. Der Wert eines Menschen hängt nicht am Wert seiner Einkünfte. Dieselbe Wahrheit enthüllt uns die Menschwerdung. David ist Israels vorbildlicher König; ein König von Gottes Gnaden; nicht nach vertragsmäßigen Regeln menschlicher Wahl, er ist eines Hirten Sohn. Christus, der König, der über unsere erneute Menschheit herrschen soll, ist niedrig geboren —

der Sohn eines armen Weibes. Das ist der Kirche Botschaft an den Reichen, und eine Botschaft die dem Anschein nach zu jeder Zeit neu gehört werden muß. Sie war den Menschen neu zu Christi Zeit. In seinen Tagen nahmen sie Ärgernis an seiner geringen Geburt: „Ist er nicht eines Zimmermanns Sohn?" Derselbe Anstoß heutzutage. Alle, die sich noch mit den abergläubischen Vorstellungen von den ewigen Vorzügen von Rang und Reichtum tragen, müssen erst die Anfangsgründe des Evangeliums lernen. Wie können sie an Marias Sohn glauben? Sie mögen ihn mit den Lippen ehren, aber in seinen Brüdern verleugnen sie ihn. Wer immer dazu beiträgt, die alte Lüge von hoch und niedrig aufrecht zu erhalten, und den Unterschied nicht auf göttliche Autorität oder persönlichen Wert gründet, sondern auf Reichtum und Stellung, hindert an seinem Teile die Aufrichtung des Reiches Christi.

Diese Wahrheit verkündet die Kirche in der Taufe. Sie spricht darin von einem Reich, in welchem alle, als eines Geistes teilhaftig, einander gleich seien. Sie offenbart eine Thatsache. Sie giebt nicht vor, diese Thatsache zu bewirken. Sie sagt nicht: „dies Kind kann ein Kind Gottes werden, wenn die vorlaufende Gnade stattgefunden hat, oder aber, wenn es später bestimmte Gefühle haben, und bestimmte Erfahrungen machen wird." Noch sagt sie: „Hierdurch mache ich dies Kind auf wunderbare Weise, durch übernatürliche Kräfte in einem Augenblick zu etwas, was es vorher nicht war"; sondern sie verkündet in autoritativer Weise: „Ich erkläre hiermit, daß dies Kind ein Kind Gottes ist, ein Bruder Jesu Christi des Erstgeborenen, ein Sohn dessen, der uns durch seinen Sohn gelehrt hat, ihn Unser und nicht Mein Vater zu nennen. Was auch später aus dem Kinde werden mag, jetzt ist es, kraft der Schöpfung und Erlösung, ein Kind Gottes. Reich oder arm, vornehm oder gering, hat es Teil an der geistigen Natur des zweiten Adam, des Herrn vom Himmel."

2. Abigails Verhalten brachte ferner das Gesetz des Opfers zum Ausdruck. Nicht mit glatten Worten suchte sie die Beleidi-

gung zu verwischen. Hungernde werden nicht satt durch die Verheißung guter Absichten. Sie brachte 200 Brote und zwei Lägel Wein, fünf fertig zubereitete Schafe u. a. m. Eine fürstliche Spende! Man könnte es Verschwendung nennen und die Hälfte genügend erachtet haben. Aber Freigebigkeit ist die beste Sparsamkeit. Sie konnte nicht ausrechnen, wie gering die Ausgabe möglicherweise sein dürfe, um die Beleidigung unschädlich zu machen. Wahre Sparsamkeit bezahlt treue Dienste nach Recht und Billigkeit. Unbeschränkte Mildthätigkeit ist die beste Sparsamkeit. Nabal hatte einen treuen Diener an David gehabt. Er hätte keine Ausgabe scheuen dürfen, um sich seine Dienste zu erhalten, statt sie zu verkleinern und gering zu achten. Doch thäten wir Abigail unrecht, ihr Berechnung unterzuschieben. Hätten ökonomische Rücksichten sie bestimmt, dann hätte sie ihren Zweck verfehlt. Hätte Nabal das Zehnfache geboten, er hätte die Rache damit nicht aufgehalten. Es war zu spät. Konzessionen, die die Furcht erpreßt, treiben die Unverschämtheit nur höher hinauf.

Der Arme weiß ganz genau, was ihm notgedrungen geschenkt wird, und was aus einem Gefühl der Billigkeit fließt. Er fühlt das, was echt ist, heraus. Und dies gewann David und seine Leute, ihre Dankbarkeit, Begeisterung, ihre ungefärbte Verehrung. Dies die Anziehungskraft jenes hehren Gesetzes, das im Kreuz gipfelt: „Wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen." Sagt was ihr wollt, nicht der Eigennutz, sondern der Anblick edler Eigenschaften und freiwilliger Opfer nötigt die Welt zur Anbetung. Ja, selbst der Räuber, der Geächtete wird sich davor beugen, als vor etwas Göttlichem. In einer oder der anderen Weise werden alle Menschen davon angezogen, ja bezwungen. Dies nun verkündigt die Kirche als einen Teil ihrer besonderen Botschaft an die Reichen. Sie verkündet, daß der göttliche Tod ein Opfer war. Sie verkündet, daß dieser Tod das Gesetz jedes Lebens werden müsse, das dem seinigen ähnlich werden wolle. Sie sagt, daß das Gesetz, welches allein das Geheimnis des Lebens enträtseln könnte, in der Selbstopferung

Christi seinen Ausdruck gefunden. Sie verkündet, daß das Gesetz seines Lebens in den Worten enthalten: „Ich heilige mich selbst für sie, auf daß auch sie geheiligt seien in der Wahrheit.“ Mit anderen Worten: Die Selbsthingabe des Erlösers sollte das lebendige Prinzip und das Gesetz der Selbsthingabe seines Volkes werden, und aus jedem menschlichen Leben erst ein wahres Leben machen: „Ich erstatte an meinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen in Christo, für seinen Leib, welcher ist die Gemeinde.“

Wir haben dieses Opfer zu einem toten theologischen Dogma versteinert, über dessen buchstäbliche Bedeutung wir streiten und einander der Ketzerei beschuldigen. Die Erlösung wird aber nur dann eine lebendige Thatsache, wenn wir demütig die ewige Wahrheit daraus erkennen, daß Opfer das Gesetz des Lebens ist. Selbst die Spötter unterm Kreuz mußten dies wider Willen bezeugen: „Anderen hat er geholfen, und kann ihm selber nicht helfen!“ Natürlich nicht. Wie konnte er sich helfen, da er anderen helfen wollte! Du kannst nur dann andere erretten, wenn du aufgehört hast an die Errettung der eigenen Seele zu denken. Du kannst anderen nur dann wahrhaft zum Segen werden, wenn du aufgehört hast, dem eigenen Glück nachzujagen. Habt ihr je gehört, daß ein Soldat sein Vaterland errettet hätte, dessen Streben dahin ging, sich vor allem selbst zu retten? Und konnte der Herzog unserer Seligkeit der Heiland werden, wenn er dem universellen Gesetze der Hingabe zuwiderhandelte, oder aber, es erfüllte?

Meine Brüder!

Die apostolische Kirche gab diesem Prinzip einen rührenden Ausdruck. Aller Besitz war Gemeingut, „keiner sagte von seinen Gütern, daß sie seine wären, sondern es war ihnen alles gemein.“ Dies schlug fehl; nicht weil sie dies verlangten, sondern weil die Menschen glaubten, daß sie zu der Pflicht der Güterteilung gezwungen würden. Sie verkündeten Prinzipien, die nicht naturgemäß sind, insofern sie jedes persönliche Empfinden, das auch ein Teil unserer Natur ist, außeracht setzten. Sie zwangen die Menschen gewissermaßen zur Hergabe ihres persönlichen Eigentums.

Denn wer das seine zurückbehielt, während alle anderen ihr ganzes dahingaben, erniedrigte sich damit, und wurde daher zum Heuchler und Lügner wie Annanias. Aber wir wollen der Wahrheit, die sie in übertriebener Weise äußerten, nicht verlustig gehen. Das Eigentum ist geheiligt; es gehört uns zu eigen, sonst könnte es nicht geopfert werden. Wenn gleich geteilt werden müßte mit dem Faulen und dem Fleißigen, so fehlte ja die Liebe beim Geben! Nabal hat recht wenn er sagt: mein Brot — mein Wasser — mein Fleisch. Aber es giebt ein höheres Recht, das da spricht: Es ist nicht dein eigen. Und diese Stimme spricht zu jedem Reichen in der einen oder anderen Weise, je nachdem er selbstsüchtig oder selbstlos, als Schreckens- oder Segensstimme. Dem Nabal erscholl sie zu zweifacher Verdammnis. Angesichts der drohenden Gefahr verwandelte sie „sein Herz in Stein", und machte ihn verantwortlich für die Mordgedanken, die er in Davids Seele erregt hatte. Abigails Herzen brachte sie zweifachen Segen: ihr, die gab, und ihm der nahm. Die Kreuzesgesinnung allein ist das Heilmittel für soziale Schäden.

Wenn unser Volk und insbesondere die Reichen von dem Geist des Kreuzes zu Opfern so umfassender Art, von welcher sie bis jetzt noch nicht träumen, getrieben sein werden — dann wird die Sühne eintreten zwischen dem Recht der Arbeit und dem Recht des Eigentums.

3. Der letzte Teil der Botschaft der Kirche an die Reichen berührt die Frage, welcher Einfluß ein legitimer sein wird?

Davids Betragen Nabal gegenüber unterscheidet sich merkwürdig von seinem Verhalten Abigail gegenüber. In dem einen Fall trat er herausfordernd auf, im hochmütigen Selbstgefühl der Gleichberechtigung; — in dem anderen mit Ehrerbietung, Achtung und den beredtesten Segenswünschen auf den Lippen. Nicht gegen die besitzende Klasse als solche, sondern gegen einzelne Vertreter derselben war sein und seiner Leute Zorn entbrannt. Erkennt daraus die Thorheit und Verkehrtheit des sentimentalen Bedauerns, daß es keine Achtung mehr vor Höhergestellten gäbe. Es giebt

Ehrfurcht vor Höhergestellten, wenn sie sich nur als solche erweisen. Ehrfurcht wurzelt tief in dem Herzen der Menschheit und ist nicht herauszureißen. Bildung, Wissenschaft und Fortschritt verändern nur die Richtung derselben, schwächen aber ihre Macht mit nichten. Wenn sie Kruzifixen und Lichtern, Priestern und Reliquien nicht mehr gezollt wird, so ist sie darum nicht ausgelöscht gegenüber allem, was wahrhaft heilig und priesterlich im Menschen ist. Die wildeste Auflehnung gegen falsche Autorität ist nur der erste Schritt zur Unterwerfung unter wahrhafte Autorität. Der freigeborene David will Nabal nicht huldigen. Wohlan, klagt über das entartete Geschlecht, das nicht mehr das über ihm Stehende respektiert. Aber seht — David hat etwas gefunden, das edler ist als er: Weibliche Lindigkeit, Opfersinn und Gerechtigkeit; und davor beugt er sich in Dankbarkeit und tiefster Verehrung. Der künftige gesellschaftliche Zustand wird nicht auf Bevormundung und Abhängigkeit, nicht auf geheimnisvoller Autorität und blinder Unterwerfung beruhen. Aber selbstloses Dienen und persönliche Eigenschaften werden regieren kraft göttlichen Rechts, kraft Dankbarkeit und Bewunderung, und eine berechtigte geistige Führerschaft befestigen.

Ach, daß die Reichen sich über die Zeichen der Zeit und über ihre Brüder nicht täuschen möchten! Die Menschen haben weniger und weniger Respekt vor Rang und Besitz, vor Talaren und kirchlichen Anmaßlichkeiten; aber sie haben wahrhafte Verehrung besserem Wissen und edler Gesinnung gegenüber. Sie lauschen wie die Kinder auf die, welchen sie Überlegenheit in einer Sache zutrauen. Solche, die es erfahren, mögen sich darüber äußern, ob es nicht etwas unaussprechlich Rührendes und selbst Demütigendes ist um die großartige, herzliche, männliche Achtung und Liebe, welche die Arbeiter denen entgegenbringen, die ihnen wahre Liebe erzeigen und ihnen wahrhaft helfen, sie vor sich selbst und vor dem Unrechtthun bewahren. Seht, wie David sein Gefühl fortreißt: „Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, der dich heutigen Tages hat mir entgegengesandt; und gesegnet seist du, daß du mir heute verwehrt hast, daß ich nicht in Blutschulden gekommen bin und

mich mit eigener Hand erlöst habe." Dem Reichen und Vornehmen mag solche Liebe zuteil werden, wenn er will.

Endlich: David war ohne Zweifel im Unrecht; er hatte kein Recht, Unrecht also zu rächen. Geduld war die ihm göttlich gewiesene Pflicht. Wir wären ohne Frage in ähnlichen Umständen sehr bereit, Unterwerfung zu predigen und David zu tadeln. Ach wir, die Geistlichen unserer Kirche sind immer nur zu bereit dazu gewesen: drei lange Jahrhunderte hindurch haben wir ausschließlich Unterwerfung unter die vorhandenen Gewalten gelehrt, als ob das der einzige Text in der Schrift wäre, der die Verhältnisse zwischen Regierenden und Regierten behandelt. Selten haben wir gewagt, von der Macht auch Gerechtigkeit zu verlangen und Pflichten von den Reichen und Vornehmen. Wir haben Folianten gefüllt mit sklavischen Schmeicheleien über das göttliche Recht der Gewalt. Wehe uns! wir haben nicht das Unrecht aufgedeckt, das den Schwachen widerfahren ist. Und doch, statt einer Stelle in der Bibel, die Ergebung und Geduld von dem Armen verlangt, stehen hunderte darin, die die Laster der Reichen aufdecken, — in den Büchern des edlen alten Propheten Israels steht davon geschrieben und fast immer davon; in dem ganzen Alten Testament, in Worten, die rollen wie der Donner Sinais; und ebenso im Neuen Testament, in weniger leidenschaftlichen, aber in ihrer Ruhe nicht minder erschütternden Worten der Apostel und ihres Meisters. Aber wehe uns! an jenem großen Tage Gottes, wenn wir der Reichen Schmeichler gewesen und nicht der Armen Beistand! Wehe uns, wenn wir David in Ehrfurcht vor seinem Vorgesetzten Nabal hineingeredet und vergessen haben, daß Davids, nicht Nabals Sache, Gottes Sache ist!

Von des menschlichen Lebens Hinfälligkeit.

Psalm 90, 12: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden."

Dieser Vers ist der Schlüssel zu dem 90. Psalm, der eine traurige Schilderung der Tage und der Unbeständigkeit alles menschlichen Lebens giebt, und dies nicht um eine bloße Empfindung hiervon zu erwecken, sondern mit dem praktischen Ziel, dadurch das Herz zu einem weiseren Leben zu bestimmen. Wir wissen nichts weiteres über diesen Psalm, als daß er von Mose, dem Manne Gottes verfaßt wurde. Er entstand augenscheinlich in der Wüste, nach Jahren scheinbar fruchtlosen Umherwanderns; ein Ton tiefer Traurigkeit geht hindurch, er schaut zurück; seine Bilder sind den Eindrücken des Wüstenzuges entlehnt — er vergegenwärtigt uns den Bergstrom, das welkende Gras, die Nachtwache eines Heerzuges.

Seht hier wiederum was unter Inspiration zu verstehen ist; achtet auf den eigentümlich menschlichen Charakter dieses Psalms. Moses, der Mann Gottes, ist beauftragt, nicht unser Denken übersteigende, sondern recht eigentlich menschliche Wahrheiten zu verkünden. Die Aussprüche dieses Psalms sind wahr wie die Natur, Moses fühlte wie wir, nur daß Gott ihm die Stimme verlieh, dies Gefühl zu deuten, und daß er tiefer als andere empfand, was alle je nach ihrem Maße auch empfinden. Seine be-

sondere Inspiration lag weniger noch in seiner legislatorischen Weisheit, als darin, daß die Saiten seines Inneren bei jedem Ton der lautlosen, traurigen Musik der Menschheit voll und rein miterklangen*).

Wir betrachten:

I. Die Gefühle, die der Rückblick auf die Vergangenheit hervorruft.

II. Worauf diese Gefühle sich richten müssen.

1. Die Analogieen dieses Psalms sind hervorgerufen durch die Umstände des vierzigjährigen Wüstenzuges. Das menschliche Leben wird empfunden, als wäre es selbst nur ein „Strom" — ein welkendes „Gras" — ein „Schlaf" — eine „Nachtwache" — nichts als „Mühe und Arbeit" — „Sterben und Dahinfahren" — ein „Geschwätz", dem man vielleicht mit Interesse lauscht, von welchem aber kaum ein flüchtiger Eindruck bleibt, — — dessen Worte verwehen. Es sind dies nicht künstliche, sondern lauter sehr natürliche Bilder, Gleichnisse, welche der Dichter nicht um ihrer Schönheit willen wählte, sondern die sich ihm durch ihre zutreffende Wahrheit aufnötigten. Und das ist Gottes Ordnung. Alle Dinge hienieden sind zweifacher Natur. Die äußere Welt entspricht der innern. Kein Mensch kann allein — fern von lärmender Genossenschaft, welche gute Gedanken übertäubt — einem Strome nachblicken, dem nicht der Gedanke käme, wie auch sein Lebensstrom sich endlich ergießen wird „in den unermeßlichen Abgrund, wo alles schweigt."

Niemand kann ein Getreidefeld, das er vor wenig Wochen noch grün gesehen, in voller goldener Pracht erblicken, oder eine, kaum gepflückt, auch schon dahinwelkende blaue Winde anschauen, dem dabei nicht ein mahnendes Gefühl käme von der Flüchtigkeit aller irdischen Dinge. Kein Mensch machte je die Nachtwache im Biwak durch, wo das ferne Summen von Menschenstimmen oder ein zufällig abgefeuerter Schuß von der Möglichkeit des morgenden

---

*) Nach Aristoteles' Ausspruch: „Auf dem Grund der Dinge liegt Musik."

Todes redeten, oder hatte in einem Krankenzimmer zu wachen, wo die Minuten nach den Atemzügen des Kranken oder dem unerträglichen Ticken der Uhr zählten, der nicht die große Wirklichkeit von Leben und Zeit bestimmter erfaßt hätte.

So macht Gott seine Runde durch das Jahr; und jede Jahreszeit, jede Stimme hat einen besonderen Ton für die wechselnden Phasen unseres vielgestaltigen Daseins. Es wird Frühling und die Erde thut ihr mächtiges Herz Gott auf; von allem Geschaffenen scheinen Chöre der Dankbarkeit aufzusteigen, und es ist eine tiefere, nicht zufällige Beziehung zwischen ihr und uns, welche uns nötigt, den Frühling mit der menschlichen Jugend zu vergleichen. Dann kommt der Sommer mit seinem Stillstand auf der Höhe, mit Mittagsglut, Staub und Arbeit — ein Bild menschlicher Reife. Die Interessen der Jugend — sie sind vorüber; der Gedanke an das nahe Grab noch nicht erwacht; — des Lebens Pflicht ist Arbeit. Und danach der Herbst mit seiner Wehmut und seiner sanften Trauer, der uns Ausruhen und tiefe Stille verheißt. Und nun ist es wieder Winter geworden; heut' haben wir den letzten Sonntag des Jahres. Es ertönt nicht nur, der vorgeschriebenen Aufgabe gemäß, die Stimme des Predigers, seinem Mahnruf entspricht die Wirklichkeit. Die Jugend hat die Melancholie der letzten beiden Monate wohl empfunden; in flüchtigem Gefühle schwelgend, antizipierte der innerliche, prophetische Sinn ahnungsweise die dunkle Wirklichkeit des späteren Lebens, welcher uns befähigt mitleidend vorauszuempfinden, was wir noch nicht erfahren haben.

Die Alten dagegen empfinden dies nicht wie eine Romanze, nein, als erschütternde Thatsache — als Übereinstimmung — der inneren mit der äußeren Welt. Wir aber spüren diese Einwirkung in dem feuchten Nebel, den länger werdenden Schatten, dem farbloseren Himmel, der blassen, matten Glut der trübrot untergehenden, ihrer halben Pracht beraubten Sonne. In dem feuchten Rieseln der Wälder, in dem haufenweise zu Erde zertretenen welken Laube, in dem niederdrückenden Nordwind, in dem hohlen

Husten des alten Mannes an der Straßenecke unter dem unfreundlichen Himmel redet Gott zu uns, wie er zu Mose geredet: „Stehe still und zähle deine Tage, denn sie sind gezählet.“

2. Da ist weiter ein Gefühl des Verlustes. Jeder Vers sagt es uns, daß dieser Psalm geschrieben wurde am Abschluß eines langen Zeitraumes; er blickt rückwärts — nicht voraus. Moses schaut hinter sich und fühlt, was er verloren. Was war nicht alles versunken in dem Zeitenstrom? Manch einer war vertilgt, wie Korah, Datan und Abiram, durch den Zorn Gottes. Mancher hebräische Streiter war in der Schlacht gefallen und über ihm — ein Sandhügel. Und die sich dieser Dinge noch erinnerten, waren alte Leute, die ihre Kräfte „verzehret“ *) hatten — ein starker Ausdruck — „in Mühe und Arbeit.“

So ist das Leben. Beim Beginn scheint alles zu glücken. Wir schließen Verbindungen, Empfindungen werden in uns wach, neue, überraschende, erregende Gefühle; — dann kommt die Zeit, in welcher uns alles zu Freude oder Schmerz wird, durch die Beziehungen, die es erweckt, durch Berühren alter Saiten, die dabei wiederklingen; — und danach ist alles Verlust; — manches ist vergangen und mehr noch geht dahin, ein Jahr wie alle Jahre. Schätze sind in dem Strom der Zeiten versunken, die nicht wieder gehoben, vertraute Beziehungen gelöst, die sich nicht wieder knüpfen werden. Neigungen sind erkaltet, man weiß nicht warum. Manches Schiff ist gescheitert, und seine tapfere Mannschaft wird man nicht wiedersehen, bis das Meer seine Toten wiedergiebt. Manch englischer Soldat ist der asiatischen Pest erlegen, oder von des Kaffern Assagaie erschlagen; über ihm wiegen der Busch oder das Schilfrohr ihr grünes Haupt, er aber weilt nicht länger dort, wo der Büchsenschuß erschallt und das Schwert erglänzt. Manches Gestühl vor mir ist besetzt, das zu Beginn des Jahres andere inne hatten; mancher Herd erkaltet, mancher Platz leer geworden,

---

*) Vers 7.: „we are consumed by thy anger“. Luther: „das macht dein Zorn, daß wir so vergehen“.

der nicht wieder ausgefüllt wird. Wir stehen am Ufer der unbegrenzten See, die nie wiedergiebt, was ihr einmal zur Beute gefallen; wir hören nur das Rauschen der Wellen, die auf immer über alles dahinfluten.

3. Da ist weiter ein anscheinender Mißerfolg.

Ein tieferes Gefühl durchzieht diesen Psalm, als bloß das von der Dinge Vergänglichkeit; es ist das von dem Unvermögen alles menschlichen Könnens. Wir werden abgemäht, „vergessen“, zwecklos „wie Gras.“ Kein Mensch konnte dies tiefer fühlen als Moses. Nach vierzig Jahren waren die Sklaven, denen er die Freiheit gegeben, innerlich immer noch Sklaven — Götzendiener. Er nannte sie Aufrührer und zerbrach die steinernen Gesetzestafeln in schmerzlicher und bitterer Enttäuschung. Nach vierzig Jahren war das verheißene Land noch nicht erreicht. Er selbst kam nie hinein.

Kein Wunder, daß das Leben ihm erschien wie ein Strom — nicht nur so vergänglich, sondern auch so einförmig. Eine Generation nach der anderen kam und ging, aber keine Veränderung trat ein. Viel war verloren, scheinbar nichts gewonnen, und keine Aussicht auf bessere Zeiten: „Das was gewesen ist, wird fernerhin auch sein.“ Hierin liegt wieder eine der großen Versuchungen alles Rückwärtsblickens — die eine große Versuchung jeden Erdendaseins.

Die Bahnen der göttlichen Vorsehung sind so groß, daß unser kurzes Leben kaum einen sichtbaren Teil derselben ermessen kann; so groß, daß wir fragen: Was können wir ausrichten? Und doch lebt ein kaum zu unterdrückender Wunsch in unserem Herzen, unsere Arbeit von Erfolg begleitet zu sehen und bei eigenen Lebzeiten in das verheißene Land einzugehen. Es bleibt eine schwere Aufgabe, im Glauben zu wirken und in der Wüste zu sterben, ohne die Verheißung zu erlangen und sie nur von Ferne zu schauen.

So auch in dem vergangenen Jahr, sowohl im persönlichen wie im öffentlichen Leben. Wir wagen es nicht zu behaupten, daß wir besser geworden sind als wir beim Beginn waren. Oder könnten wir wohl sagen, daß wir jetzt reiner wären, größeren

Ernstes voll? Hat sich die Lehre vom Kreuz tief in unser Herz gegraben? Haben wir Selbstentsagung gelernt, von Selbstaufopferung ganz zu geschweigen? Und da es mit uns stille zu stehen scheint und bestenfalls nur höchst langsame Fortschritte zu merken sind, kommt uns der Gedanke, ob überhaupt derartige Wesen für die Unsterblichkeit bestimmt sein können?

Blicken wir auf das Leben in weiterem Umkreis, da sehen wir die Rufe der jungen Freiheit, die alle edlen Herzen zur Teilnahme entflammte, — erstickt und sie selbst über ganz Europa hin von den eisernen Fersen des Despotismus zu Boden getreten, und in wildem Wahnsinn bäumt sie sich dagegen auf. Dürfen wir ihr Erfolg wünschen? können überhaupt bessere Zeiten kommen? — so kränkt sich das Herz über die Vergangenheit. — Jedes Jahr, das zu Ende geht, scheint zu fragen: Sollen wir den alten, fruchtlosen Kampf aufs neue aufnehmen? das alte, so oft vernommene Geschwätz wiederholen? Oder wollen alle die hohen Hoffnungen den Menschen nur höhnen, wie das Licht die Motte? Ist alles bloß Täuschung? Luftspiegelung der Wüste? Sind ihm die Wasser des Lebens, ist ihm die Heimat immer gleich nahe — und doch unerreichbar? und wäre der dürre, heiße Wüstensand sein einziges Teil und Erbe?

Laßt uns betrachten:

II. Die richtige Anwendung dieser traurigen Gedankenreihen. „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden." „Auf daß", weil unsere Tage, wie in diesem Psalm, „gezählt" und wir doch nicht klug geworden sind. Auf zweifache Art können wir vergeblich bedenken, „daß wir sterben müssen".

1. Wie der Epikuräer.

„Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot."

Eine starke Tendenz zu maßlosem Genießen macht sich allemal geltend, wo die Zeit kurz bemessen ist, wenn die Religion nicht Zügel anlegt.

(Z. B. in Zeiten der Pest. — In Athen. — Mailand. —

London.) — Die Gefahr spornt die Menschen an, heute die Freude noch zu erhaschen, die ihnen morgen vielleicht nicht mehr gehört. Am Ausgang des vorigen Jahrhunderts, als die Gefängnisse in Paris wiederhallten von lautem Jubel, von Tanz und Spiel, zog ein oberflächliches, leichtfertiges, atheistisch gesinntes Volk keine tiefere Lehre aus dem stündlich drohenden Tode als die: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot."

2. Wie der Sentimentale.

Nicht das ist Christenpflicht, die Vergänglichkeit in weltverachtender Weise zu betrachten. Was der Besessene im Evangelium that, das Wohnen unter Gräbern, ist zu Zeiten als die Vollkommenheit christlicher Weltabgeschiedenheit angesehen worden. Die Menschen betrachteten jede Freude als Versuchung, jedes ernste Streben als Fallstrick; den Totenkopf und das Stundenglas zu Gefährten, verdüsterten sie ihr Leben durch Schwermut, und quälten sich, von Visionen und Symbolen des Todes verfolgt. Das ist nicht Christentum.

Es gilt so an den Tod gedenken, „daß wir klug werden." Wenn diese feierlichen Wahrheiten uns nicht zur Pflichterfüllung und zum Handeln treiben sollten, so wäre es nicht unsere Pflicht, uns daran zu erinnern. Im Gegenteil, besser so trübe und nutzlose Gedanken zu verbannen. Man kann aber vertraut werden mit diesen Dingen in einer Weise, die das Leben erhebt, statt es zu lähmen. Der ist am besten gerüstet, dem Wechsel gegenüber zu treten, der ihn von ferne erblickt und ihn ruhig ins Auge faßt. Neigungen vertiefen und veredeln sich erst, wenn die Möglichkeit ihres Verlustes gefühlt wird. Der Pflicht wenden wir unsere volle Energie erst dann zu, wenn wir mit aller Macht „die Nacht, in welcher niemand wirken kann", herannahen fühlen.

Zwei Gedanken werden uns dargeboten, um dies zu erleichtern.

1. Die Ewigkeit Gottes.

„Ehe denn die Berge und die Welt geschaffen worden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit." Bei Gott ist keine Zeit — es ist vor ihm ein einziges Heute.

Ein neuerer Schriftsteller macht uns dies faßlich, indem er daran erinnert, daß es im Universum Räume giebt, welche von Lichtstrahlen, die von unserer Erde bei ihrer Erschaffung ausgingen, bisher noch nicht erreicht worden sind. Demnach würden wir, wenn wir's vermöchten, auf Engelsfittigen im Nu diese Entfernung zu durchmessen, von jener Stelle aus unseren Planeten in dem Moment erblicken, da seine Schönheit aus dem Dunkel hervorging. Einige Myriaden Meilen näher, hätten wir den Anblick der Welt während der Sintflut; und so nach der Reihe Bilder aus der Patriarchenzeit, der assyrischen, griechischen, persischen und römischen Zivilisation. In kurzer Entfernung von der Erde die Ereignisse von gestern. Es würde somit eine bloße Veränderung im Raum die Vergangenheit zur Gegenwart machen; wir bedürfen also nur der Aufhebung des Raumes, um auch die Zeit aufzuheben. Stellen wir uns nun ein im Raum allgegenwärtiges Wesen vor — so muß für dasselbe die ganze Vergangenheit — Gegenwart sein. Am äußersten Ende läge vor seinem Blick die Erschaffung der Welt, und am diesseitigen Ende die Gegenwart mit den Ereignissen, die heute vor unseren Augen geschehen. Allgegenwart im Raum ist demnach allgegenwärtige Zeit. Für solch ein Wesen gäbe es augenscheinlich keine Zeit, alles wäre ein unendliches, ewiges Jetzt.

Ziehe hieraus eine praktische Weisheit. Unsere Hoffnungslosigkeit soll hierdurch ihr Korrektiv empfangen, denn bei Gott sind tausend Jahre wie ein Tag. In den gewaltigen Bahnen, in denen er wirkt, sind unsere Jahre und Jahrhunderte nur Augenblicke. Fünfzehnhundert Jahre waren erforderlich zur Erziehung des jüdischen Volkes. Wir wundern uns, daß Moses nach vierzig Jahren noch keinen Erfolg sah; doch der Gedanke an die Ewigkeit Gottes war sein Trost. Und sollen wir die Hoffnung auf den Himmel und auf Fortschreiten fahren lassen, weil es so langsam vorwärts geht, wenn wir bedenken, daß Gott zahllose Äonen vor sich hat? oder die Hoffnung auf persönliche Vollendung, wenn wir unsere Unsterblichkeit in ihm bedenken, der „unsere Zuflucht ist für und

für?" oder alles Hoffen für unsere anscheinend mißlingenden Pläne und Vorsätze, wenn wir bedenken, daß sie über uns hinauswachsen werden wie das Gras auf unseren Gräben?

II. Betrachtet ferner die Unvergänglichkeit der Resultate.

Leset den Schluß des Psalms: „Der Herr fördere das Werk unserer Hände, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern." Es ist dies ein freudiger Schluß für einen so düstern, ernsten Psalm. Um das Dunkel zu mildern, das aus dem Brüten über die Vergänglichkeit entsteht, ist es gut, sich dessen zu erinnern, daß in gewissem Sinne — nichts vergeht.

1. Die Unvergänglichkeit der uns entschwundenen Zeiten.

Frühling, Sommer, Herbst sind vergangen, aber die Ernte ist eingebracht. Jugend und Mannesalter sind vorüber, aber sie brachten ihre Lehren. Die Vergangenheit wird erst unser, wenn sie dahin ist. Nicht eher verstehen wir die Bedeutung unserer Jugend, unserer Freuden, unserer Schmerzen, als bis wir sie aus der Entfernung betrachten. Wir verlieren sie nur, um sie in einem tieferen Sinn zurückzuerhalten. Die Vergangenheit ist unser wahres Erbe, das niemand uns entwinden kann. Ihre geweihten Lehren, ihre reinen Neigungen sind unser auf immer; nichts als die Vernichtung unseres Seins könnte uns derselben berauben.

2. Die Unvergänglichkeit gelöster Gemeinschaften.

Moses trauerte um die Dahingeschiedenen. Nehmt aber sein eigenes Gleichnis: Wir sind — „wie ein Geschwätz". Der Klang und die Worte sind verweht, aber ihr Gehalt bleibt dem Herzen dennoch unauslöschlich eingeprägt. So sind uns die Verlorenen nicht wirklich verloren. Vielleicht wurden sie erst wahrhaft unser, nachdem wir sie verloren. Ihre Geduld, ihre Liebe, ihre Klugheit sind uns heilig geblieben und leben in unsern Herzen. Die Apostel und Propheten gehören uns in einem tieferen Sinn als der Generation, welche ihr tägliches Leben sah. „Er ist gestorben und lebet noch."

3. Unsere eigene Unvergänglichkeit.

Wir leben fort; das ist sehr merkwürdig. Wir sind das, was

die Vergangenheit aus uns gemacht hat, ja ihr Resultat. Die veränderlichen, wechselvollen Bewegungen unseres Gemüts und die Handlungen vergangener Jahre, wie der Moment sie gab, sind das Gerüst, an welchem wir das, was wir sind, aufbauen. Wie den Baum seine abgebrochenen Äste und abgefallenen Blätter befruchten, und er aus seinem eigenen Verfall herauswächst, so reift die Seele des Menschen aus unter geknickten Hoffnungen und zerstörten Neigungen.

Das Gesetz für unsere Menschheit ist das allgemeine Gesetz des Universums: Leben aus Tod, Schönheit aus Verfall. Nicht eher als bis die ungestümen, jugendlichen Leidenschaften, deren Vergänglichkeit das Alter beklagt, zur Ruhe gebracht sind, nicht eher als bis das Auge sein Feuer verloren und die Wange ihr heißes Aufflammen — kann die „Schönheit des Herrn, unseres Gottes" — auf uns kommen. Die Schönheit eines Geistes, der sich durchgerungen, der sich selbst bezwungen und geläutert worden ist durch Verluste.

4. Laßt uns diese traurigen Betrachtungen richtig stellen durch den Gedanken an die Unvergänglichkeit des Wirkens: „Der Herr fördre das Werk unserer Hände." Gefühle — sie verwehen. Gedanken, Vorstellungen und Träume — sie zerrinnen: das Werk bleibt. Die Ewigkeit hindurch bist du das, was du gethan hast. Naturkundige sagen uns, daß nicht ein Ton durch den Weltenraum hindurch jemals verklungen, nicht ein Wellengekräusel auf dem Ozean je vergangen sei. Viel wahrer noch ist es, daß nicht ein echter Gedanke, nicht eine liebende That jemals vergeblich hinausgezogen sind.

So wollen wir denn dies unser Jahr beschließen. Unter den ernsten Lehren, die dem erbebenden Wanderer geworden auf seinem Streifzug durch die Natur, welche mit Riesenschritten in ihr Wintergrab hinabeilt, und unter dem feierlichen Läuten der Zeitenglocke, die verkündet, daß wieder einer und wieder und wieder einer uns vorangegangen — wollen wir lernen, nicht die Lehre des Sinnenmenschen: „genieße, solange du kannst"; noch die des schwächlich

Sentimentalen: „klage, denn nichts hat Bestand“; sondern die des Christen: „wirke mit Freuden.“ „Die Schönheit des Herrn unseres Gottes komme auf uns.“*) „Segne das Werk unserer Hände.“

---

*) Luther übersetzt: „Der Herr sei uns freundlich &c. &c.“

Die Selbstheiligung Christi.

Johannes 17, 19: „Ich heilige mich selbst für sie, auf daß auch sie geheiligt seien in der Wahrheit."

Das Gebet, in dem diese Worte enthalten, ist uns allein von dem Apostel Johannes aufbewahrt. Vielleicht konnte nur Johannes es wiedergeben, weil es in das eigentümliche Bereich seiner Offenbarung gehört. Er erschließt uns das Herz Christi tiefer als die andern Apostel, und teilt weniger über seine äußeren Lebensumstände mit. Mehr Gespräche und weniger Wunder: mehr aus dem inneren Leben, mehr das, was Christus war, als was er that.

Der Apostel Johannes war kein Mann der Verstandesschlüsse, sondern der Intuition. Man gelangt auf zwiefachen Wegen zur Wahrheit, durch Herausklügeln oder Herausfühlen. Die tiefsten Wahrheiten werden immer herausgefühlt. Die tiefsten Einblicke in die Wahrheit thut die Liebe. Liebe ist das beste Mittel zum Verständnis eines Menschen. Empfinde eine Wahrheit — dann begreifst du sie. Nicht, daß du dein Verständnis derselben in Worte, in Formeln abgerundeter Maximen oder Lehrsätze kleiden kannst, aber desunerachtet hast du sie doch gewonnen. Vergleiche 1 Kor. 2, 15. 16: „Der Geistliche aber richtet alles und wird von niemandem gerichtet. Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer will ihn unterweisen? Wir aber haben Christi Sinn".

Der Apostel Johannes nun fühlte die Wahrheit heraus. Er verstand seinen Herrn, weil er ihn liebte. In seinen Schriften finden wir keine langen Beweisführungen, alles ist durchdrungen von einer Atmosphäre der Beschaulichkeit. Kurze, inhaltreiche Sätze, von einer Einbildungskraft durchglüht, die dem bloß nüchternen Verstande wie Unsinn erscheint, und die nur ein warmes Herz zu deuten versteht. Der Charakter seiner Schreibweise ist sehr verschieden von der der andern Apostel. Petri Erkenntnis des Herrn hatte sich aus den Irrungen eines ungestümen Temperaments herausgebildet und langsam und schmerzhaft berichtigt. Pauli Christentum hatte sich aus Prinzipien entwickelt, die, wie das auf dem Amboß geschweiste Eisen, in dem nimmer rastenden, ernsten Feuer seines Innenlebens glühheiß ausgewirkt worden — wo der heilige Geist mit seinem ewigen Licht und Feuer weilte und die göttliche Flamme der Inspiration entfacht hielt.

Johannes hinwieder und das johanneische Christentum hatten sich in stiller Beschaulichkeit, im persönlichen Anschauen Christi und durch den Umgang mit ihm entfaltet. Monat um Monat und Jahr um Jahr hielt er das Auge in Stille und gedankenvoller Anbetung auf Jesum gerichtet; und indem er wie ein Spiegel die Herrlichkeit des Herrn zurückstrahlte, wurde er ihm ähnlich — nahm seinen Ton an — seine Art zu denken, ja seine Ausdrucksweise und, wurde seines inwendigen Lebens teilhaftig. „Christus gewann Gestalt in ihm."

Daher kam es, daß dem Johannes allein aus allen Aposteln dies Gebet offenbart und nur von ihm uns mitgeteilt wurde. Des Erlösers Seele berührte sich mit der seinigen: geheime Sympathie that ihm kund, was in den Tiefen der Seele Christi vorgegangen war und vorging. Ihr geheimstes Sehnen und schwerstes Ringen kannte niemand als Johannes.

Die Stelle des hohenpriesterlichen Gebets, die ich zum Text genommen habe, war ganz besonders nach dem Herzen Johannes. Denn, wie ich schon sagte, für ihn lag das wahre Leben Christi mehr in dem inneren Sein, als in den äußeren Handlungen. Diese

Worte Jesu nun reden von dem Versöhnungsopfer mehr wie von einer inneren, geistigen That, als von einer äußeren Handlung: in dem Sinne einer durch den Willen Christi bewirkten Selbstdarbringung. „Um ihretwillen heilige ich mich selbst.“ Es ist ein Entschluß, ein Geheimnis des inneren Lebens. Kein Wunder, daß Johannes es ist, der davon berichtet.

Unser Text zerfällt in zwei Teile.

I. Die Heiligung Jesu Christi.

II. Die Heiligung der Seinen.

I. Christi Selbstheiligung.

„Ich heilige mich selbst für sie, auf daß auch sie geheiligt seien in der Wahrheit.“

Zunächst müssen wir uns den Sinn des Wortes „heiligen“ klar machen, denn auf ihm ruht die ganze Bedeutung. Es leuchtet ein, daß es hier nicht den gewöhnlichen, bekannten Sinn von heilig werden haben kann, denn Christus war heilig. Er konnte sich durch innere Anstrengung oder durch Kampf nicht zu dem machen, was er schon war — nämlich heilig.

Verfolgen wir zunächst die Geschichte des Wortes „heiligen“ bis auf die ersten Blätter der jüdischen Geschichte.

Als der Würgengel die Erstgeburt der Ägypter schlug, bewahrte das Zeichen des Bluts an der Schwelle jedes hebräischen Hauses den Erstgeborenen vor „der Plage des Todes“. Dies hatte zur Folge, daß das Gesetz Mose jeden erstgebornen Sohn in einem besonderen Lichte ansah. Er wurde als ein dem Herrn Geweihter betrachtet, als erlöst und deshalb ausgesondert. Der gebräuchliche Ausdruck für diese Hingabe war „heiligen“. Der Herr redete mit Mose und sprach: „heilige mir alle Erstgeburt bei den Kindern Israel, beides unter den Menschen und dem Vieh; denn sie sind mein.“ Durch eine spätere Veranstaltung traten die Leviten an Stelle der Erstgeborenen. Statt des ältesten Sohnes jeder Familie wurde ein ganzer Stamm ausgesondert und als dem Herrn geweiht angesehen. In der Art, wie etwa heutzutage in manchen Ländern ein Stellvertreter an eines anderen

Statt in den Krieg zieht. Deshalb hieß der Stamm Levi, der dem Herrn geheiligte. Das bedeutungsvolle Zeremoniell der Heiligung giebt uns darüber Aufklärung, was unter diesem Geheiligtsein zu verstehen ist. Der Priester berührte sinnbildlich mit dem Blut eines geopferten Tieres die rechte Hand, das rechte Auge und den rechten Fuß des Leviten. Das war seine Weihe. All seine Eigenschaften und Fähigkeiten, wie Sehen, Thun, Gehen, und die Verrichtungen der rechten Hand, als die besten und wichtigsten, wurden damit dem besonderen Dienst Gottes geweiht. Er wurde ein ausgesonderter Mann.

Heiligen hieß demnach nach hebräischer Redeweise hingeben oder weihen. Verweilen wir hierbei einige Augenblicke.

Auf den Erstgeborenen ruht die Hoffnung eines Volkes. Man kann sagen, daß sie ein ganzes Volk darstellen. Die Weihe der Erstgebornen bedeutete somit die Weihe des ganzen Volkes. An Stelle der Erstgebornen traten die Leviten, und ihre Weihe bedeutete, daß das ganze Israel der Idee nach und von rechtswegen ein Gott geweihtes Leben führen solle. Aber mehr noch: Wie die Leviten Israel vertraten, so war Israel selbst nur als ein Teil für das Ganze genommen und es sollte in ihm das ganze Menschengeschlecht repräsentiert sein. Wem dies phantastisch erscheint, der erinnere sich an das Prinzip der Stellvertretung, auf welches das ganze jüdische System gegründet war. Z. B. die Erstlinge der Ernte wurden Gott geweiht. Nur um diesen Teil und diesen allein für Gott geweiht zu erklären? Nein. Paulus sagt, als einen Teil an Stelle des Ganzen, um damit auszudrücken und darzuthun, daß die ganze Ernte Gottes sei: „Ist der Anbruch heilig, so ist auch der Teig heilig.“ In derselben Weise heiligte Gott ihm selbst ein besonderes Volk. Warum? Die Juden antworten, weil sie allein sein Volk seien. Wir sagen: als Teil, der das Ganze darstellt, um an einem Volk zu zeigen, was alle sein sollten.

Die Heiligkeit Israels ist stellvertretend. Gerade so, wie der geheiligte Levit für das eintrat, was Israel seiner Bestimmung nach sein sollte, so stellt das gesalbte und ausgesonderte Volk für

immer dar, was das ganze Menschengeschlecht der Idee Gottes nach ist: sein eigentliches Leben besteht in beständiger Hingabe.

Wir gehen einen Schritt weiter. Da dies demnach das eigentliche Leben der Menschheit ist, nenne man es nun Heiligung, Weihe, Hingabe oder Opfer — so unterwirft sich nach unserem Text Christus, der Stellvertreter des Menschengeschlechts, diesem universalen Gesetz der Hingabe. Das wahre Gesetz jedes Lebens ist ein Gottgeweihtsein. Daher sagt Christus, „ich heilige mich selbst"; sonst hätte er nicht der Idee Gottes entsprochen. Das Menschheitsideal, das Gott seit Jahrhunderten der Welt hat zum Ausdruck bringen wollen durch einen geheiligten Namen, durch ein geheiligtes Volk — zielte auf ein Wesen, dessen Lebensgesetz Opfer, dessen ganzes Thun und Denken Gott geweiht wäre. Dem entspricht Christi eigene Anschauung von seiner Gottmenschheit, als von etwas nach göttlichem Ratschluß Geweihtem: „Sprecht ihr denn zu dem, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat: du lästerst Gott, darum daß ich sage: „Ich bin Gottes Sohn"?

Um nun mehr auf Einzelheiten einzugehen. Von dieser Heiligung werden hier hauptsächlich drei Seiten hervorgehoben. Selbsthingabe durch inneren Entschluß — Selbsthingabe an die Wahrheit — Selbsthingabe zum Heile anderer.

1. Er gab sich selbst hin durch Willensentschluß: „Ich heilige mich selbst." Gott, sein Vater, hatte ihn zuvor hingegeben, hatte ihn geheiligt und gesandt. Diese Hingabe mußte nun durch eigenen Willensentschluß vollendet und zur Selbsthingabe werden. Und in eben dieser innerlichen Willensthat Christi bestand seine Selbstheiligung. Denn dieselbe vollzog sich innerlich; im geheimen, einsamen Ringen, im Kampf mit allen Versuchungen, die ihn von seinem Werk abbringen wollten — im Entschluß, es ohne Wanken zu vollbringen, in echt menschlichem Kampf und Sieg.

Daher durchzieht diese Selbstheiligung die ganze Stimmung und die Entwickelung seines Gemüts. Unablässig gab er sich seinem Werk hin — indem er seine menschliche Seele beständig stählte

zu ihrem großen Vorhaben. Ganz besonders kommt sie aber in gewissen Momenten zum Ausdruck, in denen irgend eine Krisis — wie bei dieser Gelegenheit — eine Willensthat erheischte.

Das erste Mal lesen wir von solcher Krisis, als Jesus zwölf Jahre alt war. Des Knaben ernste Unterredung mit den Schriftgelehrten im Tempel weist darauf hin, daß er angefangen hatte, über seine Sendung und Aufgabe nachzusinnen und seine Antwort auf der Mutter Vorwürfe belehrt uns über den Gegenstand seiner Fragen: „Wisset ihr nicht, daß ich meines Vaters Werk treiben muß?“ *) Feierliche Worte. Er hatte die Schriftgelehrten um das Werk seines Vaters befragt, was und wie es von dem zu erfüllen sei, von dem er in den Propheten gelesen — nämlich von ihm selbst. Dies war des Messias früheste Selbsthingabe, der Knabe heiligte sich selbst für das Leben und das Werk des Mannes.

Das nächste mal war es die Vorbereitung in der Wüste, die wir Christi Versuchung nennen. Man kann nicht tiefer in diese merkwürdige Geschichte hineinblicken, ohne ihre wahre Bedeutung dahin zu erkennen, daß der Erlöser sich in diesem Kampf stählte gegen die dreifache Gestalt, in welcher die Versuchung im späteren Leben an ihn herantrat, um den Zweck seiner Sendung zu stören und aufzuhalten.

Jesus ward versucht:

1. Das schwere, dornigte Leben der Pflicht in Genuß und irdisches Wohlleben zu verwandeln: wie Esau das Leben um ein Linsengericht zu verhandeln, und die ihm innewohnenden göttlichen Kräfte nur anzuwenden, um irdische Speise zu wirken.

2. Gott zu mißtrauen und aus Ungeduld irgend einen ungestümen, plötzlichen Einfall auszuführen, statt seine demütigen und langsam vorgezeichneten Wege zu gehen — sich von der Zinne des Tempels hinabzustürzen, wie wir geneigt sind, uns unserem Geschick entgegenzuwerfen.

3. Der Majestät des Unrechts Ehre zu erweisen: das Böse

*) Nach der engl. Bibelübersetzung.

um des Erfolgs willen anzubeten, sich die Welt durch Gewalt oder krumme List, anstatt durch Leiden zu unterwerfen.

Das waren die Versuchungen seines wie unseres Lebens. Wenn ihr sein Leben verfolgt, werdet ihr finden, daß alle Versuchungen, die ihm noch weiter entgegentreten, auf eine dieser drei Grundformen zurückzuführen sind. In der Wüste empfand seine Seele sie alle im voraus; allen trat er damals im Geist entgegen und bekämpfte und besiegte sie, noch ehe sie Wirklichkeit geworden. In der Wüste hatte er sich geheiligt und geweiht gegen alle Versuchung, die überhaupt möglich war, und das fernere Leben brachte ihm in der That nur das, was in der Willensregion schon durchgerungen worden; es stellte ihn vor besiegte Feinde.

Ich sagte, er habe sich gegen jede Versuchung gerüstet und ganz geheiligt; ich hätte sagen müssen gegen jede, mit Ausnahme der letzten. Die Schrecken und die Gestalt des Todes hatte die Versuchung bis dahin nicht angenommen; hiergegen hatte er sich noch zu wappnen und zu stählen. Daher die hohe Traurigkeit, welche die Ausgangszeit seines Lehramtes kennzeichnet. Er steigt hernieder von den sonnigen Höhen des Lebens in die dunkelnden Schatten des Thales, in welchem sein Grab liegt. Es ist ein merkbarer Unterschied in dem Ton seiner früheren und späteren Lehrzeit, der durch seine offenbar ungesuchte Wahrhaftigkeit uns lebhaft die Wirklichkeit der Vorgänge fühlen läßt.

Im Anfang ist alles zuversichtlich, hoffnungsfroh, von Erfolg und Triumph begleitet. Wir vernehmen freudige Worte aus seinem Munde über vorausgenommenen Sieg: „Ich sahe den Satanas wie einen Blitz vom Himmel fallen." Wie wurde seinem ersten Auftreten in der Schule von Kapernaum zugejauchzt, wie waren aller Augen auf ihn gerichtet, und wie erklangen ihnen seine Worte „holdselig!"

Langsam und allmählich tritt in seinem Leben und seinem Gemüt eine Umstimmung ein. Die unablässige Arbeit steigert sich zu einer übermenschlichen: „Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da

niemand wirken kann." Das kalte Vorgefühl seines Geschicks überkommt ihn häufiger. In geheimnisvollen Andeutungen spricht er zu seinen Jüngern von Verrat und vom Kreuz. Er steigt hernieder in ein Land, wo die Wolken schwer herabhängen und dunkle Schatten lagern, wo nichts mehr recht erkennbar ist; und sein Auftreten wird feierlicher, seine Sprache atmet tiefe Traurigkeit. Worte trüber Ahnung voll, wie Laute einer Seele, die danach ringt, durch düstere, dichte Nebel von Geheimnis, Zweifel, Tod hindurchzudringen — kommen nun öfter von seinen Lippen. Worte wie diese: „Jetzt ist meine Seele betrübt. Und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde; doch darum bin ich in diese Stunde gekommen." Und hier in unserem Texte eine andere Äußerung schmerzerfüllter Hoheit: „Ich heilige mich selbst für sie, auf daß auch sie geheiligt seien in der Wahrheit."

Er redet in der Gegenwart. Nicht, ich werde mich hingeben — sondern: Ich heilige mich, d. i. ich bin dabei mich zu heiligen. Der Kampf in seiner Seele hatte begonnen. Dies Gebet war schon, sozusagen, ein Teil des Gebetes in Gethsemane: die ersten Laute desselben — durch Pausen unterbrochen und im Garten zu Ende geführt. Die Opferung und die Todesqual nahmen ihren Anfang — der lange inwendige Kampf, der nicht eher vollendet war, als bis die Worte sich losrangen — zu feierlich ernst, um triumphierend genannt werden zu können, und doch wie Posaunenklänge und Verkünder des großen Sieges der Menschheit: „Es ist vollbracht!"

Zweitens: Christi Heiligung war Selbsthingabe an die Wahrheit.

Ich schließe dies aus seinen Worten: „Ich heilige mich selbst, auf daß auch sie geheiligt seien durch die Wahrheit." „Auch" deutet darauf hin, daß das, was seine Heiligung ausmachte, auch die ihre werden solle. Nun sagt er ausdrücklich, daß sie geheiligt werden sollten durch die Wahrheit. Hierauf also beruhte auch seine Heiligung. Es war die Wahrheit, die ihn aussonderte und zum Tode weihte.

Denn nicht der Tod allein ist es, was Christi Opfer zur Erlösung der Welt gemacht hat. In dem Tode an sich liegt noch keine besondere Kraft und wenn es der Tod des Sohnes Gottes selbst wäre. Blut gefällt Gott nicht. „So wahr ich lebe, spricht der Herr, ich habe kein Gefallen am Tode des Sünders.“ Glaubt ihr, Gott habe Gefallen am Blut des Gerechten? am Blut als solchem? am Tode nur als einer der Natur abbezahlten Schuld? am bloßen Leiden, weil Leiden ein geheimnisvolles Verdienst in sich schließe?

Nein, meine Brüder! Gott kann nur zufriedengestellt werden durch das, was der Gewissens- und Willensregion zugehört. So spricht der Verfasser der Epistel an die Hebräer: „Opfer kann nicht, die da opfern, vollkommen machen“. Das Blut Christi war geheiligt durch den Sinn und Willen, mit dem er es vergoß; das war es, was ihm seinen Wert verlieh. Es war ein Opfer des Gewissens. Er litt als ein Märtyrer der Wahrheit. Er fiel durch die Treue für eine geheiligte Sache. Er fiel seiner Liebe zum Menschengeschlecht zum Opfer. „Größere Liebe hat niemand denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde.“ Diese Wahrheit nun war die Ursache, um derentwillen Christus starb. Wir haben seine eigenen Worte zum Beweis dafür: „Darum bin ich geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll.“

Laßt uns jetzt sehen, wie sein Tod das Märtyrertum eines Zeugen für die Wahrheit war.

1. Er verkündete die Identität von Religion und aller wahren Vortrefflichkeit. Er unterschied Religion von bloß richtigen Ansichten, frommen Gefühlen und einer sorgfältigen Ausübung religiöser Gebräuche. Er sagte, um religiös zu sein, müsse man gut sein: „Selig sind, die reines Herzens sind — selig sind die Barmherzigen — selig sind, die geistlich arm sind“. Liebe zum Guten, Barmherzigkeit, Wahrheit machte er kund als die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

Und weil er in Wahrheit die Gottseligkeit predigte, machte er sich die Pharisäer zu Feinden — jene Männer der Ansichten und

Systeme, die Männer der kirchlichen, rituellen und geistlichen Anmaßungen.

2. Ferner betonte er die Innerlichkeit der Religion. Gott wohne nicht im Tempel, bezeugte er, der Tempel müsse vielmehr abgebrochen werden, aber die Religion werde den Tempel überdauern. Gottes Tempel sei der Geist des Menschen. Weil nun Christus hiermit Anbetung im Geist forderte, machte er sich die Priester zu Feinden. Daher die Anschuldigungen, er verlästere den Tempel, er habe verächtlich gesagt: „Brechet den Tempel Gottes ab und in dreien Tagen will ich denselben bauen".

Und weiter: Er gab der jüdischen Exklusivität den Todesstoß. Er verkündete den wahren Charakter Gottes als des Vaters aller Menschen. Die bloß anererbte Abstammung von Abraham bedeute nichts, die Erbschaft des Glaubens Abrahams — alles! Die Heiden, welche diesen Glauben erbten, wolle Gott annehmen. Denn Gott hat die Welt geliebt und nicht nur einige wenige Erlesene, nicht nur die Juden, nicht nur den älteren Bruder, der sein ganzes Leben lang in des Vaters Hause geblieben ist, sondern auch den verlorenen, jüngeren Bruder, der weit hinausgewandert und viel gesündigt hat.

Durch die Verkündigung, daß auch den Heiden das Heil gebracht werden solle, beleidigte Jesus zuletzt das ganze jüdische Volk. Als er das erstemal in Kapernaum andeutungsweise darauf hinwies, führten ihn die Juden an den Abhang des Berges, auf dem ihre Stadt gebauet war, „auf daß sie ihn hinabstürzten".

Und so hatte er nach und nach alle, Pharisäer, Priester und Rat, Reich und Arm gegen sich aufgebracht. Der göttliche Märtyrer der Wahrheit stand zuletzt — als es galt, der Welt das Leben zu gewinnen — allein am Kreuz, ohne einen Freund.

Wir müssen dies alles im Auge behalten, wenn wir den Ausdruck: „Ich heilige mich selbst für sie" verstehen wollen. Er heiligte und weihte sich, um ein für die Wahrheit hingegebener Zeuge zu sein, der sich in des Herzens Tiefen dem Tode geweiht und der Wahrheit treu zu bleiben sich gelobt hatte, selbst wenn sie

als Lohn dieses Bündnisses nicht Ehren und Königreiche, sondern nur eine Dornenkrone zu vergeben hatte.

3. Die Selbsthingabe Christi geschah um anderer — „um ihretwillen".

Er gehorchte für seine Person dem Gesetz der Selbsthingabe, sonst wäre er nicht Mensch gewesen; denn Selbsthingabe ist das Grundgesetz unserer menschlichen Existenz. Aber er gehorchte ihm auch um der anderen willen. Es war stellvertretende Selbsthingabe, d. i. eine Hingabe anstatt der anderen, als ihr Repräsentant. „Um ihretwillen," ihnen zum Beispiel, „auf daß auch sie geheiligt werden möchten durch die Wahrheit."

Wir machen einen Unterschied zwischen Vorbild oder Muster und Beispiel. Man zeichnet die Umrisse eines Vorbildes ab, man folgt dem Geisteszuge eines Beispiels. Christus ist uns zum Beispiel und nicht zum bloßen Vorbild gegeben. Ihr mögt sein Leben nachahmen, ihn zum Vorbild jeder Handlung nehmen, und doch um kein Haar breit dem Ziel eines Christen näher kommen. Ihr könnt die Füße armer Fischer waschen, wie er gethan, und ein Wanderleben führen, ohne zu haben, da ihr euer Haupt hinlegt. Ihr könnt umherziehen und lehren und nie andere Worte als die seinen in den Mund nehmen, eine religiöse Wahrheit nie anders als in biblischer Sprache ausdrücken, kein Heim haben und der Zöllner und Sünder Geselle sein. Dann wäre Christus euer Vorbild, ihr hättet sein Leben nachgezeichnet wie ein Bild, Strich für Strich und Schatten für Schatten; und es könnte dennoch sein, daß ihr ihm nicht ähnlich wäret.

Aber andererseits könnt ihr Christum nachfolgen, indem ihr seines Geistes teilhaftig werdet und die Luft der Gedanken atmet, die ihn erfüllten; ihr mögt nicht eine Handlung verrichten, die er gethan und doch immerdar in seinem Geiste handeln. Ihr mögt reich sein, während er arm war, nie lehren, während er unablässig gelehrt; ein Leben führen, das in allen äußeren Umständen — das Gegenteil und den Gegensatz zu dem seinen bildet —: dennoch kann der Geist seiner Selbsthingabe euer ganzes Wesen durchtränkt

haben uud in die Seele all' eures Thuns, in das Leben und Weben jedes Gedankens eingedrungen sein. Dann ist Christus in der That euer Beispiel geworden, denn nur dem können wir nachfolgen, dessen Geist wir erfaßt haben.

Er heiligte sich selbst, auf daß er ein lebendiges, zündendes Beispiel würde, welches die Herzen der Menschen durch Liebe zur Nachfolge entflamme —, ein brennendes und scheinendes Licht ausgegossen über das Dunkel des Lebens, um durch einen Geist der Wärme, den es im Innern entzündet, unser Führer zu werden.

Christus ist uns nicht als tadelloser Gegenstand einer Betrachtung über die Lieblichkeit der Selbsthingabe dargeboten, damit sich unsere Vernunft von ihrer Schönheit überzeuge, sondern als einer, der sich selbst dahingegeben hat: — Eine lebendige Wahrheit — eine lebendige Person — ein Leben das schön war — ein Tod, den wir im tiefsten Herzen als göttlich empfinden. — Und dies alles, damit die Gesinnung dieses geheiligten Lebens und Todes durch Liebe, durch Staunen und nie verlöschende Begeisterung in uns Gestalt gewinne und auch uns heilige, für die Wahrheit zu leben und zu sterben. Er opferte sich selbst, auf daß auch wir uns selbst als ein lebendiges Opfer Gott darbringen möchten.

II. Christi Heiligungswerk an den Seinen. „Auf daß auch sie geheiligt seien durch die Wahrheit."

Heiligen heißt hingeben, heißt absondern; beides sind aber nur verschiedene Seiten derselben Vorstellung. Sich Gott hingeben heißt von allem geschieden sein, was Gott entgegen ist.

Die, welche Christus heiligt, sind von dem Übel und dem Geiste der Welt geschieden.

1. Von dem Übel der Welt.

So im 15. Verse: „Ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nehmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Übel."

Nicht vor leiblichem Übel, nicht vor Schmerz; von diesen Übeln will Christus die Seinen nicht frei wissen. Ja, wir zögern billig, Entbehren und Schmerz unter die Übel zu rechnen, wenn wir bedenken, welche herrliche Charaktere gerade durch sie aus-

gestaltet worden sind und daß fast alle, die zu Christo kamen, durch ein Leid dazu getrieben wurden. Das kananäische Weib z. B. fühlte sich durch die Qualen ihrer übel geplagten Tochter vermocht, „vor ihm niederzufallen und ihn anzubeten“. Eine Witwe war es, die alles was sie hatte, ihre ganze Habe in den Gotteskasten legte, und diese Witwe war arm.

Es ist möglich, daß es sich dereinst, wenn diese Welt des Scheins aufgehört hat, zeigen wird, daß Entbehren und Schmerzen nicht Übel waren, sondern Segensengel Gottes und Boten seiner väterlichen Huld.

Das Übel aber, von dem Christi Heiligung die Seele absondert, ist das schlimmste der Übel — ja recht eigentlich das einzige Übel: die Sünde. Auflehnung gegen Gott, Unredlichkeit gegen das Gewissen, Tyrannei der Leidenschaften, Kampf des Eigenwillens im Konflikt mit dem Liebeswillen Gottes; das ist unser Feind, der einzige, den wir berechtigt sind, gründlich zu hassen, wo immer wir ihm begegnen und in welcher Gestalt er sich auch darstelle, sei es in Kirche und Staat, in falschen, sozialen Prinzipien oder im eigenen Herzen. Und um uns zu heiligen und zu scheiden von diesem Feinde heiligte und weihte Christus sich selbst. Bei dem Blut seiner Todesqual, bei der Kraft seines unüberwindlichen Entschlusses sind wir verschworen gegen diesen Feind und dazu verbunden, in einer Welt des Übels gottgeheiligte Geister zu sein, wenn anders wir uns nicht schwer versündigen wollen.

Endlich scheidet uns die Selbsthingabe Christi von dem Geiste der Welt. Zwischen dem Übel und dem Geist der Welt ist zu unterscheiden. Viele Dinge sind an sich nicht böse, und doch als weltliche Angelegenheiten gefahrdrohend.

Es gehört zu den schwierigsten seelsorgerischen Aufgaben, den Geist der Welt zu definieren. Er darf nicht mit dem Laster identifiziert werden, so wenig wie ein von der Welt abgekehrter Sinn ohne weiteres als frei vom Laster erklärt werden kann. Unter den Heiligen des alten Bundes gab es viele große Sünder. Abraham log — Jakob betrog — David brach die Ehe. — Sicherlich dunkle

Verbrechen und schwarz genug. Und dennoch waren diese Menschen nicht weltlich gesinnt — der Geist der Welt wohnte nicht in ihnen. Sie irrten und wurden schwer bestraft, denn Verbrechen bleibt Verbrechen, wer es auch begehen mag, und erst recht wird es Verbrechen bei einem Heiligen Gottes. Aber sie standen über ihrer Zeit und waren nicht von der Welt. Sie waren Fremdlinge und Pilgrime auf Erden. Unter zahllosen Versuchungen von innen und von außen begehrten sie eines besseren Vaterlandes, nämlich des himmlischen.

Wiederum kann man nicht sagen, Weltlichkeit bestehe in dem Verkehr mit vielen Menschen und nicht weltlich gesinnt sei, wer den Umgang mit wenigen pflege. Daniel blieb frei von der Welt mitten in dem üppigen, glänzenden Hofleben zu Babylon; Adam hatte im Paradiese nur eine Gefährtin und diese eine war ihm die Welt.

Ebensowenig liegt der Geist der nichtweltlichen Gesinnung in einer bestimmten Art, sich einfach zu kleiden oder in einer besonderen Lebensweise. Möchten wir „geheiligt sein von der Welt“, wenn Christus wiederkommt, so müssen wir nicht dabei befunden werden, allen äußeren Schmuck von uns abzustreifen, wohl aber das Richten mit der Zunge und die Selbstsucht unseres Herzens.

Ferner: Das Merkmal eines unweltlich gesinnten Herzens wird je nach den verschiedenen Zeiten ein verschiedenes sein. Zu Daniels Zeit, als das Wesen der Welt in Üppigkeit bestand, war ein einfaches Leben Beweis genug, daß er nicht von der Welt war. Seine Begierde zügeln hieß beinah so viel, wie geheiligt sein. Aber heutzutage, wo Unmäßigkeit nicht die Regel ist, kann ein so mäßiges Leben, wie Daniel es führte, recht wohl bestehen neben einem Herzen, das dem Ärgsten am Geist der Welt in sich Raum giebt. Damals war fast niemand mäßig, der nicht Gott diente. Heutzutage giebt es Hunderte und Tausende, die sich aus Vorsicht zügeln und doch der Welt und dem eigenen Ich dienen.

Deshalb kann Heiligung nicht an äußeren Merkmalen oder Regeln erkannt werden. Wer ihm aber ernstlich nachsinnt, wird

es verstehen lernen, was es um diese besondere Heiligung oder Aussonderung von der Welt ist, die Christus in seinen Jüngern zu sehen wünscht.

Derjenige ist durch die Selbsthingabe seines Meisters „geheiligt von der Welt", der ein Leben in sich selber hat, das sich unabhängig erhält von den Prinzipien und Gewohnheiten, welche die anderen Menschen mit sich fortreißen. Nach den Worten des Herrn quillt in einem solchen „ein Brunnen lebendigen Wassers, der in das ewige Leben quillet" und erhält sein Leben im ganzen rein und sein Herz gesund. Sein wahres Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Seine Absichten, Zweck und Ziel seines Lebens, so widersprechend sie untereinander sein mögen, so unregelmäßig und notdürftig er sie vielleicht ausführt — als Ganzes angesehen liegen sie doch droben, nicht hienieden. Sein Bürgerrecht ist im Himmel. Er mag versucht werden, er mag fallen — aber noch in seinen dunkelsten Verirrungen wird ein Etwas die Träume und das Sehnen seiner besseren Tage in ihm wach erhalten — der Gedanke an das Kreuz Christi und die Selbsthingabe, die es verbildlicht, die Überzeugung, dies sei das allerhöchste und nur dies wahres Leben. Und dies, und wäre es nur dies — wird ihn wesentlich unterscheiden von anderen Menschen, selbst wenn er unter ihnen lebt und ihren Ton anzunehmen scheint -— unter ihnen, aber nicht von ihnen. Dies Leben in ihm, es ist Christi Pfand, daß er einstmals werden soll, was ihn zu sein verlangt, ein etwas das ihn scheidet, das ihn trennt, das ihn weiht. Für ihn und für solche wie er ist Christi Heiligungsgebet gebetet: „Sie sind nicht von der Welt, gleich wie auch ich nicht von der Welt bin. Heiliger Vater, heilige sie in deiner Wahrheit: dein Wort ist die Wahrheit."

Die Herrlichkeit des göttlichen Sohnes.

Johannes 2, 11: „Das ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Kana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit."

In der Erzählung von der Hochzeit zu Kana werden uns zwei Persönlichkeiten in hervorragender Weise vor Augen gestellt. Die Jungfrau Maria und der Sohn Gottes; in beiden tritt eine sowohl der Art wie dem Grade nach verschiedene Herrlichkeit zutage. — Verschieden dem Grade nach, denn die Jungfrau war nur ein Mensch — ihr Sohn aber war: „Gott, geoffenbart im Fleisch." — Verschieden auch ihrer Art nach: bei Maria die besondere, stille Herrlichkeit des Weibes — bei Jesu aber die nur ihm eigentümliche, einzigartige Herrlichkeit, die Herrlichkeit einer vollkommenen Menschheit.

Nehmen wir die Jungfrau Maria, wie sie sich bei diesem Anlaß zeigte, als Typus und Repräsentantin ihres ganzen Geschlechts, so spiegelt ihr Benehmen die Herrlichkeit des Weibes ab; einmal in der selbstlosen Fürsorge für andere — weiter in dem zarten Gefühl für das Schickliche — in der Fähigkeit, auch die einfachen und geringen häuslichen Dinge, wie den Wein beim Hochzeitsmahl, durch die Heiligkeit der Liebe zu adeln — in dem demütigen Gehorsam, dem Weibe auferlegt beim Sündenfall; ein Fluch, welchen Christus in Macht und Segen verwandelte — und endlich, wie schon der Jungfrauenname andeutet, in der Reinheit des Herzens.

Erst das Christentum hat diese großen Wahrheiten offenbart.

Die Evangelien, die Christi Leben berichten, stellen zum erstenmal in der Weltgeschichte die göttliche Herrlichkeit von Eigenschaften ins Licht, die bisher verachtet worden. Bevor Christus erschien, wurde seitens der Heiden nur des Mannes gesetzgebende Weisheit, männliche Kraft, männliche Wahrhaftigkeit, männliche Gerechtigkeit, männlicher Mut als göttlich erachtet. Nun aber warf das Leben und das Kreuz Christi seinen himmlischen Glanz auf eine neue und bis dahin nicht gepriesene Art des Heldentums — auf ein Heldentum, das man ein weibliches nennen könnte, ein Heldentum der Demut, der Standhaftigkeit, der Langmut, des Erduldens, kurz: die passive Kraft des Märtyrertums. Denn das Christentum verheißt nicht — Ehre sei dem Weisen, sondern: „selig sind die Sanftmütigen"; nicht — Herrlichkeit dem Starken, sondern: „selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen"; nicht — „der Herr ist der rechte Kriegsmann, Jehovah ist sein Name", (2. Mose 15, 3), sondern: „Gott ist die Liebe". In Christo ist nicht der Verstand, sondern die Liebe das geweihte Element. In Christo ist nicht die Willensstärke, sondern die göttliche Demut verherrlicht. „Er ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze: darum hat ihn auch Gott erhöhet."

Daher kam es, daß von dieser Zeit an das Weib eine neue Stellung in der Welt einnahm. Sie, für welche die Eigenschaften, welche zum erstenmal in Christo für göttlich erklärt wurden, das charakteristische Merkmal sind, gelangte von da ab stätig und allmählich zu höherem Ansehen im Leben der Menschen. Alles was das Weib besitzt und was ihr noch werden wird, verdankt sie nicht der bloßen Zivilisation, sondern dem Geiste, der in Christo lebendig ward.

Drei Phasen sind es nun vornehmlich, in welchen diese Erlösung ihres Geschlechts bisher zur Erscheinung gekommen; drei Zeitalter haben die bedeutsamen Wahrheiten von der Göttlichkeit der Reinheit und der Stärke und Herrlichkeit des Gehorsams, — diesen charakteristischen Eigenschaften des Weibes, — zur rechten Würdigung gebracht.

1. Die Zeit des Mariendienstes.

2. Die Zeit des Rittertums.

3. Die letzten drei Jahrhunderte.

Unter der Herrschaft des Protestantismus ist die Stellung und die Bestimmung des Weibes mehr und mehr zur großen, bedeutungsvollen Frage angewachsen. Ihre „Mission“ — wie es nach den heute üblichen Schlagworten heißt — und worin dieselbe bestehe, ist eine der Tagesfragen, die gegenwärtig von größtem Interesse sind. Und falls wir nicht behaupten wollen, daß diese Wahrheit, die seit achtzehnhundert Jahren sich stets klarer und heller entfaltet, auf dem erreichten Punkt innehalten, und nicht noch mehr Licht gewinnen soll; wenn wir nicht zu der Annahme bereit sind, die Menschheit werde es nie lernen, weniger als bisher der Stärke und dem Verstande Herrlichkeit zuzuerkennen und dagegen Sanftmut, Demut und Reinheit höher zu schätzen, als dies bis jetzt geschieht, so folgt hieraus, daß Gott dem weiblichen Geschlecht noch ein größeres und herrlicheres Gebiet zur Entwicklung der ihm eigentümlichen Eigenschaften und Gaben vorbehalten hat, und daß die hehre Wahrheit, die darin liegt, daß eine Jungfrau Mutter ward, noch unerschöpft ist.

Aus diesem Grunde hielt ich es in Hinsicht auf jene Weiblichkeit und ihre Bestimmung, deren Typus die Jungfrau Maria ist, am vorigen Sonntag in unserer Betrachtung über die Herrlichkeit der Jungfrau Maria für nötig, auf zwei Dinge von der tiefsten Bedeutung hinzuweisen.

Erstens: Zu erklären, worin die wahre Herrlichkeit des Weibes besteht: Darin, daß sie ganz Weib ist, nicht aber in dem Streben danach, etwas anderes zu sein. Es ist ein Paradoxon und eine Ketzerei unserer Tage, daß die Frau erst zu ihrer Herrlichkeit gelange, wenn sie das Recht in Anspruch nähme, ihre natürliche Sphäre zu verlassen. Ihre Herrlichkeit liegt vielmehr gerade *innerhalb* ihrer Sphäre, und Gott hat ihr eine ganz bestimmte Sphäre zugeteilt; so in der Epistel an die korinthische Kirche, wenn

Paulus in jenem Kapitel voller Weisheit dem Weibe die Dinge zuweist, die dem Weibe zukommen.

Und die wahre Berichtigung jener ungeheuerlichen Empörung gegen die Natur ist die Verteidigung der Herrlichkeit der Jungfrau Maria, sowohl einerseits gegen Rom, das ihr beinahe die Herrlichkeit Gottes zuerkennt; als anderseits gegen die Ansicht, welche die besondere Herrlichkeit beider Geschlechter zusammenwirft, und das als Herrlichkeit des Weibes beansprucht, was aufgrund einer tiefen Naturordnung die Herrlichkeit des Mannes ausmacht.

Jedes Ding ist nach der ihm zukommenden Ordnung geschaffen und alles Geschaffene hat eine ihm eigentümliche Herrlichkeit. „Eine andere Herrlichkeit hat die Sonne, eine andere Herrlichkeit hat der Mond, eine andere Herrlichkeit haben die Sterne; denn ein Stern übertrifft den andern nach der Herrlichkeit.“ *) Eine Herrlichkeit hat der Mann, und eine andere Herrlichkeit hat das Weib. Und die Herrlichkeit alles Geschaffenen besteht darin, daß es seiner eigentümlichen Natur treu bleibt und sich in der ihm zukommenden Sphäre bewegt.

Marias Herrlichkeit lag weder in unbefleckter Empfängnis, noch in einem fleckenlosen Leben, noch in der Erhebung zu göttlichen Ehren. Sie besaß dieser Dinge keines. Ebensowenig beruhte ihre Herrlichkeit anderseits auf Macht oder der Forderung von sozialen oder häuslichen Rechten. Ihre Herrlichkeit war die der schlichten Weiblichkeit und der Treue gegen die, ihr von dem Schöpfer zugewiesenen Natur, die Herrlichkeit einer Mutter, die Herrlichkeit eines „sanften und stillen Geistes, der köstlich ist vor Gott“. Sie war nicht Königin des Himmels, aber sie war etwas viel Edleres: eine Kreatur nämlich, die mit dem zufrieden war, wozu ihr Schöpfer sie bestimmt hatte. In Selbstlosigkeit, Demut und Reinheit „freute sie sich in Gott ihrem Heilande, der die Niedrigkeit seiner Magd angesehen hatte“.

---

*) Luther übersetzt hier 1 Kor. 15, 41 Herrlichkeit mit „Klarheit.“ Anmerkung des Übersetzers.

Der zweite Punkt, den ich betonte, war der, daß der einzige Schutz gegen den abgöttischen Irrtum des Mariendienstes in der vollen Anerkennung der vollkommenen Menschheit Christi gegeben ist. Die volle Anerkennung; denn es ist nur eine teilweise Anerkennung der Bedeutung von der Fleischwerdung, wenn wir in ihm nur den göttlichen Mann sehen. Nicht die Männlichkeit, sondern die Menschheit ist in ihm göttlich geworden. Die Menschheit hat zwei Seiten: die eine kommt zum Ausdruck in der Kraft und dem Verstand des Mannes, die andere in der Zartheit, dem Glauben und der Unterwerfung des Weibes. Mann und Weib zusammen machen die Natur des Menschen aus — nicht aber der Mann allein. In Christus sehen wir nicht nur einen Teil verherrlicht, sondern beide: Kraft und Anmut — Weisheit und Liebe — Mut und Reinheit — göttliche Männlichkeit und göttliche Weiblichkeit — in allen edlen Naturen findet sich von beidem etwas, in ihm — dem edelsten — sehen wir es aber zu ganzer und völliger Einheit verklärt.

Bevor nicht diese Wahrheit voll erkannt und zugegeben ist, wird der Mariendienst immer wiederkehren, mögt ihr ihn noch so oft ausrotten. Er muß kommen, er wird kommen. Ich könnte ebenso gut sagen, er soll wiederkommen, bis wir die volle Wahrheit von der Inkarnation Gottes predigen und glauben. Denn, wenn wir in unseren Gymnasien als einziges Beispiel von Männlichkeit die Tapferkeit des heidnischen Kriegers und Gesetzgebers hinstellen, können wir sagen, daß wir beide Seiten der Natur Christi lehren? Als Knaben sind wir dazu erzogen Heroismus und Mannhaftigkeit zu bewundern. Wer hat uns je die christliche Liebe als den „köstlicheren Weg gezeigt?“ (1 Kor. 12, 31.) Wer hat es uns je nahe gebracht, daß „der seines Muts Herr ist, größer ist, denn der Städte gewinnet?“ (Sprüchw. 16, 32.)

Wir sehen die Gesellschaft heutzutage in zwei Teile gespalten. Die einen sind Männer der That und des Handelns; sie stellen hauptsächlich die männlichen Tugenden des Charakters dar, Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit, und sind gewöhnt, Geduld

und teilnahmvolle Empfindung fast als ein Zeichen von Schwäche zu betrachten; auf dem Spielplatz schon lernen sie ein keusches Leben für Überspanntheit, für ein Märchen zu halten, es als Sentimentalität und Charakterschwäche anzusehen, und im späteren Leben, daß es ehrlos sei, eine persönliche Beleidigung zu vergeben.

Die andere Sektion unserer Gesellschaft besteht aus Männern des Gebets und der Frömmigkeit. Aus einer oder der anderen Ursache sind dieselben merkwürdig unfertig inbezug auf männliche Reife, Weite des Urteils und Festigkeit, ja selbst Aufrichtigkeit des Charakters. Sie fußen nicht auf der Wirklichkeit, und wagen es nicht, den Problemen des sozialen und politischen Lebens ins Antlitz zu schauen; sondern vergeuden ihre Kraft in Wortgezänk, oder ziehen sich in eine trübe, unwirkliche und weibische Atmosphäre kirchlicher Träumereien zurück. Dürfen wir da sagen, daß die ganze Menschheit Christi nach ihrer zweifachen Ausgestaltung bei uns schon die rechte, praktische Anbetung gefunden habe? Machen wir nicht einen verhängnisvollen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Charaktereigenschaften? zwischen Sittlichkeit und Frömmigkeit? so, daß wir männliche, sittliche Männer einerseits und weibisch empfindsame, frömmelnde Männer anderseits haben? Aber wo sind unsere christlichen Männer, in denen der ganze Christus Gestalt gewonnen hat, alles was tapfer, wahrhaftig und verständig, neben dem, was zart, fromm und rein ist? Wer belehrte uns je, in Christus alles das anzubeten, was im edelsten Sinne männlich und daneben alles, was im besten Sinn weiblich ist, auf daß auch wir nach unserem Maße eben danach streben möchten? Und wenn nicht, wundert ihr euch darüber, daß Männer, die es fühlen, wie unvollkommen ihr Christentum, blindlings versuchen, demselben durch Mariendienst aufzuhelfen?

„Ich fasse die Summe dessen, was am vorigen Sonntage gesagt wurde, in wenige Sätze zusammen. Ich sagte, daß das Christentum die göttliche Herrlichkeit der schwächeren Elemente unserer Natur zum Ausdruck gebracht habe. Das Heidentum, ja selbst das Judentum, hatte zuvor nur die Herrlichkeit ihrer stärkeren

und männlichen Seiten anerkennt. Der römische Katholik unserer Tage sieht in Christus nur die männliche Seite der Menschennatur, und Sanftmut und Reinheit — ihre weibliche Seite — erblickt er in der Jungfrau Maria. Kein Wunder, daß er mit diesem Irrtum an der Spitze seiner Begriffe dazu überging, sie anzubeten; kein Wunder, daß, seit das Christentum Demut und Reinheit für göttlicher erklärte, als Stärke und Verstand, er im Lauf der Zeit dazu kam, die Jungfrau noch höher zu verehren, als Christum. Dies ist, glaube ich, der wahre Verlauf und die Geschichte des Marienkultus.

Die Bibel sieht in Christi Person beide Seiten der menschlichen Natur, in eins verbunden, und Paulus erklärt in der Epistel an die Galater: „In ihm ist weder Jude noch Grieche, weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib.“ In eins verschmolzen, und nicht mehr zu unterscheiden, begegnen sich in ihm männliche und weibliche Natur in göttlicher Weise. Ich sage daher: die Fleischwerdung Gottes in Christo ist, recht erkannt, in sich schon Abwehr gegen alle Anbetung der Maria. Denkt ihr euch Christum nur als männlichen Charakter, verherrlicht durch seine Vereinigung mit der Gottheit, so hat euer Christentum eine entsetzliche Lücke, eine Leere, einen Mangel — dessen unvermeidliche Ergänzung und Heilung der Marienkult zu werden droht, so sicher ihr euch auch dagegen wähnt; und so stolze und starke Sprache ihr jetzt vielleicht noch dagegen führt. Leute, die ebenso schroff und streng urteilten, sind Anbeter der Maria geworden. Mit einer halben Vorstellung von Christus seid ihr davor nicht sicher. Aber erfaßt ihn als das göttlich-menschliche Wesen, in welchem beide Seiten unseres Doppelseins göttlich und verherrlicht sind — dann besitzt ihr die Wahrheit, die der Romanismus verstümmelt und in einen Götzendienst verwandelt hat, der für alle verderblich und bei ungeistigen Menschen sinnlich und erniedrigend wirkt.

Nun giebt es zweierlei Art, dem Irrtum zu begegnen. Einmal, indem man — wie ich es soeben hinsichtlich der irrtümlichen Anbetung Marias versuchte, in demütiger Nachfolge Christi

und seiner Apostel — die Wahrheit herauszuschälen sucht, aus welcher der Irrtum entsprang, und sie klar und fest und ohne Polemik bezeugt, dessen gewiß, daß sie dem wahrheitsliebenden Gemüt Schutz genug sein wird gegen den Irrtum.

Eine andere Weise begegnet dem Irrtum, indem sie ihn mit Drohungen niederzuwerfen sucht, und manchen Menschen will dies als die einzig richtige Art erscheinen, in der wahrer Eifer sich erweist. Dies ist nun freilich sehr leicht und erfordert keine Selbstbeherrschung, sondern nur ein Nachgeben gegen jede schlechte Leidenschaft. Es ist sehr leicht, Rom eine Mutter der Hurerei und aller Greuel zu schelten — sehr leicht, eine heftige Sprache gegen verdammungswürdige Abgötterei zu führen — sehr leicht, für Apostel, Feuer vom Himmel herabzurufen auf Samariter, welche Christum nicht aufnehmen wollen, und sich zu schmeicheln, dies sei Eifer um Gott. Aber es mag uns heilsam sein, uns an den überraschenden Kommentar Christi zu erinnern: „Ihr wisset nicht, wes Geistes Kinder ihr seid.“ Es giebt solche, die es für einen sicherern und zuverlässigeren Protestantismus halten, jene populären Schlagworte zu gebrauchen. Sei es drum. Aber, so Gott mir helfe, ich will das nicht! Die Majestät der Wahrheit bedarf anderer Bollwerke als gemeiner und hochmütiger Vorwürfe. Rohe und heftige Ausdrücke, vor dreihundert Jahren durch den Brauch jener Tage entschuldbar, waren im Munde der Reformatoren, die auf Tod und Leben kämpften und leicht berufen sein konnten, ihre kühnen Herausforderungen mit dem Tode zu bezahlen — mutig und tapfer. — Aber dieselbe herausfordernde Sprache bedeutet heutzutage, wo sie kein persönliches Risiko in sich schließt, und inmitten Hunderter von Männern und Frauen, die bereit sind, Leidenschaftlichkeit für bewundernswürdigen Eifer anzusehen und zu preisen, einfach Feigheit, vor der jeder edelgeartete Mensch zurückchreckt. Ihr werdet nicht des Geistes der Reformatoren teilhaftig, wenn ihr euch in ihre abgetragene Rüstung steckt —, sondern wenn ihr dieselben Gefahren besteht, denen diese edlen Streiter sich aussetzten. Ihre groben Worte machen nicht den Protestanten, son-

dern ihr großes, tapferes Herz! Ach, seid überzeugt, wessen Seele ihren Anker in das tiefe, ruhige Meer der Wahrheit geworfen hat, der verbraucht seine Kraft nicht mehr im Toben gegen die, welche noch von dem Wind des Irrtums umgetrieben werden. Krampfhafte Leidenschaftlichkeit der Worte ist eins, Kraft der Überzeugung — ein anderes.

Wann, o wann werden wir es lernen, daß Treue gegen Christum vielmehr durch die Stärke unserer Sympathie für die Wahrheit, als durch das Maß unseres Hasses gegen den Irrtum bezeugt wird. Ich will euch sagen, was ihr hassen sollt. Haßt die Heuchelei — haßt die geistliche Phrase — haßt die Unduldsamkeit, die Bedrückung, die Ungerechtigkeit — haßt das Pharisäertum — und haßt das alles, wie Christus es haßte: mit einem tiefen, lebendigen, gottähnlichen Haß.

Aber haßt nicht Menschen, die in geistigem Irrtum befangen sind. Einen Menschen um seines Irrtums willen hassen, ist gerade so thöricht, als wenn man jemand hassen wollte, der beim Aufstellen einer Rechnung sich zu seinem eigenen Schaden geirrt hat. Der Katholik hat sich zu seinem Nachteil verrechnet. Er ist der vollen Herrlichkeit seines Herrn und Meisters verlustig gegangen. Wohlan — sollen wir ihn deshalb hassen, verfluchen und gegen ihn toben und wettern? Oder wollen wir uns zu ihm setzen, ihn zu verstehen trachten, die Dinge von seinem Standpunkt aus ansehen, und es versuchen, die Wahrheit zu erkennen, nach der seine Seele ausschaut, um dann für ihn und für uns die Wahrheit zu ergreifen und „in Sanftmut unterweisen, die, so sich wider uns setzen?"

Der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung ist die Herrlichkeit des göttlichen Sohnes.

„In dem Zeichen offenbarte er seine Herrlichkeit."

Wir sagen inbezug auf diese Herrlichkeit:

1. Die Herrlichkeit Christi nahm nicht erst mit diesem Zeichen ihren Anfang: sie wurde nur durch das Wunder offenbar.

Seit dreißig Jahren lag die wunderwirkende Macht in ihm, und diese Macht war nicht in höherem Sinne göttlich, da sie nun in sichtbarer Offenbarung hervorbrach, als da sie noch ungeahnt und ungesehen in ihm lag. Bis zu dieser Zeit hatte er sie nur in den gewöhnlichen Vorkommnissen seines Jünglingslebens bewiesen. Im Gehorsam gegen seine Mutter, in der Liebe zu seinen Brüdern. Sie waltete ebenso göttlich in diesen einfachen Vorgängen seines Lebens, als nun sie sich in erstaunlicher und wunderbarer Weise äußerte. Es war in ihm ebenso sehr das Leben Gottes auf Erden, wenn er eine Handlung gewöhnlicher, menschlicher Liebe oder menschlicher Pflicht verrichtete, als wenn er etwas Außerordentliches that, wie die Verwandlung des Wassers in Wein. Gott offenbarte sich ebenso sehr, ja, mehr noch, in dem täglichen Leben und Lieben Christi, als in seinen Wundern. Das Wunder machte nur die verborgene Herrlichkeit sichtbar. Das Außergewöhnliche offenbarte nur, daß das Gewöhnliche in ihm göttlich war, und eben dies war der Zweck des Wunders. Es sollte seine Herrlichkeit „offenbaren". Wenn aber, statt die Menschen zum Schauen der wahren Herrlichkeit in Christi sonstigem Leben zu erwecken, das Wunder allein ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, und sie glauben konnten, die einzige Herrlichkeit, welche von Gott ausgehe, läge in dem, was wunderbar und ungewöhnlich ist, dann ging die ganze Absicht des Wunders an ihnen verloren.

Wir wollen uns dies an einem Beispiel deutlich machen. Dem Kundigen offenbart der Blitz nur die für einen Augenblick sichtbar gewordene, aber überall vorhandene Elektricität. Sein Erscheinen erinnert ihn allemal daran, daß der Blitz unsichtbar im Tautropfen so gut wie im Nebel und in der Wolke schlummert, und daß er in dem Wasser, das er täglich verbraucht, ein Atom an das andere bindet. Für den gewöhnlichen Menschen ist der Blitz dagegen etwas Einzigartiges, etwas, das nur da existiert, wo es sich zeigt. Der Blitz besitzt für ihn eine furchterregende Herrlichkeit, nicht aber der Tautropfen, weil er das, was der Forscher

weiß, nicht ahnt, daß nämlich der Blitzstrahl mit all seinen Schrecken darin wohnt.

In derselben Weise ist für den Halbgläubigen ein Wunder das einzig gültige Zeugnis von Gott. Ohne dasselbe kann er des Daseins Gottes nicht gewiß werden.

Dem wahren Jünger aber offenbart das Wunder nur die Macht und die Liebe, die überall ihre leise Thätigkeit entfalten: und zwar ebenso gewiß und wahrhaftig in der allmählich sich vollziehenden Heilung eines Geisteskranken, wie in der plötzlichen Austreibung der Legion von dem Besessenen; ebenso göttlich in der Gabe des täglichen Brotes, wie in der wunderbaren Vermehrung derselben. Gottes Herrlichkeit ist wirksam bei dem Wachstum des Weinstocks und dem Reifen der Traube sowohl als bei dem Übergang des Mostes in Wein. Es ist nicht größere, sondern nur offenbar werdende Herrlichkeit, wenn auf seinen Befehl das Wasser plötzlich zu Wein wird. Sei gewiß, daß, wenn du nicht mit David Gottes Gegenwart in dem jährlich wiederkehrenden Wunder fühlst, nicht fühlst, daß es Gott ist, der in der Weinlese jeden Jahres den Wein giebt, der das Herz des Menschen fröhlich macht, dann würde auch das plötzliche Wunder in Kana dir nicht die Überzeugung seiner Gegenwart verliehen haben: „denn höret ihr Mosen und die Propheten nicht, so werdet ihr auch nicht glauben, ob jemand von den Toten auferstünde."

Wunder haben nur dann ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie uns lehren, wie unser tägliches Leben von Herrlichkeit und ehrfurchtgebietenden Dingen umringt ist. Gott offenbart sich im Wunder auf einen Augenblick, damit wir daran gedenken, daß er es ist, der beständig wirkt, auch da, wo kein Wunder zu sehen ist.

Dies ist die tiefe Bedeutung der Wunder, deren die meisten Menschen verlustig gehen. Sie glauben an Jesu göttliches Leben, weil — er Wunder gewirkt. Ist aber ihr Wunderglaube erschüttert, dann fällt auch ihr Glaube an Christus dahin. Werden die Beweise für die Glaubwürdigkeit der Wunder Jesu abgeschwächt, so ist ihnen damit die geheimnisvolle Herrlichkeit von seiner Geschichte

abgestreift. Sie können sich nicht überzeugen, daß sein Leben ein göttliches war. Diese Liebe bis in den Tod trägt für sie nicht das deutliche Siegel der göttlichen Beglaubigung an sich, noch dieses Leben einer beständigen Selbstaufopferung, die unwiderleglichen Spuren der Gottessohnschaft. Seht, was hieraus folgt. Ist dies wahr und bilden Wunder den sichersten Beweis für Christi göttliche Mission, so kann Gott nur in dem Wunderbaren erkannt werden, dann ist Gott nicht vornehmlich in dem zu finden, was gut ist. Durch göttliche Kraft verwandelt ein menschliches Wesen Wasser in Wein. Aber weniger gewiß wäre es göttliche Kraft, durch welche er ein Zeuge der Wahrheit wird — den Feinden vergiebt — es zu seiner Speise macht, des Vaters Willen zu thun und sein Werk hinauszuführen! Es wäre uns gewisser, daß Gott in Christo war, da er zu dem Gichtbrüchigen sagte: „Stehe auf und wandle", als da er in vergebender Liebe sprach: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben." Gewisser, wenn er Hochzeitsgäste mit Wein versorgt, als wenn er sagt: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun." Ach, welch seltsame, niedere und gemeine Würdigung der wahren Herrlichkeit des Gottessohnes; dieselbe falsche Vorstellung, die sich durch unser ganzes Leben zieht und sich auf alle Weise äußert — Gott im Sturm erblickt, im Erdbeben, im Feuer — aber nicht in dem stillen, sanften Sausen; Herrlichkeit sieht im Blitzstrahl — aber weder Herrlichkeit noch Gott in dem geringfügigen Tautropfen; Herrlichkeit zuerkennt dem Verstand und dem Genie — aber nicht der Sanftmut und der Geduld; Herrlichkeit erblickt in jeder Art von Macht — nur nicht in der innerlichen, unsichtbaren Kraft des Lebens aus Gott in der Menschenseele.

„Ein arges und ehebrecherisches Geschlecht sucht nach Zeichen."

Seht den fieberhaften Eifer, mit welchem die Menschen zu jeder Vorstellung strömen, wo — wirklich oder vorgeblich — neuentdeckte Kräfte produziert werden. Was liegt diesem Fieber anderes zugrunde als die ungläubige Sucht nach Zeichen? Nach einem Wunder, das ihnen das göttliche Leben zeigen soll, für welches sie

erst ungenügende Beweise haben. Als ob das Brot, das sie essen, und der Wein, den sie trinken — von Gott zu Sinnbildern seines Sakraments ausersehen, weil sie die gewöhnlichsten Dinge des täglichen Lebens sind — nicht von der Gegenwart seiner Liebe erfüllt wären; als ob Gott sie nicht auf ihrem Wege geleitete, an ihrem Bette stünde und all' ihr Vorhaben erforschte!

Auf diese seltsame Weise ist uns Christus gepredigt worden. Die Wunder, die uns auf die Göttlichkeit seiner Güte hinweisen sollten, haben uns durch den Glanz ihrer Macht geblendet. Wir haben vergessen, was sein erstes Zeichen darthut: daß ein Wunder nur „offenbar gewordene Herrlichkeit" ist.

II. Christi Herrlichkeit bestand darin, alle natürlichen Dinge zu heiligen (d. h. ihre Heiligkeit kund zu thun); — alle natürlichen Beziehungen und alle natürlichen Freuden.

Alle natürlichen Beziehungen. Er heiligte eine Hochzeit durch seine Gegenwart. Erinnert euch hierbei an das, was dem vorangegangen war. Bis dahin war das Leben Johannes des Täufers die höchste in Israel bekannte Form religiösen Lebens. Ein asketisches Leben; ein Leben der Einsamkeit und strenger Büßungen. Er trank keinen Wein, er genoß keine wohlschmeckende Nahrung, er nahm kein Weib, er trat in gar keine menschlich-persönlichen Beziehungen. Es war Gesetz dieses ernsten und in seiner Art erhabenen Lebens, jedes menschliche Gefühl als Schwachheit auszureißen und jeden natürlichen Instinkt zu ertöten, um dafür eine desto intensivere Geistlichkeit zur Entfaltung zu bringen. Ein in seiner Weise großartiges Leben, aber unbestreitbar unnatürlich.

Das erste öffentliche Auftreten unseres Erlösers nun findet auf einer Hochzeit statt, die er samt seinen Jüngern besucht. Er weiht damit die Ehe und die Neigungen, die zur Ehe führen. Er verkündet die Heiligkeit jener Gefühle, die zuvor für fleischlich, niedrig und menschlich galten. Er prägt menschlichen Freuden, menschlichen Beziehungen, menschlicher Gemeinschaft sein Bildnis auf und thut auf diese Weise kund, daß sie mehr seien als nur

menschlicher Art, er erhebt sie gleichsam zu sakramentaler Natur: zu Mitteln, durch welche Gott zu uns naht, zu Abbildern und Schatten, vermittelst welcher uns erst Gemeinschaft im höheren und tieferen Sinne ermöglicht wird. Denn durch menschliche Zuneigungen lernt die Seele es zuerst empfinden, daß sie eine göttliche Bestimmung hat. Durch ein Sehnen nach Vergänglichem, das unbefriedigt bleibt, erhebt sich der Geist und sucht zuerst nach Höherem. In dem unaufhaltsam hervorbrechenden Strome menschlicher Zärtlichkeit offenbart sich zuerst der Unsterbliche und Unendliche in uns. Der Mensch kennt nicht eher die Kraft seiner Empfindungsfähigkeit, bis eine ihn mächtig erschütternde Liebe oder ein tiefer Schmerz ihm die Seele vermenschlicht hat. An einem irdischen Gemeinschaftsbande hat Gott uns das einzig wahre Verlöbnis versinnbildlicht und uns die Hochzeit der Seele mit ihrem ewigen Herrn begreifen gelehrt.

Die Herrlichkeit des Christentums besteht darin, all' diese menschlichen Empfindungen heilig zu sprechen. Deshalb bringt die Kirche die Heiligkeit derselben in einer religiösen Handlung zum Ausdruck, wie in der Trauung. Mißversteht mich indes nicht. Die Kirche kann nicht heilig machen, was an sich unheilig ist: sie ist nur wie der Mond auf Erden ein Zeuge des Lichtes am Himmel; durch ihre Handlungen und Einrichtungen legt sie nur Zeugnis ab für ewige Wahrheiten. Sie kann mittels ihrer Handreichung nicht ein Kind des Teufels durch die Taufe in ein Kind Gottes umwandeln; sie kann nur in autoritativer Weise die erhabene Wahrheit bezeugen, daß es seiner Bestimmung nach nicht ein Kind des Teufels, sondern ein Kind Gottes ist. Sie kann das eheliche Band nicht heilig und unauflöslich machen, sie kann nur die Heiligkeit, welche in der schon geschlossenen Vereinigung zweier Seelen liegt, bezeugen. Und die Worte, die sie ihrem Geistlichen in den Mund legt, lauten also: „Sofern diese Personen eins geworden" — dies der geheiligte, natürliche Vorgang — „gebe ich sie als Mann und Weib zusammen" — dies das autoritative Bezeugen der Thatsache.

Weiter offenbart sich Christi Herrlichkeit darin, daß er die Heiligkeit aller natürlichen Freuden darthut.

Christus führte seine Jünger nicht nur auf eine Hochzeit, sandern auf ein Hochzeitsfest. Nun können wir diese einfache Thatsache nicht dadurch umgehen, daß wir die Hochzeit für eine religiöse Handlung erklären; das wäre Sophisterei. Es war Teilnahme an einer Festlichkeit im Leben; so deutlich es Worte vermögen, wird hier ein Gastmahl, ein menschliches Freudenmahl beschrieben. Die Ausdrucksweise des Speisemeisters, als ob die Gäste ordentlich getrunken hätten, sagt uns natürlich nicht, daß Ausschreitungen vorgekommen, aber daß Heiterkeit und Lustigkeit rege gewesen.

Wir können diese Lektion auch nicht mit der Behauptung wegdeuteln, daß uns dies nicht als Beispiel dienen könne; denn Christus sei dort gewesen, um Gutes zu thun, und was ihm gefrommt, dürfte für uns doch möglicherweise schadenbringend sein. Wenn er uns aber in diesem Fall, wo er eine Einladung annahm, nicht zum Muster dienen kann, wie können wir alsdann sicher sein, wo sein Leben uns wirklich ein Vorbild ist? Außerdem nahm er seine Jünger mit sich, und seine Mutter war auch da: und diese waren nicht — wie er selbst — durch fleckenlose Reinheit geschützt. Zunächst war er als einfacher Gast dort, erst später als Messias und damit bezeugt er die Heiligkeit natürlicher Freuden.

Hierin offenbarte Christus also aufs neue seine besondere Herrlichkeit. Die Versuchung und die Zeit in der Wüste lagen hinter ihm; die Taufe Johannis und das Leben der Enthaltsamkeit, zu dem sie der Eingang gewesen, waren vorüber. Jetzt kam der Bräutigam in der ganzen wahren Herrlichkeit des Messias — nicht in einem Leben der Askese, sondern der Gottseligkeit — nicht indem er sich abschloß vom Leben, sondern indem er es weihte; indem er dem einfachsten Thun göttlichen Geist einhauchte — indem er die Einladung zu einem Feste annahm — indem er Wasser zu einem höheren Getränk adelte. Denn das Christentum zerstört das Natürliche nicht, sondern veredelt es. Wasser in Wein — Gewöhnliches in Heiliges wandeln — darin besteht seine Herrlichkeit.

Das asketische Leben der Enthaltsamkeit, des Fastens, der Strenge und der Absonderung ist eine niedrigere Form der Religion. Ein Leben der Gottseligkeit dagegen offenbart die Herrlichkeit Christi. Es scheint für die gewöhnliche Einbildungskraft eine viel größere Sache, ein religiöses Leben nach dem Vorbild und Muster Johannes des Täufers zu führen — zu fasten — jede natürliche Neigung zu ersticken — keine Festlichkeit zu besuchen — sich in Einsamkeit zu hüllen und von allen geselligen Freuden fern zu halten; ja, und es ist viel leichter so zu leben und auf die Art in den Ruf der Frömmigkeit zu gelangen. Ein schweigsamer Mensch gilt leicht für weise. Einen Menschen, der niemandem gestattet, ihn auf dem gewöhnlichen Tummelplatz des Lebens und im Hauskleid zu sehen, ist es leicht, einen geheimnisvollen Schleier unbestimmter Heiligkeit um sich zu weben und von den Menschen als Heiliger verehrt zu werden. Das Unbekannte ist immer wunderbar. Aber das Leben dessen, den die Menschen einen „Fresser und Weinsäufer" schalten und den „Gesellen der Zöllner und Sünder" nannten, offenbarte eine weit himmlischere Religion. Nicht gilt es, sich in falschen Dunst der Heiligkeit zu hüllen, sondern es wagen, sich so zu zeigen wie wir eben sind, ohne angenommene Feierlichkeit oder falsche Zurückhaltung und ohne einen Unterschied zwischen uns und anderen Menschen zu machen: am Hochzeitsmahl teilzunehmen, der Einladung des reichen Pharisäers Simon wie des verachteten Zöllners Zachäus zu folgen, uns unter Menschen zu begeben, ohne affektierte Besonderheiten, zufrieden damit, Geschöpfe zu sein, die für den täglichen Bedarf der Menschen weder zu gut, noch zu schade sind.

Und dennoch, inmitten von alle diesem ein geweihter Mensch bleiben, dessen Versuchungen und dessen Einsamkeit nur seinem himmlischen Vater bekannt sind, ein ausgesondertes Wesen, nicht von der Welt; in seines Herzens Tiefen allein mit Gott; den Becher der Freuden dieser Welt an die Lippen setzen und sich doch nicht daran berauschen — all' ihrer Größe fest ins Auge blicken und nicht davon geblendet werden — einfach und schlicht bleiben

in seinen persönlichen Bedürfnissen, die Schönheit der Welt fühlen und ihrer Sklaverei Trotz bieten — das ist das schwere, seltene und herrliche Leben Gottes in der Menschen Seele.

Und dies war die besondere Herrlichkeit des Lebens Christi, wie sie sich „offenbarte in dem ersten Zeichen, das Jesus that zu Kana in Galiläa“.

Die Versuchung Abrahams.

Genesis 22.

Die Anfechtung in Abrahams Prüfung war, daß er „von Gott versucht" ward. Das war die Prüfung seines Lebens; und gerade dies ist es, was den Charakter erst fest macht.

1. Es war dies nicht seine einzige Prüfung. In Wahrheit war sein ganzes Leben eine Prüfung gewesen. Äußerlich — Wohlergehen, innerlich — Leiden. Während langer Jahre, in denen sein Leben dahinschwand, hatte er keinen Nachkommen. Dann kam die Trennung von Lot, dann die Verstoßung Hagars und die endgültige Scheidung von Ismael. Weiter war er zweimal der Möglichkeit ausgesetzt, Sarah und das eigene Leben zu verlieren, Lots Gefahr, öffentlicher Notstand, Hungersnot — alles kam zusammen, um die Summe voll zu machen. So war sein inneres Leben bei einem äußerlich verhältnismäßig ruhigen Dasein.

Das Leben ist Versuchung — ja, Versuchung vonseiten Gottes. Christus wurde vom Geist in die Wüste geführt, „auf daß er vom Teufel versucht werde."

Ein trauriger Gedanke. Aber wenn es anders wäre? — Welchen Wert hat „Klostertugend"? In einigen Prüfungen kam Abraham zu Fall; in andern blieb er Sieger.

Er war keineswegs ein vollkommener Mensch; kein Tugendheld aus der Welt der Dichtung. Er lebte ein reales Leben.

Was schadet Straucheln und Mißlingen, wenn nur das Herz im Kern gesund bleibt?

Durch Erfahrung lernen, das ist die Hauptsache! Nicht daß ein Mensch fehlerlos gewesen, aber daß er lerne aus den Fehltritten Kraft zu ziehen, darauf kommt es an!

2. Die Prüfungen werden nicht leichter, während wir fortschreiten. „Nach diesen Geschichten." Wie, noch keine Ruhe? Giebt es keinen Platz ehrenvollen Feierabends für den Emeritus? Nein, schwerer und schwerer die Prüfungen. Für den christlichen Streiter ist nur im Grabe Ruhe vorhanden. Bleibt der Mensch Sieger, so thun sich ihm neue Prüfungen auf, und neue Siege reihen sich daran.

Ja, selbst dieser Sieg leistete für Abrahams Zukunft keine Gewähr.

Prüfungen überfallen uns, wo wir am verwundbarsten sind. Überall, an Kopf, Herz und Fuß. Daher werden wir nie unsere Rüstung ablegen können.

Wir betrachten:

1. Die Schwierigkeiten der Prüfung;
2. die Art derselben;
3. wie Abraham dieselben bestand.

1. Die Schwierigkeiten.

Gott schien ein Unrecht zu verlangen — ein Menschenopfer gut zu heißen.

Wir antworten darauf: Gott verlangte es nicht. Man muß die Erzählung als Ganzes betrachten, am Anfang schon auf das Ende hinblicken. Hätte sie mit Abrahams Vollziehung des Opfers ihren Abschluß erreicht, ich wüßte nicht, was man darauf sagen könnte. Diese Geschichte bliebe ein dunkler, peinlicher Punkt in der Schrift; und die Lehre von der Allmacht Gottes wäre selbstverständlich keine genügende Erklärung. Aber „lege deine Hand nicht an den Knaben", so lautete der Endbescheid. Wir müssen hier unterscheiden. Menschenopfer waren verboten.

Gott verlangte thatsächlich Unterwerfung des Willens, obwohl er ein Menschenopfer zu verlangen schien. Aber noch weiter.

Es erschien Abraham nicht als Unrecht. Die Behauptung, Gott habe das Unrecht nicht befohlen, ist keine genügende Erklärung. Hätte es den Anschein gehabt, als beföhle Gott ein Unrecht, so bliebe das Bedenken bestehen. Abrahams Glaube hätte sich alsdann darin erwiesen, um Gottes Willen ein Unrecht zu begehen.

Aber es verhielt sich anders. Abraham wohnte in einem Lande, in welchem Menschenopfer gebräuchlich waren. Er war mit der Idee vertraut. Gerade so, wie vertraut sein mit Sklaverei dieselbe weniger entsetzlich erscheinen läßt, so das Vertrautsein mit dieser Art Gottesverehrung als einer auf Üeberzeugung ruhenden Sitte, Abraham viel von dem Grauen benahm, das wir dabei empfinden. Sonst hätte er durch Gehorsam ja nicht Glauben bewiesen, sondern —. Denn bedenkt nur! Eine Stimme gebietet ihm, die erste Regel des Gewissens zu übertreten. Hätte er das nicht als eine entsetzliche Versuchung des Teufels ansehen müssen?

Könnte uns irgend ein Wunder von der Rechtmäßigkeit solchen Opfers überzeugen? Unser Glaube müßte sich erweisen im Nichtgehorchen dieser Stimme und sprechen: „Die Stimme in mir ist Gottes Stimme, nicht aber jene".

Es ist von der größten Wichtigkeit, daß Abrahams moralisches Bewußtsein nicht unter diesem Befehl zu leiden hatte.

Es giebt keinen entsetzlicheren Konflikt als den Widerstreit zweier Pflichten! Wie z. B. bei Jephtas und Herodes Gelübden.

Aber es ist noch fürchterlicher, wenn Gottes Gebote durch Wunder unterstützt das zu fordern scheinen, was seine Stimme in uns verbietet. Ich sehe da kein Entrinnen als Wahnsinn. Ich erwähne dies, weil man der Täuschung verfallen kann, es sei Pflicht, das Gewissen zu opfern.

Denn einige folgern also: Wenn es edel ist, das Leben hinzugeben für Gott oder Menschen, wie viel größer ist es da noch, die eigene Seele zu opfern! eine Lüge zu sagen, um eines anderen Leben zu retten; wider die eigene Überzeugung zu reden, um eine Lehre

zu begründen; die Tugend für einen Geliebten hinzugeben; politische Überzeugung zu verleugnen, um seine Partei zu retten. Derartige Argumente werden oft von guten, aber schwachen Charakteren vorgebracht. Hätte Abraham sein Gewissen geschändet, so hätte er nicht Glauben bewiesen, sondern Sünde gethan. Ich sage euch: weist solche Argumente als teuflische Versuchungen zurück. Wer sein Rechtsbewußtsein, sein Gewissen für einen andern opfert, opfert das Gottähnliche in sich, nicht aber das eigene Ich.

II. Die Art der Prüfung.

1. Die sie begleitenden Umstände erschwerten und verschärften sie auf eine herausfordernde Weise. „Mein Sohn — mein einziges Kind — das ich liebe — an dem meine ganze Zukunft hängt — der lang Ersehnte — der Erbe — an den alle Verheißungen geknüpft sind — der mir so teuer — alles — — nur d a s nicht!"

Es scheint fast, als finde Gott eine hämische Freude an dem Schmerz, den er verursacht. Die furchtbarste Prüfung dabei ist nun eben der Gedanke: das fordert Gott? Und sein Name soll die Liebe sein? Er will Vater heißen? mit nichten, er ist ein unersättlicher Tyrann und seine Tyrannei ist die der Gewalt.

Vergebt diese Lästerung. Ich fasse nur die Gefühle der Empörung in Worte, d i e m a n c h e s H e r z, wenn es gewagt, in der Versuchungsstunde hätte äußern können. Ihr, die ihr so gelitten, ihr seid imstande, Abrahams männliche Resignation zu würdigen. Das Vatergefühl unterdrücken, hat auch ein Römer gekonnt; aber es unterdrücken und noch sprechen: Nicht das Schicksal, sondern die Liebe verlangt es — und zwar so sprechen ohne Murren und ohne Trotz, entschlossen und gestählten Herzens, mit einem Wort: im V e r t r a u e n auf Gott — darin sollte er sich bewähren.

2. Mit eigener Hand.

Nicht durch einen Stellvertreter; nicht wie die Eltern Mosis, die dem Befehl des Königs zwar gehorchten, aber die Dinge dem Zufall überließen und auf eine günstige Möglichkeit hofften. Bei Abraham sollte Entrinnen ausgeschlossen sein.

Wir pflegen in feiger Weise Opfer zu bringen; wir lassen

dem Zufall Spalten offen. Auf sein Gebot zerschneiden wir nicht mit eigner Hand die teuersten Bande. Wir machen uns nicht unwiderruflich auf den Weg, sondern warten auf den Eintritt eines Ereignisses, das die Ausführung unseres Entschlusses unmöglich machen soll. Sind wir aber aufrichtig gegen uns, dann hören wir, daß unser Gewissen die furchtbare Forderung stellt: Ja, mit eigner Hand! Das Messer muß scharf sein, und der Streich fest geführt werden. Dein Opfer muß das eigene Herz und der Priester deine eigene Hand sein. Nicht die Umstände dürfen das Opfer für dich vollbringen.

III. Wie Abraham die Prüfung bestand.

1. Ohne Prahlerei.

Die Knechte ließ er zurück und ging allein. Wäre das Opfer vollzogen worden, so hätte doch niemand sagen können, wie es dabei zugegangen; ob die Lippen des Vaters gezittert, während die Hand des Hebräers fest geblieben. Im Geheimen wäre es vollbracht worden, und nur Gott hätte es gesehen.

Wir sehen hier keine Ruhmredigkeit — keine Gefühlszergliederung — kein Selbstgefühl. Menschen die Opfer bringen sprechen nicht darüber. Wir sehen hier keine Neigung zu theatralischer Schaustellung, die so gewöhnlich und vom Übel ist. Wahre Opfer werden allein und im Verborgenen vollbracht. — Die Welt erfährt viel zu viel von dem, was wir fühlen und was wir verlieren.

Abrahams Entschluß stand fest. Zwei Einzelheiten bezeugen es uns. 1. Abraham sagte Sarah nichts davon. Das Mutterherz würde gefleht und das Opfer vereitelt haben. Wissen wir nicht, wie Männer einem schwächeren Wesen — der Mutter oder dem Weibe — von der Gefahr sprechen, welcher sie sich aussetzen müssen, in der geheimen Hoffnung, dieselben würden das thun, was für uns Männer eine Schande wäre — Anzeige davon erstatten, oder es verhindern, vielleicht auch unter Thränen und Flehen uns vor uns selbst rechtfertigen, wenn wir das Opfer unterlassen?

Abraham sagte weder Sarah noch Isaak etwas. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte seinem Sohn das Leben nehmen.

Frage dich, wenn du eine edle That beabsichtigst, die nachher verhindert wird, ob es dir Ernst damit gewesen? Abraham erwartete nicht, Isaak zurückzuerhalten. Hätte er auf das gerechnet, was hernach eintrat, so hätte er kein Opfer vollbracht.

Es giebt Menschen, die Opfer bringen in der Hoffnung auf Wiedervergeltung. Sie sagen und lehren also: „Thue Recht, dein Schade wird es nicht sein. Gieb hin, auf diese oder jene Weise wird Gott dich dafür entschädigen.“

Gewiß meine Brüder. „Es ist niemand, der ein Haus verläßt, oder Eltern, oder Brüder, oder Weib, oder Kinder um des Reichs Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfange in dieser Zeit und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.“ Wirst du aber durch solche Gründe geleitet, so hast du nicht Religion, sondern treibst Handel, Tauschhandel. Bringst du dein Opfer in der Hoffnung, Gott werde dir deinen Isaak zurückerstatten, so ist das kein wahres, sondern nur ein Scheinopfer.

Es liegt ein unendlicher Gewinn im Opfer, der aber nicht immer der Art desselben entspricht. Nicht immer wird dir dein Isaak zurückgegeben. Du wirst beim Wort genommen. Deshalb thue Gutes, aber erwarte keinen Lohn dafür.

Die Anwendung auf uns.

1. Das christliche Opfer ist Unterwerfung des Willens, das Aufgeben des eigenen Ich. Wenn unser Wille sich völlig unterworfen hat, dann spricht Gott: „Nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, und hast deines einigen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen.“ Gott hatte kein Wohlgefallen an Isaaks Blut, sondern an Abrahams Wollen; nicht an Christi Blut, sondern an dem: „Nun weiß ich!“

2. Wahre Liebe.

„Den du lieb hast!“

Wäre Abraham nicht Willens gewesen, Isaak der Hand Gottes zu übergeben, so wäre auch seine Liebe zu Isaak schwächlich gewesen.

„Ich könnte dich, Geliebter, nicht so lieben,
Wenn ich die Ehre nicht noch höher stellte.“

Wer um des besten Freundes willen die Pflicht hintenanstellt, wird auch den Freund dem eigenen Interesse opfern.

Wir brauchen nicht nach Opfern auszuschauen, noch um ein Kreuz verlegen zu sein!

Manche Menschen sind von dem heißen, romantischen Wunsch beseelt, Opfer bringen zu dürfen! An Gelegenheit dazu wird Gott es dir nicht mangeln lassen. Täglich und stündlich wird sie dir werden, besser als wenn du sie dir selbst gesucht.

Gott wird sich schon ein Lamm zum Brandopfer ersehen.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.